Oden
und
andere Gedichte.

* *

CICERO pro A. Licinio ARCHIA poëta cap. VI.

Ego fateor, me his ſtudiis eſſe deditum - - - - - Quis me reprehendat, aut quis mihi iure ſuccenſeat, ſi, quantum caeteris ad ſuas res obeundas, quantum ad feſtos dies ludorum celebrandos, quantum ad alias voluptates, & ad ipſam requiem animi & corporis conceditur temporum: quantum alii tribuunt tempeſtiuis conuiuiis: quantum denique aleae, quantum pilae: tantum mihi egomet ad haec ſtudia recolenda ſumſero?

Frankfurt und Maynz,
bey Franz Varrentrapp.
M DCC L.

Verzeichnis

der hierinne befindlichen

Oden und andern Gedichte:

	Pag.
Die Gottheit.	3
Philosophische Betrachtungen.	11
Der Tod.	16
Die Unschuld.	23
Schreiben an Herrn Grafens von A** Excellenz.	24
Lob des Damons.	28
Der Weise.	30
Frühlingsgedanken an Thirsis.	32
Die Gelassenheit.	35
Sehnsucht nach Damon.	37
Zufällige Gedanken.	39
Die Gewissensruhe.	40
An eine junge Dichterin.	42
An Damon.	44
Trostgedanken.	45

Die Zukunft. ſ ſ ſ ſ ſ 46
An die Durchl. Climene, als ſie von dem Verfaſſer eine Abſchilderung der Großmut verlangte. ſ 52
Gedanken bey einer gewiſſen Begebenheit. ſ 53
Abendgedanken. ſ ſ ſ ſ ſ 55
Das Glük der Gottloſen, nach Anleitung des 73. Pſalms. 56
An die Dichtkunſt. ſ ſ ſ ſ 58
Die Tugend. ſ ſ ſ ſ ſ 60
An den Schlaf. ſ ſ ſ ſ ſ 61
Der Neid. ſ ſ ſ ſ ſ 62
Erinnerung des Vergangnen. ſ ſ ſ 63

Die Gott-

Die Gottheit.

O D E.

Qui terram inertem, qui mare temperat,
Ventoſum, & vrbes, regnaque triſtia
Diuosque mortalesque turbas
Imperio regit vnus aequo.

HORAT.

GOTT von Maſeſtät und Pracht!
HErr erhabner Cherubinen!
Schöpfer groſſer Seraphinen!
GOTT von unumſchränkter Macht!
HErr, durch deſſen Wort wir leben!
End und Anfang ohne Zeit!
GOTT, vor dem die Himmel beben!
Urſprung aller Ewigkeit!

Meine Stimme preiſet dich,
Gröſter Vorwurf hoher Seelen!
Da mir aber Kräfte fehlen,
Höchſte Kraft, ſo ſtärke mich!
Zünde mit der Gottheit Funken
Meines Opfers Weyhrauch an,
Daß ich ganz in Dich verſunken
GOTT! Dich göttlich preiſen kan.

Welche kühne Zuverſicht
Waget ſich an Deine Gröſſe?
Was ich faß, iſt meine Blöſſe:
Sinn und Geiſt begreift Dich nicht.
Soll ich meiner Andacht Triebe
Groſſes Weſen! widerſtehn?
Nein; ich ſing, und Deine Liebe
Winkt mir ſelbſt, Dich zu erhöhn.

Unſer Denken iſt zu klein,
Und Du bleibeſt unergründet:
Was nur Kinderwitz erfindet,
Wird ſtets Kindern ähnlich ſeyn.
Muß doch das Geſicht vergehen,
Wenn es jenen Glanz erblickt,
Der von ungemeßnen Höhen
Alles wärmet und erquickt.

Aller Sinnen Kraft vergeht
Vor der Nacht der Ewigkeiten:
Da mein Geiſt im Raum der Zeiten
Bey dem Anfang ſtille ſteht.

Hat nicht alles, was wir sehen,
In dem andern seinen Grund?
O wie wollen wir verstehen
Was nicht in der Zeit entsind?

Wenn sich der vertiefte Geist,
Von dem Endlichen verwirret,
Im Unendlichen verirret,
Mühsam aus dem Forschen reißt:
Fühlt er erst wie ihm geschehen,
Wenn so Muth als Hofnung weicht,
Und ihm schwindelt vor den Höhen,
Die nichts Endliches erreicht.

O! ich ärmster stelle mir
Kaum von allen Möglichkeiten
Göttlicher Vollkommenheiten
Den geringsten Auszug für!
Alles, was ich vor mir finde,
Hast Du, Schöpfer, so gemacht,
Daß ichs fühl, und nicht ergründe,
Wie Du es herfür gebracht.

Wenn im Reich der Möglichkeit
Sich verirrende Gedanken
Zwischen Nichts und Etwas wanken,
Wer entscheidet ihren Streit?
Wo ich nur mein Aug hin lenke,
Ist ein Stäubchen nicht so klein,
Es wird mir, wie scharf ich denke,
Stets sein Wesen dunkel seyn.

Du, o GOTT, Du denkeſt rein!
Nichts kan Deinen Geiſt umſchränken,
Aber in mein ſchwaches Denken
Miſchen ſich ſtets Bilder ein.
Was zukünftig, was geſchehen,
Und was gegenwärtig iſt,
Kanſt Du ſo vollkommen ſehen,
Wie Du gegenwärtig biſt.

O! wie unbegreiflich weit
Geht Dein unerforſchlichs Wiſſen,
Und in allen Deinen Schlüſſen
Herrſcht die höchſte Deutlichkeit!
Aller Welten Raum und Menge,
Zweck und Ordnung, Lauf und Pracht,
Ihre Tiefe, Breit und Länge,
Haſt Du ewig durchgedacht!

O könt ich des Raumes Bild
Und das Sinnliche verlaſſen,
Die Allgegenwart zu faſſen,
Welche keinen Raum erfüllt!
HErr, eh noch die Welt begonnen,
Warſt Du der, der Du izt biſt,
Der im Staub, wie in den Sonnen,
Gleich allgegenwärtig iſt!

Sucht ich, und gelüng es mir,
Dich in einen Raum zu ſchränken:
Stellte ſich mein kleines Denken
Solches Raumes Gröſſe für?

Könten wir die Welten mehren;
Reichte doch ihr Raum nicht zu:
Ja so viel noch möglich wären,
Solchen Raum umschränktest Du.

GOTT, wer zählt der Sonnen Heer,
Deines Glanzes lichte Zeichen,
Welche doch nur Tropfen gleichen
Gegen Deiner Allmacht Meer?
HErr, wer misset ihre Weiten,
Wie sie von einander stehn,
Und wer kan im Lauf der Zeiten
Ihres Laufes Ende sehn?

Sagt, warum dem Sonnenlicht,
Das, unendlich fein getheilet,
Flüchtig zu den Cörpern eilet,
Niemals Schein und Glut gebricht?
Was hält seine Kraft beysammen?
Wo nimmt dieses Feuermeer,
Zu der Nahrung seiner Flammen
Immer neuen Schwefel her?

Wer erforscht den Ocean?
Wer hat seinen Quell entdecket?
Wer hat ihm sein Ziel gesteckt?
Wer ists, der ihn messen kan?
Schaut die Welten, die dort glänzen,
O wie unbegreiflich klein
Wird in diesen Allmachtsgrenzen
Unsers Erdballs Gröſſe seyn!

Aber wenn wir uns auch gleich
Dieſes All vor Augen ſtellten;
Sind noch Millionen Welten
In der Möglichkeiten Reich:
So, daß man im Weitergehen
Den Unendlichkeiten weicht:
O ſo laßt uns nur geſtehen,
Daß nichts Endlichs GOTT erreicht.

Wenn ich Deiner Welten Bau,
Der Geſchöpfe Pracht und Menge,
Ihr unendliches Gedränge,
Groſſer GOTT! erſtaunend ſchau:
So find ich bey jeden Blicken
In die kleinſte Creatur,
Eine Welt von Meiſterſtücken,
Mir verborgener Natur.

Wie verſchieden und wie fein
Sind die Bilder, ſo die Strahlen
Auf das Nez des Auges mahlen!
Sind ſie nicht unendlich klein?
Und doch ſtellet ſich die Seele
(O wie wenig faſſen wir!)
Ohne daß ihr Urtheil fehle,
Stets die wahren Gröſſen für.

O wer rühmt ſich einzuſehn,
Wie die eingeſchloßne Seelen
Jene Zirkel ſehn und zählen,
Die im Meer der Luft entſtehn;

Wann der Klang gespannter Saiten,
Von des Meisters Hand erregt,
Durch der Töne Lieblichkeiten
Herz und Ohr zugleich bewegt?

Wesen aller Wesen Kraft!
Ich erkenne Deine Stärke
Durch erstaunensvolle Werke,
Die Dein Wort aus nichts erschaft:
Doch sie scheinen mir geringe,
Wenn sich in der dickſten Nacht
Des Zusammenhangs der Dinge
Deine Weisheit sichtbar macht.

Ihre Tieffe schrecket mich;
Es umringen ihre Schlüsse
Heere grauser Finsternisse:
Doch ihr Zweck entdecket sich.
Sie erschuf nicht zum Verderben,
Was ihr göttlich Siegel führt,
Und das Wesen kan nicht sterben,
Das nie seine Kraft verliert.

Zwar wenn es Dein Wink gebeut,
Der mich aus der Ohnmacht rieffe:
Sink ich wieder in die Tieffe
Unerfüllter Möglichkeit:
Doch ein Strahl von Deinem Lichte
Zeigt mir was ich hoffen soll:
Daß kein Machtschluß mich vernichte,
Lehrt ein ewigs Weh und Wohl.

Könnt ich, unerschaffner Geist!
Ohne Schwindel, Furcht und Grauen,
In die ferne Zukunft schauen,
Die sich mir im Schatten weißt;
Würd ich nicht in Deinen Schlüssen
Ihre Undurchdringlichkeit,
Und die Nacht verehren müssen,
Die mein Fürwiz oft entweiht?

Göttliche Unsterblichkeit!
Du entwickelst alle Fälle,
Du zerstreust und machest helle
Aller Zweifel Dunkelheit.
Muß GOTT seinen Zweck erhalten;
Hemmt nichts seiner Absicht Lauf:
O! so lasset ihn nur walten,
Er löst selbst das Räthsel auf.

Schau ich nicht der Donner Heer
Und der Blize Schaaren ziehen?
Seh ich nicht die Himmel fliehen,
Wie die Wellen in dem Meer?
Sprich ein Wort, o GOTT der Götter!
Sprich, so schau ich wie die Welt
Durch ein plözlichs Allmachtswetter
In ihr altes Nichts zerfällt!

Philosophische Betrachtungen.

Den ungeheuren Riß von Welten ohne Grenzen
Hast Du, Allweiseſter, von Ewigkeit gemacht!
Der Meere schwälstig Blähn, der Sonnen prächtigs Glänzen
Hat Deiner Allmacht Wort aus nichts herfür gebracht!
Du Schopfer der Natur, des Weltbaus grosser Meister!
O dulde bey dem Lob der Chöre höhrer Geister,
Daß Oſt und West mein Lied von Deiner Gnade sing!
O dulde, daß ich mich, aus dankbarstem Gemüthe,
Gerührt, Unendlicher! von Deiner Vatersgüte,
Erhebend Stimm und Flug, zu Deiner Gottheit schwing.

Es ists HErr! Deine Huld von Grenzenloser Tiefe,
Die in dem ewigen und unerforschten Raht
Mich aus der Möglichkeit zum Licht und Leben rieffe,
Und mit der Dinge Lauf mein Seyn verknüpfet hat.
Durch Dich empfing mein Aug allein die ersten Strahlen,
Die auf sein Wundernez der Dinge Bilder mahlen,
Noch läg ich ohne Dich in ewig grauser Nacht,
Noch stritt ich mit dem Nichts, mein Wesen zu gewinnen,
Mir selbsten unbewußt, und ohne Geist und Sinnen;
Die Liebe hätte mich noch nicht herfür gebracht.

Der Gaben prächtigste, Regentin meiner Schwäche,
O göttliche Vernunft, die meinen Geist erhellt!
Durch dich erhebt er sich von dieser Erdenfläche,
Durchforscht der Himmeln Raum, und reist von Welt zu Welt.

Sie zeigt mir, Herrlichster! im kleinsten Deiner Werke,
Die Bilder Deiner Macht, und Deiner Weisheit Stärke,
Und jeder Blick führt mich zu Dir, als Schöpfer, hin:
Mehr, als Dein Donner selbst, lehrt mich ein Wurm der Erden
Das Opfer, welches ich mit zitternden Geberden
Der Grösse Deiner Macht und Güte schuldig bin.

Dein Meisterstück, die Welt, dies stolze Prachtgebäude,
Die jede Creatur mit Ueberfluß ernähret;
Die Güter die Du uns in reicher Maaß zur Frende,
Zum dürftigen Gebrauch und unserm Trost gewähret:
Dies alles hast Du uns, o Gütigster! gegeben,
Zufrieden und beglückt zu Deinem Ruhm zu leben;
Dein grosser Endzweck war nur unser Wohl allein:
Und Deine Gütigkeit und Deine Weisheit wolte,
Daß, was wir sehn, so Herz als Sinnen rühren solte,
Und kein gerechter Wunsch solt uns vergeblich seyn.

Der schönen Künste Chor, mit Lorbeern auszezieret,
Schau ich im sanften Schooß des Ueberflusses blühn;
Ich schaue sie von Dir, o Wissenschaft! geführet,
Und unter Deiner Fahn in schönster Ordnung ziehn.
Hier seh ich, wie ein Bau nach Regeln prächtig steiget,
Wenn dort mir ein Gemählde in Licht und Schatten zeiget,
Wie glücklich die Natur den kühnen Pinsel führet.
Die göttliche Musik, gewohnt, Dich zu begleiten,
Geht, hohe Dichtkunst! dir, als Schwester, an der Seiten.
Mir wird zu gleicher Zeit so Geist als Ohr gerühret.

Wie unaussprechlich ist die Menge Deiner Gaben,
O Gottheit, die Du uns so reichlich zugezählt!
Der Aermste, solt er auch an allem Mangel haben,
Besizet oft ein Gut, das einem König fehlt.
Und wenn der grause Tod uns endlich scheiden heisset,
Wenn seine Mörderhand, die alles niederreisset,
In ewig finstre Nacht die schönste Tage stürzt:
O so geschicht es nicht aus grausamem Gemüthe:
So ists, Barmherzigster! nur Deine Vatersgüte,
Die mit des Lebens Ziel das Ziel des Kummers kürzt.

O ja! was ist der Mensch von schlechtem Thon gebauet,
Mit Sinnen ausgerüst, und mit Gefühl versehn?
Er ist zu schwach, als daß sein Hochmut sich getrauet,
Dem zu gewissen Sieg der Zeit zu wiederstehn.
Des Alters Eis, die Glut der jugendlichen Jahre
Sind beyde früh und spat gleich reif zu Grab und Bahre:
Wer ists, der wiedersteht, wenn das Verhängniß ruft?
So wie uns unsichtbar ein leichter Dampf vergehet,
Ist unser flüchtig Seyn, das kurze Zeit bestehet,
Und endlich sich verliert im Schatten dunkler Gruft.

O wäre, wie mein Leib, die Seele zugerichtet,
Und solte sie, wie er, einst die Verwesung sehn!
Ach solte, grosser GOTT! sie einst von Dir vernichtet,
In jenes öde Reich verhaßter Schatten gehn?
HErr! Du verläugnest nie die Huld, die unumschränket,
Die der Geschöpfe Wohl in jedem Fall bedenket;

Ja, HErr! Du bist mir hold, ob ich einst nicht mehr sey,
Selbst Deine Güte gibt sich hier noch zu erkennen:
Wer würde, nicht zu seyn, ein wahres Unglück nennen?
Wer nicht mehr ist, ist auch von allem Leiden frey.

Bist aber du, mein Geist, zur Dauer auserlesen,
Wird Atropos den Schnitt an dir vergeblich sehn:
Und weiß dein göttliches, dein einfach reines Wesen,
Dem Moder und dem Grauß der Gruft zu widerstehn:
Welch eine Zukunft zeigt sich dem entzückten Blicke?
Ich hoff, ich schau, o HErr! ein ewig daurend Glücke;
Ja, ich schau einen GOtt, der mir nichts böses bräut.
Die Seele, die der Tod von ihrem Haus verdringet,
Die sich zu Deinem Siz, o höchste Gottheit! schwinget,
Vereinigt Deine Huld mit Deiner Ewigkeit.

Ich schaue schon im Geist die Himmel offen stehen,
Ich schaue meinen GOTT, bereit nur wohl zu thun:
Er zieht den Vorhang auf: ich kan sein Antliz sehen,
Und seines Glanzes voll in seinem Schooße ruhn.
HErr! Deine Güte hält kein ewigs Zorngerichte;
An ihr erkenn ich Dich; ein Stral von Deinem Lichte
Erleuchtet meinen Geist, die Wahrheit einzusehn.
Und dieses ist der GOtt, der sein Geschöpfe liebet,
Die Teufel werden selbst, wenn Er den Machtspruch giebet,
Verurtheilt zu der Ruh, Ihm nicht mehr wiederstehn.

Es mache, wer den Geist der Liebe nicht besizet,
Wer, weil er anders denkt, den Nächsten hassen kan,

Aus deſſen Aug voll Grimm ein falſcher Eifer blizet,
Den GOtt, der ihn doch liebt, zum wütenden Tyrann!
Ja, laßt den ſchwachen Geiſt, recht ſinnreich ſich zu grämen,
Die Galle, die er kocht, zu ſeinen Farben nehmen;
Er wird noch heßlicher, als ſein Gemählde ſeyn!
Ja laßt ihn ſeinen Gift nur immer von ſich ſpeyen.
Es komt ſein tolles Schmähn, ſein Läſtern und ſein Schreyen
Mit der Abſcheulichkeit des Herzens überein.

Obiges Gedicht iſt eine Nachahmung oder Ueberſetzung, wie der Leſer will, von einer Franzöſiſchen Ode, welche ſich anfängt: Toi, dont la ſageſſe adorable &c.

Der Tod.

O D E.

Der Gräber ewig finstre Nacht!
Von keinem Stral durchdrungne Klüfte!
Sand, Moder, Erde, Meer und Lüfte!
Seyd Zeugen von des Todes Macht.
Umsonst wirst Du, o Abgrund, decken
Den Grauß, der sich mir offenbart!
Ich schau das ganze Reich der Schrecken,
O Tod! in deiner Gegenwart.

Von deiner Wut kan man die Spur
In Millionen Leichen schauen;
Es flieht vor deines Anblicks Grauen
Die sich entsezende Natur.
Du kommst; der blassen Seuchen Heere
Verkünden dich, und gehn voran;
Sie rauschen her, gleich einem Meere:
Wer ists, der widerstehen kan?

Wie? wird der Vorhang meiner Noht
Mir izt auf einmal aufgezogen?
Hab ich bisher mich selbst betrogen?
Fürcht ich dich längst gewünschten Tod?

Soll ich vor deinem Anblik zagen?
Ich, der so oft gelassen sprach:
» Betrübter Rest von kurzen Tagen!
» Fleuch nur! mein Kummer folgt dir nach.

So ists; oft ist des Herzens Grund
Ein Aufenthalt geheimer Sorgen;
Die Furcht, die uns der Stolz verborgen,
Macht oft der kleinste Zufall kund.
Mit unsern wankenden Begriffen
Wankt unser Herz auch hin und her:
Gleich den vom Ufer fernen Schiffen
Auf dem vom Nord erregten Meer.

Wie plözlich fällt das Lehrgebäu,
Das unsern Hochmut stoisch lehret,
Wie das, so unser Seyn zerstöret,
Nie grosser Geister Schrecken sey!
Der lezte unsrer Augenblicke,
Wär er der lezte unsrer Noht,
Ist uns so schreklich, wie im Glücke
Ein fern gewünschter jäher Tod.

Der Zukunft Schrecken macht, o Tod!
Daß man nur zitternd an dich denket:
Hier hassen wir das, was uns kränket,
Dort fürchten wir das, was uns droht.
Die Furcht, vernichtet aufzuhören,
Schrekt den mehr, als die Höllenpein,
Und der wünscht sich kein ewigs Währen,
Um ewig nicht geplagt zu seyn.

Doch, war es nicht Dein Allmachtsruf,
HErr, der mich glüklich werden hieſſe,
Selbſt Geiſt und Leben in mich blieſſe,
Und mich zur Ewigkeit erſchuf?
Sucht, Zweifler, euren Wiz zu ſchärfen,
Um einen Saz, der nichts beweißt!
Doch ſagt: Kan mich die Huld verwerfen,
Die ſelbſt des Uhuhs Heulen preiſt?

Doch, wenn es Deiner Macht gefiel,
Mir einſt im Reich der Möglichkeiten
Des Undings Schikſal zu bereiten,
Verändernd Deiner Schöpfung Ziel:
O allzukurze Lebensſchranken!
O HErr! wie wär mir jeder Tag
Ein Quell entſezlichſter Gedanken,
Die kaum die Hölle haben mag!

Nein; der, der vom Olymp mich hört,
Weiß ſeine Huld nicht einzuſchränken,
Das göttliche der Kraft, zu denken,
Wird nichts zertrennlichem gewährt:
Nein; unzerſtörbar bleibt das Weſen,
Das alle Himmel überſteigt,
Und von der Macht, die es erleſen,
Sich ſelbſt durch Schlüſſe überzeugt.

Ja, GOTT! du biſt; in einem Nu
Entſtunden, als Du ſprachſt, die Meere,
Der Lüfte Reich, der Sternen Heere;
Ein Himmel riefs dem andern zu:

Ich ſtieg aus der verſenkten Tiefe
Des Unergründlichen herfür,
Wo ich lang, als ein Unding ſchliefe:
Und Millionen folgten mir.

Ich ſah in jener Lichter Pracht
Die Sonnen fremder Erden glänzen;
Noch fund ich nicht des Denkens Grenzen;
Doch hab ich wenig durchgedacht.
Ich hab nach ewigen Geſäzen
Sich Welten um ſich ſelber drehn,
Und in unausgeſprochnen Schäzen
Den Reichthum der Natur geſehn.

Ich ſah des Zufalls Blindheit ſich
In unſrer Tage Schikſal mengen;
Die Wünſche ſich einander drängen,
Da einer bald dem andern wich:
Mir ſchien die Welt, die ich bewohne,
Ein Reich der Unbeſtändigkeit,
Und von der Hütte bis zum Throne
Erblikt ich Unzufriedenheit.

Ich ſah des Todes Trauerſpiel
Hier in von Blut durchſtrömten Fluren;
Dort in zerſtörter Städte Spuren,
Wo mancher Alexander fiel:
Hier, wie vom Boreas ergriffen,
Ein Wald von Maſten unterſank;
Dort, wie auf kriegeriſchen Schiffen,
Vom Feind durchbohrt, ein Heer ertrunk.

Wie, wann uns öfters unbedroht
In stiller Nacht ein Wetter schrecket,
Und aus dem sichern Schlummer wecket:
So übereilt uns oft der Tod.
GOTT, der mit göttlichem Verstande
Im Unermeßlichen gebeut!
Vielleicht steh ich schon izt am Rande
Der unerzeugten Ewigkeit!

Es sey! es ist, es bleibt Dein Schluß:
Ich sterbe, glüklicher zu werden,
Weil unvollendt auf dieser Erden
Ich dort vollendet werden muß.
Dort wird mein Wohl unendlich grünen;
Dort seh ich alles klärer ein:
Was mir ein Zufall hier geschienen,
Wird dort mir lauter Weisheit seyn.

Warum bald hier ein fressend Schwerdt,
Bald dort die Pest, des Aufgangs Schrecken,
Mit Leichen ganze Länder decken;
Bald hier die Flut ein Reich verheert;
Der unter Qual und Dampf verdirbet,
Den ein untröstbar Volk vermißt,
Und der auf sanften Küssen stirbet,
Der ganzer Völker Mörder ist:

Hier wankt, hier schwebet der Verstand
In Irrthumsreichen Labyrinthen;
Sucht bald Begriffe zu verbinden;
Trennt bald die, so er kaum verband.

Doch dort, wo unter meinen Füſſen
Sich tauſend Würbel wälzend drehn:
Dort wird den Geiſt in ſeinen Schlüſſen
Kein Vorurtheil mehr hintergehn.

Eröfnet euch, ihr Gräber, nur!
Entdekt euch, ihr verborgne Klüfte!
Erfüllt mit Seuch und Peſt die Lüfte!
Vergiftet ſelbſten die Natur!
Morbona, ſteige triumfirend
Aus deines Chaos Nacht herfür!
Mich ganz in GOttes Huld verlierend,
Troz ich, mit freyem Antliz, dir.

Zerfalle nur in Staub und Graus,
O Körper, meines Geiſtes Hütte!
Es löſch in meiner Jahre Mitte
Die Flamme meines Lebens aus!
Stürmt, Martern, nur in meine Glieder,
Bis daß ihr Thongebäu zerbricht!
Getroſt! ein Tag fügt ſie einſt wieder;
Sie zittern; meine Seele nicht.

Ihr Thäler ſinkt! Ihr Hügel weicht!
Verſammle dich, du Schaar der Blize!
Ihr Donner brüllt vom höchſten Size!
Ihr Meere brauſt! ihr Himmel fleucht!
Ihr Stürme tobt! fallt Elemente
Ins erſte Unding wieder hin!
Schau dein und aller Weſen Ende
Natur, erſchafne Schöpferin!

Was iſts? wofür entſez ich mich?
O Wunderwerk! wer kan dich faſſen?
Wen ſeh ich an dem Creuz erblaſſen?
GOTT! Menſch! Erlöſer! ſeh ich Dich?
O Tod, nun haſt du überwunden!
O Hölle, nun haſt du geſiegt!
Umſonſt ſ ſ ſ o Schreckenvolle Stunden!
Hat mein Erretter euch bekriegt!

Doch Tod und Teufel rettet euch
Im tiefſten ſchwefelreichſten Sumpfe!
Ich ſchau den Heiland im Triumfe
Im Himmel und im Höllenreich.
Ja ſeine Macht hat durchgedrungen!
Ich ſchau mich meiner Feſſeln frey!
Von tauſend ſeraſinſchen Zungen
Erſchallet ſchon das Siegsgeſchrey!

Die Unschuld.

An die Durchlauchtigste Climene.

Verläumder schweigt, wenn in gelaßnen Stunden
Ein tröstend Lied von meiner Unschuld tönt!
In ihr hab ich allein den Trost gefunden,
Nach dem ihr euch umsonst im Unfall sehnt.

Sie wohnt vergnügt in unbefleckten Herzen,
Und siegt im Leid durch lächelnde Geduld.
Ihr fröliches, ihr nie bereutes Scherzen
Gleicht jenem Stral der ewig heitern Huld.

Wenn du nur mich, o Unschuld! stets beglückest;
Sprech ich getrost, wenn alles mich vergißt,
In jenem Ton, durch den du mich entzückest:
wie seelig lebt, wer reines Herzens ist!

Wie? schallt nicht schon von dir Climenens Flöte,
Und flieht nicht schon der Rest von meinem Schmerz?
Ja, sanfter, als der Thau der Morgenröhte,
Senkt sich die Ruh in mein zufriednes Herz.

Schreiben

an Herrn Grafens von A*** Excellenz.

Freund, dessen Herz zum Ruhm der wahren Freundschaft schlägt;
Der seine Zärtlichkeit nicht zu verschwenden pflegt;
Nur kennend Freunde wählt; sie ohne Reue liebet,
Und bis zur Untreu nie der Staatskunst Regeln übet!

Freund! straft die Excellenz des Dichters Kühnheit nicht,
Der an des Pindus Fuß zu dir von Freundschaft spricht?
Werd ich, da ichs gewagt, dich einen Freund zu nennen,
Mich deiner hohen Huld auch ferner rühmen können?

Doch wenn um Thron und Pracht dein Blick, dem nichts entflieht,
Der Sorgen nächtlichs Heer geschäftig schwärmen sieht:
Wenn jener Höfe Spiel, von ihm genug betrachtet,
Dein endlich müder Geist so kennet als verachtet;

Was quäl ich mich dann noch? was zweifelt meine Brust?
Du kennst der Hoheit Traum, und schmeckst die stille Lust,
Die ein Damöt nicht wird um Gold und Purpur meiden,
Weil seinen Schäferstand die Grossen nicht beneiden.

Ein jeder holder West weht ihm sein Glücke zu;
Sein Glük, gleich fern von Neid und Hoheit, ist die Ruh,
Die nie ein Zufall stört, als der den Freund gekränket,
Dem er sein Herz geweiht; der ihm sein Herz geschenket.

Macht ihn kein brausend Glück der künftgen Welt bekannt:
So lebt er seeliger im goldnen Mittelstand:
Sein Leben, welches er um Nachruhm nicht vertauschet,
Schleicht fort, gleich einem Bach, der lieblich murmelnd rauschet.

Wald, Fluren, Flöte, Buch, und Freund, und Schäferin!
Gäb er euch unbereut für Silberschiffe hin?
Vertraut er wohl die Ruh, um die, nebst seinem Heere,
Beym Sturm ein Anson seufzt, dem Ungestüm der Meere?

Ihn schüzt sein sichres Thal, vom Ehrgeiz stolz verschmäht,
Der Schäferblut verhöhnt, und Königsmord begeht:
So pflegen Blize sich, schon reif herab zu eilen
Bey stolzer Cedern Haupt in Wolken zu verweilen.

Dem Freund, den er sich wählt, entdecket er sich frey;
Bey ihm spricht Mund und Herz, gleich zärtlich und gleich treu:
Des schlauen Hofmanns Kunst, wahrscheinlicher zu lügen,
Als selbst die Warheit spricht, hat nichts, ihn zu vergnügen.

Wie wenig Grossen ist das seltne Glük vergönnt,
Daß ihr erhabner Stand den Reiz der Freundschaft kennt;
Daß sich dies Himmelskind zu ihrer Höhe schwinget,
Und durch der Schmeichler Schwarm, die sie umgeben, dringet!

Vorm Ernst der Majestät fleucht die Vertraulichkeit
Der Hütte schüchtern zu, die ihr ihr Strohdach beut.
Die Unschuldvolle Lust von freundschaftlichen Küssen
Kan an des Tyrirs Brust nur ein Damöt geniessen.

Manch leichter Argwohn stört der Grossen seltne Ruh;
Schließt vor dem besten Freund des Staatsmanns Herze zu,
Dem Kuß, Umarmungen, Gebehrde, Worte, Minen,
Der Falschheit Larven sind, den Freund zu teuschen dienen.

Die ihr dem Falle nah am Rand des Glückes steht,
Ihr Mitleidswürdige, die Stand und Rang erhöht!
Müßt ihr bey jähem Sturz den lezten Trost entbehren,
In eines Freundes Herz den Kummer auszuleeren?

Warum der Pöbel euch vor Millionen preist,
Und einem Wütrich selbst der Gottheit Ehr erweißt:
Selbst euer Glük entführt der Freundschaft sanften Trieben
Die, so von ihm geblendt, in euch das Glücke lieben.

Du, der du manche Nacht den stillen Musen schenkst,
Und einsam, wie im Lärm, gleich weis und edel denkst,
Sahst keinen Augenblik, der unbenuzt entwiche,
Wann andrer Lebenslauf den Wintersträumen gliche!

Der Reiz der Wissenschaft, die insgeheim ergezt;
Die nie den Hof gesucht, die nie der Hof geschäzt;
Die ruhig sterben lehrt; die jeden Wunsch verhöhnet,
In welchem sich ein Thor nach eignem Unglük sehnet:

Der Reiz, und nicht der Reiz verworfner Eitelkeit
Bezauberte dein Herz, von Trieben längst befreyt,
Die nur nach Gütern gehn, die wir so bald vergessen,
So bald wir ihren Wehrt nach grössern Gütern messen.

Du hast, erhabner Freund! so manches Reich gesehn:
Vor deinen Augen ist so mancher Fall geschehn;
Erfahrung stärkt dich izt in unbereuter Tugend:
Nur mir gebricht sie noch; o lehre meine Jugend!

Du lebst bey hohem Rang, gleich als im Mittelstand;
Dir ist der stolze Troz der Grossen unbekannt;
Ja solten dir auch gleich Stand, Rang und Ansehn fehlen:
Dir bliebe, groß durch dich, der Vorzug hoher Seelen.

Wann aus dem Alterthum ein Dichter mit dir spricht,
Und dich sein Ton entzükt; beneidet Thrax dich nicht:
Solst du dich gegen ihn nicht gleich gerecht erweisen?
Ihn sättigt kein Horaz; du gönnst ihm seine Speisen.

O aber, daß ich ſtets von dir getrennet bin!
Dich führte dein Geſchik nach jenen Landen hin;
Mich ließ es, fern von dir, im Vaterland zurücke,
Wo ich ſo manchen Wunſch vergebens nach dir ſchicke.

Mein Damon ⁂ känteſt du den großmutvollen Geiſt!
Mein Damon, deſſen Treu kein Zufall mir entreißt,
Lebt auch entfernt von mir; mein Euch nur ſchlagend Herze,
Vermißt Euch allzuſehr, mit allzutiefem Schmerze.

Doch die verborgne Macht, die unſichtbar den Lauf
So vieler Welten lenkt, hört nie zu würken auf:
Wer weiß ob nicht der Grund in der Entfernung lieget,
Wenn uns, dereinſt vereint, ein beßres Loos vergnüget? –

O Freundſchaft, wenn dein Trieb, wie ſonſt, noch göttlich iſt,
Wenn du noch izt das Glük erhabner Geiſter biſt;
Wenn ſich noch ein Pylad durch dich zu Sternen ſchwinget,
Sich in dein Heiligthum durch Neid und Pöbel dringet:

O ſo verlangt nicht mehr vom ewigen Geſchik
Mein unbedachter Wunſch des Hofmanns ſteiles Glük;
Mein zärtlich Herz wünſcht nur die Hälfte jener Stunden,
Die ich mit Euch vollbracht, die mich mit Euch verbunden!

Lob des Damons.

O anmutsvoll und heilerfüllte Stunden,
Die ich mit dir, mein Damon, zugebracht!
Wie seegensreich sind sie mir nicht verschwunden!
Ein Blik von dir hat mich entzükt gemacht!
Dein Mund war voll von den erhabnen Lehren,
Die man im innersten des Heiligthums verehrt,
Und die man nicht bey fühlungslosen Ohren
In dem entweihten Vorhof hört.

Wie könt ich mir ein höhres Schikſal wählen,
Da ich vom Trieb, der gleiche paart, entſtekt,
Die reinſte Luſt, die Nahrung groſſer Seelen,
Der Freundſchaft himmliſches geſchmekt?
So, wie ein Lehrling thut,
An ſeines Meiſters Lippen hangend,
Hieng ich an deinem Mund, des Geiſtes Koſt verlangend,
Und wurde bald beſeelt von jener Glut,
Die ſich, je mehr man ſie zu dämpfen ſucht, vermehret,
Und die ein ewigs Oel der Ehrbegierde nähret.

O GOTT! o Zeit! o Welt! was hört ich nicht von euch?
Es ſchiene ſich das Buch der Ewigkeiten
Für meinen Augen auszubreiten;
Ich wurd entzükt bis in der Sternen Reich;
Mich riß dein unentweihter Sinn
Zur Majeſtätiſchen, zur ernſten Gottheit hin.
Wie ehrfurchtsvoll lernt ich das Weſen grüſſen,
Aus deſſen Feuermeer viel tauſend Sonnen flieſſen!

Du kennſt und fliehſt den Ort, wo Baile ſich verirrt,
Und haſt dich in den Kreiß, wo Leibniz denkt, geſchwungen.
Des Pöbels blinder Wahn, aus deinem Sinn verdrungen,
Hat dir den weiſen Lauf der Welt noch nie verwirrt.
Du ſiehſt bey hellerm Schein,
Des ganzen Zeitlaufs Ordnung ein;
Die groſſe Kette aller Dinge,
Die ohne Uebel nicht ſo ſchön zuſammen hienge,
Beurtheilſt du aus der Unmöglichkeit
Vollkomnerer Vollkommenheit.

Dein göttlicher Geſchmak an ewigen Gedichten,
Die ſtrenge Kunſt, mit Gründlichkeit zu richten,
Erhöhen deinen Rang ſelbſt in der Dichter Reich.
Wer thut es dir im Reichthum an Geſchichten,
An der Beredſamkeit, ſie vorzutragen, gleich?
Wer ſpricht ſo gut, wie du, mit fremden Zungen?
Nichts iſt ſo ſchwehr; dein Fleiß hat durchgedrungen;
O Freund, wie iſt mir dein Verdienſt ſo wehrt!
Mich, der ich teutſche Milch geſogen,
Haſt du, in fremder Luft geboren und erzogen,
Noch teutſch gelehrt.

O ſolt ich einſt die ſteilen Wege gehen,
Wo ich ſchon manche Spur von Flaccus Schritt erblik,
Und brächte mich ein himmliſches Geſchik
Auf die von ihm beſtiegne Höhen!
O ſolte mich die Huld der hohen Celimenen
Mit ewig grünem Schmuk geweihter Lorbeern krönen:
Wie prächtig ſolte denn, Freund ohne falſchen Schein,
Mit ihrem Ruhm zugleich dein Lob verewigt ſeyn!

* * *

Der Weiſe.

O Muſe, fleuch von den Paläſten,
Fleuch von den Sorgen, ihren Gäſten!
Das Volk der Thäler ruffet dich.
Eil mit gedoppelt ſtarken Schritten
Nach den beſtaubten Schäferhütten,
Wohin auch einſt Apollo wich!

Sieh dort den Weiſen einſam gehen!
Wie ſeelig meidet er die Höhen!
Wie klug erwählt er Thal und Ruh!
Fern von dem Hofe, von dem Lärmen,
Sieht er, ſo wie der Bienen Schwärmen,
Dem groſſen Weltgetümmel zu.

Ihn lehret ſein zufriednes Denken
Der Wünſche Kühnheit einzuſchränken;
Auf ihn ſieht keiner; er auf ſich.
Er ſuchet in den ſtillen Fluren,
O Gottheit, Deiner Weisheit Spuren!
Er ſuchet ſie, und findet Dich.

Im Schweiſſe würdiger Geſchäfte
Erhält und ſtärket ſeine Kräfte
Die Tugend ſtrenger Mäßigkeit.
Zählt er nicht vieler Jahre Menge;
So mißt er ſeines Lebens Länge
Nach der wohl angewendten Zeit.

Wenn dort, von Ortolans genähret,
Den Weichling Luſt und Schlaf verzehret,
Den kaum der Mittag unterbricht:
So irrt ſein Fuß bald in den Wäldern,
Bald grüßt ihn in bethauten Feldern
Der Morgenröhte frühes Licht.

O grünet, ſeelige Gefilde!
Euch ſeh ich ſchon, doch nur im Bilde!
Euch ſchildre Hallers ſtarker Kiel!
Dort bey den fernen Waſſergüſſen
Seh ich, troz allen Hinderniſſen,
Der kleinen Wünſche frohes Ziel.

Frühlingsgedanken

an Thirsis.

O komme nur, komm, holder Lenz, gegangen!
Ich öfne dir begierigst Aug und Brust.
Die Sehnsucht wallt, und eilt, dich zu umfangen;
Dein Reich ist ja das stille Reich der Lust!
Die Allmacht leiht, nur daß sie uns ergeze,
Dir, holder Lenz! das Füllhorn ihrer Schäze.

Ja komme nur! verhaßter Nord entweiche!
Der Frühling kommt! die Zephyr gehn voran!
Der Widder herrscht, und seinem weiten Reiche
Sind Thäler, Wald und Hügel unterthan!
Die Frölichkeit hat ihren Thron erbauet,
Wohin mein Aug, gereizt von Wollust, schauet.

Ich höre schon der Vögel laute Chöre;
Ihr froher Schall lokt mich, ihm nachzugehn,
Und weckt mich auf, der weisen Gottheit Ehre
Mit himmlischen Gesängen zu erhöhn.
Ich such das Thal, das von dem Lied erklungen,
Das ich von GOtt Climenen vorgesungen.

O Thirsis komm, o komm auf unsre Hügel!
Bewundre hier des Welterschaffers Pracht!
Ein Gräsgen ist der grossen Allmacht Spiegel,
Und zeigt dir GOtt so weis, als groß an Macht.
O höre mich den Heiligsten besingen!
Dein Beyfall gibt mir Kraft, mich aufzuschwingen.

Der ſtille Grund, wo ich die Hize meide,
Soll GOtt und dir, o Freund! gewidmet ſeyn.
Die Wiſſenſchaft nährt uns mit reinſter Freude;
In unſern Zwek mengt ſich kein Ehrgeiz ein.
Hier ſuchen wir der Weisheit nachzuſpühren,
Und das Geſchöpf ſoll uns zum Schöpfer führen!

Hier ſchauen wir in unbeſorgter Stille
Dem Wollenvieh auf jener Triſte zu.
Mit unſerm Loos begnügt ſich unſer Wille:
Was ſtöhret uns in der geſezten Ruh?
Die Fürſicht wacht, kein Fürwiz ſoll uns plagen,
Was künftig iſt, durch Ziffern auszufragen.

Die Demut, die den Weiſen unterſcheidet,
Wenn ſich ein Thor um Rang und Gunſt bemüht;
Die Ruhe, die den Zwiſt der Höfe meidet,
Und die Gefahr der Richterſtühle flieht;
Die ſollen oft, im friſch bethauten Grünen,
Uns zum Geſpräch und ernſten Wünſchen dienen.

Geſteift auf GOtt, feſt, wie ein Felſen ſtehet,
Hat ſtets dein Sinn, vom äußren nicht gerührt,
Den ſtolzen Zwek der Eitelkeit verſchmähet,
Die ſtufenweis zu höhern Aemtern führt.
Groß durch dich ſelbſt biſt du allein geblieben,
Wenn ſorgenvoll es viele hoch getrieben.

O bleibe ſtets der Einſamkeit gewogen!
Sey deinem Schluß und deinem Wunſch getreu!
Die Weisheit, die dich, Thirſis! ſelbſt erzogen,
Will, daß ihr Sohn ihr ewig dankbar ſey.
Sie flieht den Lärm, und wohnt in ſtillen Gründen.
Auf! fleuch die Welt! nur dort wirſt du ſie finden.

Die Gelaſſenheit.

O D E.

Ihr Grillen weicht! ihr ungebetnen Gäſte!
Verlaſſet meine Einſamkeit!
Fleucht meiner Hütte Rauch, und ſuchet die Paläſte!
Hier wohnet die Gelaſſenheit.

Hier ſuch ich nicht ein Glük, das andre drücket,
Das Millionen ſeufzen macht.
Was mich beſchäftigt, iſt ein Saz, der mich entzücket,
Den Plato göttlich ausgedacht.

In ſtiller Nacht hör ich des Weiſen Lehren,
Der mit der Götter Zunge ſpricht.
Tyrannen mögen ſich mit Blut und Ehre nähren;
Mich aber quält der Ehrgeiz nicht.

Mir gilt es gleich, was auch der Pöbel ſchreyet,
Der ſtets das Thun der Weiſen ſchilt;
Und heut vermeid ich das, was andre morgen reuet:
Die Luſt die uns mit Ekel füllt.

Nichts ſoll mir dich, o wahre Ruh! entziehen,
O ewig unſchäzbares Gut!
Wenn andre Zagheitvoll für Sturm und Wetter fliehen;
Stärkt die Gefahr nur meinen Mut.

Mich ſtöret nicht der Feinde höhniſch Lachen,
Wenn mich ein Unfall überfällt:
Der Schöpfer wird um mich nicht Thoren weiſe machen;
Auch ſie ſind Bürger dieſer Welt.

Wenn mich die Gunst des falschen Glückes fliehet;
Erwart ich eine beßre Zeit,
Und, meine Tage selbst zu kürzen nicht bemühet,
Ihr Ende mit Gelassenheit.

Bey jenem Bach, in den beliebten Fluren,
Wo ich auf manchen Reim gedacht;
Wo Flaccus grosser Geist mich auf die heilge Spuren
Der höhern Denkungsart gebracht:

Dort will ich mich auf weichen Rasen sezen,
Und GOTT in der Natur erhöhn;
Dort soll mein Glük, kan es gleich Thoren nicht ergezen,
Doch länger noch, als sie, bestehn!

Ihr Grillen weicht! entfernet euch ihr Sorgen!
Ein alles sehend Auge wacht!
Dem Fürwiz bleibet stets das künftige verborgen,
Versenkt im Abgrund tiefer Nacht.

Allwissender! Du flochtest meine Tage
In den Zusammenhang der Zeit,
Du sahest meine Lust, Du sahest meine Plage
Im Grundriß aller Möglichkeit.

Dir opfre ich mit Ehrfurchtvollem Zittern,
In Deinen Armen will ich ruhn,
Und, wenn die Himmel auch noch so entsezlich wittern,
Auf Deine Hülfe trozig thun.

Sehnſucht nach Damon.

Wie lange, Damon, ſoll ich dich
Im Geiſt nur in den Armen haben?
Wie lange wilſt du dich und mich
Mit unfruchtbarer Hofnung laben?
Wie lange, Damon, ſoll ich noch
Des Umgangs ſüſſe Luſt vermiſſen?
Die Freundſchaft truzet endlich doch
Den vorgeworfnen Hinderniſſen.

Er kömmt, mein Damon; ja ich ſchau,
Ich ſchau ihn mir zur Seiten gehen,
Und, wenn ich meinen Augen trau,
An jenem Hügel ſtille ſtehen.
Dies iſt der Ort, wo wir entzükt
Des groſſen Schöpfers Wunder prieſen,
Und in dem Elend ſelbſt beglükt
Uns tröſteten und unterwieſen.

Wo wir die Gottheit, die uns ſchuf,
Mit einem heilgen Schauder ehrten;
Im innren den geheimen Ruf
Zu Tugend, Pflicht und Opfer hörten:
Wo uns in kühler Einſamkeit,
Die wir mit Cronen nicht vertauſchten,
Ein Lied von der Zufriedenheit
Die fallende Gewäſſer rauſchten.

Wo unſer Geiſt, mit ſich vergnügt,
Sich über Gram und Wünſche ſchwunge,
Und dem, der alles weislich fügt,
Ein unverſchmähtes Danklied ſunge;

Wo uns der Menſchen Thun ſo klein,
Als groß des Schöpfers Werke ſchienen.
O welch ein Eifer nahm uns ein,
Dem HErrn der Könige zu dienen!

Wie aber, Damon, trügſt du mich?
Iſts Fantaſie, die mich entzücket?
Iſts nicht mein Aug, o Freund! das dich,
Das dich und ſeine Luſt erblicket?
O Damon! würket dies dein Bild;
Kan dies die Fantaſie gebähren:
Mit welcher Luſt werd ich erfüllt,
Wirſt du ſie ſelber mir gewähren?

Mich reizet nicht ein kühler Wald,
Auch nicht der Philomelen Scherzen.
Ihr Ton, der von dem Gatten ſchallt,
Dringt ohne Damon nicht zum Herzen.
Umſonſt ergreif ich Kiel und Buch;
Denn beydes heißt an Damon denken.
O Damon eile! dein Beſuch
Kan mir die Ruhe wieder ſchenken.

O eile, ſieh mit ofnem Arm
Erwart ich dich mit jedem Morgen!
Aus Furcht für dir flieht ſchon der Schwarm
Der uns ſo ſehr verhaßten Sorgen.
O Damon komm! es zeiget ſich
Der frohe Lenz mit ſeinen Schäzen.
Sein jugendlicher Pracht ſoll dich,
Mich du und dein Geſpräch ergezen.

Zufällige Gedanken.

Wo bist du, mein gelaßnes Denken,
Das oft so manchen Gram verhöhnt,
Und an der Fürsicht stilles Lenken
Mein immer wünschend Herz gewöhnt?

Wo seyd ihr, ach! zu kurze Stunden,
Da ich in weiser Einsamkeit
Die Ruhe des Gemühts gefunden,
Die mir der Lärm zu rauben dräut?

Des Lebens träumerischer Morgen
Ist schon dahin; der Abend droht:
Sein Vorbot ist ein Schwarm von Sorgen;
Der Mühe Lohn ein früher Tod.

Wie sanft, wie ruhig schlug mein Herze,
Eh es der Grossen Huld gekannt!
Doch nur getrost; es herrscht im Schmerze,
Wie in der Lust, der Unbestand!

Ja, ja ich hoff, ihr stillen Gründe
Seyd meines Glückes Aufenthalt!
Wer weiß, wenn ich euch wieder finde,
Ob nicht ein froher Lied erschallt?

Die Gewiſſensruhe.

An Damon.

Du, der du GOTT noch nie vollkommener erblikt,
Als wenn dir ſeine Hand ein Leiden zugeſchikt:
Dich, Damon! red ich an, der das, was izt geſchiehet,
Wie, was die Welt ſah, gleich unbeweget ſiehet.

Was war es, wenn kein Fall dir unerträglich ſchien?
Unſchuldig traf er dich, gelaſſen trugſt du ihn.
Wie ſeelig lebt, wer ſich, wie du, der Tugend weihet,
Weil ihm kein Herzensſchlag des Böſen Strafe dräuet!

Fleucht, wo im ſtarren Feld nie eine laue Luft
Der Aeſte Laub durchſtrich; wo dicker Nebel Duft,
Wie eine ſchwarze Nacht die öde Gegend decket,
Und manches Eisgebürg den fernen Schiffer ſchrecket:

Fleucht, wo, wenn einſt im Rauch der Erden Rund vergeht,
Der unlöſchbare Brand vielleicht zuerſt entſteht;
Wo ſich ein ſiedend Meer aus ſeinem Abgrund hebet,
Und über unſrem Haubt der Sonnenwürbel ſchwebet:

Umſonſt, Betrogene! * wer iſt ſich noch entflohn?
Der Saiten ſanften Klang, der Trommeln rauhen Ton
Erſann umſonſt der Wiz, den Kummer zu verſüſſen,
Und uns beruhigt nur ein freudiges Gewiſſen.

* - - - - Patriæ quis exul
Se quoque fugit?
HORAT.

Beherrſchet Erd und Meer; wünſcht und genießt zugleich!
Elende glükliche! was bleibet endlich euch,
Wenn einſt, ſo ſchnell als ſich ein leicht Gewölk verziehet,
Das prächtge Schattenwerk vor euren Augen fliehet?

Doch der, o Freund! wen nie ein Laſter hebt noch ſtürzt;
Wem die Gewiſſensruh auch rauhe Wurzeln würzt;
Der, deſſen Herz, wenn ſich ſein Puls ſchon ſchwächer reget,
Der nahen Ewigkeit getroſt entgegen ſchläget:

Was fehlet deſſen Glük? o daß ein flüchtigs Gut
Noch ſterbliche bethört; daß noch ſo manches Blut,
So manche Zähre fließt; ſo manche Seegel rauſchen,
Um die Zufriedenheit vor Wünſche zu vertauſchen!

O Ruhe, die allein der Lohn der Tugend iſt!
O Ruhe, deren Wehrt ein Weiſer nur ermißt!
Zum Vorſchmak jenes Glüks vom Himmel uns gegeben,
Verdient nicht dein Beſiz ein unbeflektes Leben?

An eine junge Dichterin.

Du Zierde teutſcher Dichterinnen,
So klug als muntre W ſ ſ ſ ſ ſ
O tadle nicht mein kühn Beginnen,
Weil ich zu ſtark gerühret bin!
Wem hat es dich zu ſehn geglücket,
Der nicht von deinem Ruhme ſpricht?
Wer kennt dich, und bleibt unentzücket?
Und wen ergezt dein Reimen nicht?

So lang ein jugendliches Feuer
Annoch in meinen Adern brennt;
So lang die Kühnheit meiner Leyer
Noch unentweihte Töne kennt:
Will ich dein wahres Lob erheben,
Das mir der ſchönſte Vorwurf bleibt,
So lang ein rühmliches Beſtreben
Mich noch zu edlen Dingen treibt.

Dein Dichten iſt ein männlichs Dichten,
Ein Dichten voller Glut und Geiſt,
Das nach der Dichter groſſen Pflichten
Das Laſter höhnt; die Tugend preiſt.
Hör ich dich von Verdienſten ſingen;
So wallt in mir die Ehrbegier.
Wer wagt es, ſich dir gleich zu ſchwingen?
Die du erhebeſt, weichen dir.

Auch ich vergieſſe Mitleidszähren,
Wenn du um deine Schweſter weinſt.
Die Aſche muß ein jeder ehren,
Die du faſt zu vergöttern ſcheinſt.
Und in das Reich der Seeligkeiten,
Von körperlichen Bildern los,
Schwing ich mich aus dem Kreiß der Zeiten,
Und ſchau ihr Glük wahrhaftig groß.

Du kanſt uns, wie du wilſt, bewegen,
Und macheſt uns auch wieder ſtill:
So wie ſich Sturm und Wetter legen,
Wenn der, ſo ſie erreget, will.
Ja, Freundin! wird dir dieſer Name
Nicht allzukühn von mir geweiht;
Ich fühle nichts von meinem Grame;
Singſt du von der Zufriedenheit.

O daß der Himmel mir nicht gönnet,
Mich deines Umgangs zu erfreun,
O daß ſ ſ ſ doch was ich kaum genennet,
Dis dürfte ſchon verwegen ſeyn.
Hier hemmen mich der Ehrfurcht Schranken,
Hier hören meine Lieder auf;
Allein ich laſſe den Gedanken
Nur deſto ungehemtern Lauf.

SENECA *in Hercule furente* 611.

. . . . . quæ fuit durum pati,
Meminisse dulce est.

An Damon.

Nein, klagen will ich nicht; es sorgt des Himmels Güte
Für alles das, was mir gebricht.
Erheben will ich izt mein dankbares Gemühte!
Voll Hofnung will ich seyn, und klagen will ich nicht.

Wer weiß, ob mir ein Glük, das ich izt thöricht wähle,
Nicht einst selbst unter Dornen blüht,
Und ob nicht jenen Zwek, den ich anizt verfehle,
Vielleicht ein andrer Wunsch dereinst erreichet sieht?

Die Zukunft sucht mein Geist sich trostreich vorzustellen,
Und angenehm erstandene Gefahr.
Die Fürsicht wacht für mich, und in den gröſten Fällen,
Wann Geist und Mut schon sinkt, reicht ſie die Hände dar.

Nein, der verdienet nicht, daß ihn ein Trost erquicke,
Wer sich im Unfall hülflos glaubt,
Und ihr, ihr Weichlinge! o was ist euer Glücke,
Das Kummer nie gewürzt und euch Gewohnheit raubt.

Wie gerne will ich nicht ein Gut verlohren haben,
Dem der Genuß annoch gebrach!
Lehrt mich nur der Verlust den ächten Wehrt der Gaben,
So ist mein Unfall nicht ein wahres Ungemach.

O Damon! wie vergnügt kanst du die Stunden zählen,
Die du oft sorgvoll zugebracht!
O Freund! o könt ich heut dein widrigs Schikſal wählen!
Kein Zufall ist so klein, der dich nicht weiser macht.

* * *

Troſtgedanken.

Ja billig preiſet Deine Güte,
O Weſen voller Huld,
Mein aufgeheitertes Gemühte,
In hoffender Geduld!

Ich weiß, Du ſtillſt einſt meine Klagen,
Und kan von jenen Höhn;
Will mich der Kummer niederſchlagen,
Des Troſtes Ankunft ſehn.

Dein Aug, in dem das All ſich mahlet,
Wirft ſeinen heitern Blik,
Der alle Sonnen überſtrahlet,
Auch auf mich Staub zurük.

Du kennſt mein Herz, das mir verborgen;
Wie lang währt meine Nacht?
Wann ſchau ich Deiner Gnade Morgen,
Vom Sündenſchlaf erwacht?

Doch, HErr, ich traue Deinen Worten:
Ich ſoll einſt glüklich ſeyn.
Leid ich hier Sturm; ſo nimmſt Du dorten
Mich in den Hafen ein!

Die Zukunft.*

Hier, wo mich nichts im ernsten Denken stöhrt,
Wo sich mein Geist durch ferne Wolken schwinget,
Und dem, den die Natur mit tausend Opfern ehrt,
In unbehorchter Andacht singet:

Hier sinn ich oft in mitternächtger Stille,
Bey lauer Weste sanftem Wehn,
Dem Schikfal nach, dem Schikfal, dessen Wille
Die Dinge lenket, die geschehn.

Dem Schikfal, das auch mich einst hieße würklich seyn,
Durch dessen Schluß ich dich, o holdes Licht, erblikte;
Dich, dessen mir noch ungewohnter Schein,
Mich mehr erschrekte, als entzükte!

Wie einer, welcher sich, durch zauberische Macht
Versenkt in tiefem Schlaf; vergangener Begriffe
Auf einmal ganz beraubt, bestürzt in einem Schiffe
Auf dir, o Weltmeer sieht, durch einen Sturm erwacht:

* Denjenigen Lesern zu Gefallen, welchen einige Gedanken und Ausdrücke dieser Ode anstößig seyn könten, will ich, an statt einer Anmerkung und zu meiner Rechtfertigung die Worte Hiobs XIX. 25. 26. 27. hersezen:

Aber ich weiß, daß mein Erlöser lebet, und Er wird mich hernach aus der Erden auferwecken; und werde hernach mit dieser meiner Haut umgeben werden, und werde in meinem Fleische GOTT sehen. Denselben werde ich mir sehen, und meine Augen werden ihn schauen, und kein Fremder.

So ward auch ich, nach lang durchträumten Ewigkeiten,
Urplözlich mir bewust, und sah erstaunensvoll
Mich in der Wesen Zahl, mich in dem Lauf der Zeiten,
Den ich vollenden und auch überdauren soll.

Hast Du, o Heiligster! wo oft Dein Serafim
Ein majestätisch Lied den Himmeln vorgesungen,
Mein erstes Ach gehört? ist die gebrochne Stimm
Des neuen Wesens auch zu Deinem Ohr gedrungen?

Gleich unreif zum Begrif des Lasters, wie der Tugend
Umflatterten der Unschuld Scherze mich.
Allmählig zeigte sich der volle Tag der Jugend;
Der Kindheit Morgenröhte wich.

Kaum reiffet die Vernunft, und kaum forsch ich nach Gründen;
So scheint mein Leben mir ein denkendes Empfinden:
Wie trenn ich meinen Geist von meinem Nervenbau?
Des Schrekens Todtenfrost durchläuft die starren Glieder;
Mir deucht, umbreitet mich des Schlummers sanft Gefieder,
Als ob ich ärmster schon mein traurigs Ende schau.

Du, Schiksal, kürzest längst unzählbarn Legionen,
Noch eh ich war, den leichten Faden ab;
Wie vielen, die noch heut dis Rund mit mir bewohnen,
Entdekt vielleicht der Morgenstern ihr Grab!

Kein Wiz erkläret mir der Seuchen eilend Wandern,
Ein heut gesundes Volk erbt von entfernten andern
Ein Gift, das still die Luft durchstreicht.
Hier stürzet ohne Ru der Tod verachte Pflüge,
Wenn dort, zu früh entführt der träumerischen Wiege,
In mütterlichem Schoos ein Königskind erbleicht.

Und ich, ich schmeichle mir im schnellen Strom der Zeiten
Allein dem Schifbruch zu entgehn?
O nein; mein Körper scheint aus so viel Sterblichkeiten
Als theilbarn Theilen, zu bestehn.

Vergebens wacht vielleicht beym Schimmer heitrer Sterne
Mein lehrbegierigs Aug, und forscht dem Weltlauf nach;
Vergebens ist vielleicht so manches Ungemach,
Und daß ich es gelassen tragen lerne.

Wer weiß, ob nicht mein Fuß noch heut
Am schlüpfrigen Gestad der Ewigkeiten gleitet,
Wo seitwärts sich das Reich der Möglichkeit
In das Unendliche verbreitet?

Was wird alsdann von mir noch übrig seyn?
Ich, der ich endlich bin, ich soll unendlich bleiben?
Mein Geist soll dauren, und allein
Die Hälfte meines Ichs zerstäuben?

Doch ach! gelingt mirs auch, mich halb zu überleben,
Und mich durch Moder, Staub und Gruft
Zu der beglükten Oberluft,
Zum Siz Unsterblicher, siegprangend zu erheben:

Werd ich alsdann auch ohne Sinnen denken?
Wie? oder wird, von ungleich prächtgerm Schein,
Ein neuer Körper mich umschränken,
Und, meinem Geiste gleich, unsterblich seyn?

Wie? oder wird mein Ich manch andrer Tod noch theilen,
Und ſo mein Geiſt von Welt zu Welt,
Bis er den ernſten Zwek der groſſen Ruh erhölt,
In wandelbaren Körpern eilen?

Und werden ſich alsdann, im Wechſel neuer Zeiten,
So oft als meinen Geiſt ein neuer Leib umkleidt,
Die Nächte der Unwiſſenheit
Auf die vergangene Begriffe breiten?

Und hat vielleicht mein Geiſt
Den Körper, der ihn izt, wer weiß, wie lang, umſchleuſt,
Von Lethens Schlummertrank berauſchet,
Beſtimmt zu ewger Sterblichkeit,
Am Ufer der Vergeſſenheit,
Bereits mit tauſenden vertauſchet?

Du, Alleswiſſender, doch Du allein nur biſts,
Nur deiner Gottheit Vorrecht iſts,
Mit untrügbarem Blik, was künftig ſoll geſchehen,
Im Undurchdringlichen zu ſehen!

Rühmt nicht, Verwegene, den zweifelnden Verſtand,
Der in der ungemeßnen Ferne,
Durch unzählbar bewohnte Sterne
Sich eine neue Bahn erfand;

Der, wo die lezte Sonn in ihrem Würbel ſchwebet,
Da, wo des Weltbaus Pfeiler ſtehn,
Jenſeits des Unermeßlichen,
Mit ſchnellem Fluge ſich erhebet:

Es zieht vor dir, o Zukunft, sich sein Blik,
Weil dich noch nie das Morgenlicht begrüsset,
Und dich das Meer der Finsterniß umfliesset,
Erschrocken und beschämt zurük!

Euch, Tiefen, kan kein sterblichs Aug durchdringen;
Wie? will der denkende, kaum heut entstandne Staub,
Der Zeiten Spiel, des Zufalls Raub,
Sich auch durch diese Nächte schwingen?

Zu thöricht stolz sind wir für unsre Schranken;
Selbst die erhabenste Neutonische Gedanken,
Die übers Ziel der Menschheit gehn,
Erzittern izt vielleicht vorm Urtheil größrer Meister,
So sehr als die erschrokne Geister,
Die, als ein starker Ruf den Leibern sie entriß,
Der Zukunft ungewiß,
Des Richters Spruch entgegen sehn.

Wir, tief versenktes Volk, erkennen kaum
Den kleinsten Theil vom ungeheuren Raum,
Und unsre Wissenschaft mißt sich nach unsrer Erde.
Wer weiß, was künftig noch, wo sich das All verliehrt,
Geschwängert von dem Wort: Es werde!
Des fruchtbarn Chaos Schoos gebiehrt?

Die Geister von dem höchsten Orden
Erstaunen so, wie wir, vorm Meer der Künftigkeit,
Nur Tropfen der Allwissenheit
Sind ihnen mitgetheilet worden.

Doch dreymal göttlichs Eins, in Deinem Allmachtſchuz
Biet ich dem Schreckenreich entlegner Zukunft Truz!
Ein Troſt von Deiner Höh eilt ſchon mich zu entzücken,
Der holde Troſt, daß Du allgegenwärtig biſt,
Daß Welten ſchaffen, und mich ewig zu beglücken,
Dort mehr der Allmacht Werk; hier mehr der Liebe iſt.

Kein banger Zweifel ſoll mich mehr bekümmern;
Ich hoffe noch der Welten Trümmern,
Und neuer Sonnen Glanz zu ſehn.
Ja, HErr, es iſt mein Geiſt zu prächtig;
Dein Herz zu groß; Dein Arm zu mächtig:
Du läſſeſt ihn nicht untergehn.

Du, groſſer Baile, giengſt vorm gröſſern Leibniz her;
Der keinem wich, du, Newton, biſt nicht mehr,
Und um euch werden einſt noch gröſsre Schüler trauren;
Ihr aber werdet dort die Ewigkeit durchdauren,
Und ſeht nunmehr, da wir durch dicke Nebel ſehn,
In vollem Licht die Pracht des Unausſprechlichen,
Und, in der Tiefe ganz verlohren,
Den Irrſtern unter euch, der euch gebohren.

An die

Durchlauchtigste Climene,

als sie von dem Verfasser eine Abschilderung der Großmut verlangte.

Ich soll der Großmut Bildnis zeigen,
Und soll von Dir, Climene, schweigen?
Umsonst; ein kennend Aug sichts für Dein eignes an:
Weil, standhaft in den größten Fällen,
Sich Deine Seele nicht verstellen,
Noch ihren Ursprung läugnen kan.

Gedanken
bey einer gewiſſen Begebenheit.

Sur les ailes du tems la triſteſſe s'envole.
LA FONTAINE.

Ja endlich ruht einmal des Meeres wilde Wut,
Und endlich muß ſich auch der Sturm der Sinnen legen.
Voll Troſt, voll Zuverſicht, voll Hofnung und voll Mut
Seh ich ſchon meinem Glük, und meiner Ruh entgegen.
O welch ein Hofnungsſtral erheitert mein Gemüht!
Soll Neid und Eiferſucht mich einſt belohnet ſehen?
Iſts möglich? kan und ſoll und wird es noch geſchehen,
Daß mein gekränkter Geiſt ſich einſt beruhigt ſieht?

Die Fürſicht prüft vielleicht den ungebeugten Sinn;
Wer weiß, ſoll mir nicht einſt noch mancher Zwek gelingen;
Wer weiß, ob ich von ihr nicht erſt verſehen bin,
Durch eine lange Reih von Fällen mich zu bringen.
Wann endlich lang verſucht, und durch Erfahrung reif
Den nunmehr klügern Geiſt kein falſcher Schein mehr trüget,
Wie groß iſt nicht die Luſt, die mich alsdann vergnüget,
Wann ich nun kummerfrey des Leidens Zwek begreif!

Was iſt denn endlich auch das Leiden einer Welt?
Wo eine Fürſicht wacht; kan da ein Weiſer klagen?
Wann ihm ſchon hier das Loos nicht, wie ers wünſchet, fällt,
Was iſt denn endlich auch ein Glük von kurzen Tagen?

Wie eilt, wie fleucht die Zeit! mit jedem Pulsſchlag läuft
Die Uhr des Lebens ab; uns ſtürzt in frühe Grüfte
Die Wolluſt, wie der Gram; ein Anhauch böſer Lüfte
Vergiftet Blüht und Frucht, noch ehe ſie gereift!

So wie ein jäher Strohm, der von Gebürgen ſchießt,
Wenn ſein vollendter Lauf ihn in das Weltmeer führet,
So ſchreklich ſein Geräuſch noch heut den Ohren iſt,
In Tropfen ohne Zahl ſich theilet und verlieret:
So klein, ſo unſichtbar wird die vergangne Pein;
Die Noht, für welcher hier ein ganzes Volk erzittert;
Der Martern ganzes Heer; was hier die Welt erſchüttert,
In einem Meer voll Luſt erlößten Geiſtern ſeyn.

Abendgedanken.

Die Hälfte meiner kurzen Tage
Verſchläft mein Geiſt, verträumt die Fantaſie,
Und, ungleich eingetheilt in mindre Luſt als Plage,
Verſchwinden ſie.

Wie lang ſeh ich den Trunkenheiten
Von Wahn und Glük berauſchter Höfe zu?
Wann werden ſich auf mich einſt deine Schwingen breiten,
O güldne Ruh?

Heut nimmt der jugendlichen Scherze
Zufriednes Chor mich ſingend in den Reihn,
Der Morgen kömmt, und mein mit ihm erwachend Herze
Fühlt Reu und Pein.

Das künftige bleibt uns verborgen;
Der Wechſel nur iſt Sterblichen bewuſt.
Oft unterbricht der Tod die Träume unſrer Sorgen,
Oft unſrer Luſt.

Teuſcht, Dunkelheiten, meinen Kummer,
Teuſcht meinen Geiſt, der, ihn zu nähren, wacht!
Umſchattet mich! und du, komm tröſtend, ſanfter Schlummer,
Thauender Nacht!

Das Glük der Gottloſen,

nach Anleitung des drey und ſiebzigſten Pſalms.

Iſts denn umſonſt, daß ich in Unſchuld lebe,
Umſonſt, daß ich Beleidigern vergebe,
Umſonſt, daß ich, will mich die Laſt ermüden,
Sie trag in Frieden?
Der Böſe lacht; es ſteht ſein trozend Glücke
Auf ſichrem Grund gelungner Bubenſtücke,
Und laſterhaft umlorbert ſeine Jugend
Der Lohn der Tugend.
Die Kühnheit geht für ſeinen frechen Schritten
Gebietriſch her; ſtolz, daß er nie geglitten,
Scheut er kein Eis, und wagts, auf ſteilen Höhen
Schlüpfrig zu gehen.
Er iſt, o HErr, der Liebling Deiner Güte,
Und ſie miskennt ſein undankbar Gemühte;
Sein Hochmut glaubt, die milden Gnadengaben
Verdient zu haben;
Indeſſen, da Dein Knecht nach den Geſezen
Unſträflich lebt; aus Furcht, ſie zu verlezen,
Ins öde flieht; verborgne Opfer ſchlachtet,
Die er verachtet.
Und dannoch ſtürzt Dein ausgegoßner Seegen
Auf ihn herab, gleich einem Abendregen,
Der Felder nezt; den Durſt der Aehren ſtillet;
Die Trauben füllet;
Und doch blüht er, wie von Aurorens Zähren
Betreuffelt ſich erwachte Roſen nähren,
Und lieblicher als dann in lauen Lüften
Balſame düften.
Je mehr ich forſch; je tiefer wird mein Kummer;
Umſonſt vergißt der Mitternächte Schlummer

Mein wachend Aug; den strauchlenden Gedanken
Bestimmst Du Schranken.

Dumm, wie ein Thier, muß ich vor Dir mich biegen;
Du schriebst, o HErr, Dein unbegreiflichs Fügen,
Mit feurigen, doch mir unlesbarn Lettern
Auf ewgen Blättern.

Allein Du sendst von Deinem heilgen Lichte
Mir einen Stral, daß er mich unterrichte;
Noch zweifelnd, noch erstaunt seh ich behende
Der Bösen Ende.

Wie, wenn das Eis auf hohen Bergen schmelzet,
Ein Frühlingsstrom sich schwehr herunter wälzet,
Und fallend braußt, doch endlich trokne Spuren
Verläßt den Fluren;

So sinken sie; so stürzen sie hernieder;
So singen sie, noch fallend, Trauerlieder;
So wirst Du sie, bis auf ihr Angedenken,
Ins Nichts versenken!

Und dann wird Dich erst der Gerechte kennen;
Dann wird er Dich erst heilig, heilig nennen;
Dann löset Du von Deiner Schlüsse Riegel
Das feste Siegel:

Dann schwingt sein Geist sein zitterndes Gefieder,
Und legt vor Dir die Lobgesänge nieder,
Und dann stimmt er mit in die höhre Töne
Der Himmelssöhne:

Und dann wirst Du, umglänzt von eignem Lichte,
Mit göttlichem, huldreichem Angesichte
Auf ihn, auf ihn, als den Geliebten, blicken,
Und ihn erquicken:

Und dann geht er in den gewölbten Fernen
Mit Pracht einher; steht zwischen Morgensternen
Anbetend still; sein majestätisch Funkeln
Wird sie verdunkeln.

An die Dichtkunſt.

Dir, Freundin meiner Fantaſie,
Dir weiht ich meine erſte Kräfte;
Noch theilſt du meines Ernſts Geſchäfte,
O göttlich hohe Poeſie!
Wann unterdeſſen, reich belohnet,
Im Tempel der Gelegenheit
Manch feiler Dichter Weihrauch ſtreut,
Und ſclaviſch jedem Glükfall frohnet.

Fern folgt ich dir ins Heiligthum;
Hier hüllte ſich in tiefe Stille
Des Heiligſten verborgner Wille;
Hier überdachtſt du ſeinen Ruhm.
Hier ſahſt du göttliche Gedanken,
Und prächtge Hymnen um Ihn her,
Wie ſie, von Seinem Lobe ſchwehr,
Um Seinen Thron erbebend wanken.

Hier hörteſt du die Geiſterſchaar
Auf Sterblichen verbotnen Leyern,
Den tauſendjährgen Jubel feyern,
Seit dem die tiefe Nacht gebahr.
Hier ſaheſt Du der Andacht Funken,
Von welchen David einſt entſtekt,
Und Aſſafs hoher Geiſt erwekt,
In die Entzükungen verſunken.

Fern fahst du die unheilge Brut,
Bey fauler Aschen dunklem Glimmen,
Die feuchte Saiten frostig stimmen,
In der gedankenlosen Wut.
Nie ward dein keusches Ohr ergezet
Vom Lied, das ihre Lüsternheit
Den buhlenden Corinnen weiht,
Und nie von ihr dein Ernst geschäzet.

Doch mich, der deine Heiligkeit,
Im frechen Reihn der Lasterſöhne,
Durch frevelnde, verwegne Töne,
Erhabne Dichtkunst, nie entweiht;
Mich lasse die Begeistrung fühlen,
Die einst im majestätschen Flug
Den heilgen Dichter Zions trug,
Und jenen Schwarm im Schlamme wühlen!

Und tröst, und komm, wann ich mich schau
Umwacht von schlummerlosen Sorgen;
Komm heitrer, als ein Frühlingsmorgen,
Erquickender, als wie sein Thau:
Und wirst du meinen Gram bezwingen;
So sprech auch mir im Thal der Ruh,
Goldseelige Gespielin, zu,
Und hilf mir selbst, dich zu besingen!

Die Tugend.

Singt, Söhne kummerlofer Jugend,
Von Lieb und Wein!
Mein Lied soll deinem Lob, o Tugend,
Geheiligt seyn!

Es gleicht dein Ernst dem prächtgen Blize,
Der uns ergezt,
Doch strafend auch des Lasters Size
In Flammen sezt.

Den Schwarm der Lüste, die dich fliehen,
Herbergt die Nacht:
Wo tausend Morgenröhten glühen,
Stralt deine Pracht.

Die Wahrheit riß sich von dem Lärmen
Des Pöbels los,
Und nahm mit schwesterlichen Armen
Dich in den Schoos.

Sie folgte dir, fern vom Gedränge,
Ins Holz der Ruh;
Mit dir erschien sie bey der Menge,
Doch ernst, wie du.

Die Unschuld, die vom Stolz und Neide
Verachtet stund,
Sah hold sich um, erblikt euch beyde,
Und trat in Bund.

An den Schlaf.

Die Vögel ruhn auf ſelbſt gewählten Bäumen,
Und Sicherheit dekt ihre Neſter zu;
Die Ehrſucht ſchläft, und Geiz und Lüſte träumen:
Und mich allein; mich fliehſt du noch o Ruh?

Die Träume fliehn; die Sterne gehen unter:
Ich ſeh ſie fliehn? ich ſeh ſie untergehn?
Und meinen Gram ſoll ſelbſt die Nacht noch munter,
Und ihn ſoll noch Aurore wachen ſehn?

Doch nein; du wachſt, o Aug, dem nichts verborgen,
Du wachſt für mich, daß ich ſanft ruhen kan:
Stört, Stürme, nicht den Schlummer meiner Sorgen!
Brich, holder Tag, eh ſie erwachen, an!

Der Neid.

Der Mangel der Vollkommenheiten
Bracht aus der Schoos der Traurigkeiten
Dich blaſſen Neid herfür.
Du Gift des Alters! Peſt der Jugend!
Dein ſterbend Antliz ſchrekt die Tugend,
Und läſternd folgſt du ihr.

Tyrann des niederträchtgen Pöbels!
Es gleicht dein Bild der Nacht des Nebels,
Der oft die Sonne ſchwärzt:
Wann, thauend auf beblümte Triften,
In buhleriſchen Morgenlüften
Sie, hold erwachend, ſcherzt.

Doch ſo, wie ihre mächtge Blicke,
Daß ſie uns himmliſcher entzücke,
Die Dünſte leicht zerſtreun:
So wird auch deine keuſche Freude,
Holdſeelge Tugend, einſt vom Neide
Nicht mehr umfinſtert ſeyn.

Erinnerung des Vergangnen.

Wo bist du, unschuldvolle Zeit,
Da mich mein Puppentand mehr, als der Kranz erfreut,
Der prächtig sich um Heldenschläfe schlinget?
Und, o wie wünsch ich dich zurük,
Mein erstes, mein mit mir gleichjunges Glük,
Wann alles; nur nicht dich, der Wechsel wiederbringet!

Wie oft sah ich in unerfahrner Ruh,
Gleich Lämmern, die auf unbewachten Auen,
In sicherm Ueberfluß, den nahen Wolf nicht schauen,
Dem Trauerspiel der Welt unachtsam zu!

In Binden eingehüllt, entdekte schon mein Sehnen
Mehr, als ein wünschend Ach:
Verborgen ahndete mir manches Ungemach,
Und profezeyhend flossen Threnen.

Doch dunkler, als ein Traum, war, was ich da gedacht,
Verworrner, als der Streit der Elementen,
Die bald sich mischten; bald sich trennten,
In allgemein empörter Nacht.

Erstaunen war des Denkens erst Geschäfte,
Und nach und nach
Entwickelten sich meines Geistes Kräfte:
Wie einst die volle Blüt aus trächtgen Knospen brach.

Dann sah ich in der Pracht schimmernder Millionen
Die untheilbare Gottheit wohnen;
Begierigst fieng mein Aug im nächtlich sanften Lauf,
Den Ausfluß ihrer Stralen auf.

Und auf der mütterlichen Erde
Sah ich die Würksamkeit gebährender Natur,
Und unzählbar die grosse Spur
Von dem Allmächtigen: Es werde!

Was werd ich ferner sehn? Ihr tausende der Stunden,
Die mir oft ungefühlt, und, Schatten gleich, verschwunden!
Ist es mein Frühling, der dahin?
Ist schon mein Sommer da? wird noch mein Herbst verweilen?
Wie? oder werde ich vielleicht zu früh verblühn?
Wird wider die Natur der Winter mich ereilen?

Du weist es, Du, der Welt und mich regiert,
Und der den Stolz der Erdengötter zwinget,
So bald der Blize Heer, von Dir selbst angeführt,
Durch trozende Paläste dringet!

Doch welch ein Trost! nichts ist, so mir begegnen kan,
In welchem nicht mein künftigs Wohl gegründet:
Ein Weiser sieht die Welt nur als ein Wandrer an,
Und eilet fort, bis er die Ruhe findet.

Seneca.

Ein
Trauerſpiel.

Frankfurt am Mayn,
bei Franz Varrentrapp.
M D CC LIV.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Vorbericht.

Die Grösse und der Verfall der römischen Monarchie ist zu allen Zeiten ein würdiger Vorwurf denkender Gelehrten gewesen. Die schönen Wissenschaften, die in unsern Tagen erst zu blühen anfangen, waren ehemahls in dem grossen **Rom** fast zu ihrer Reiffe gelangt. Unter den grossen Männern, welchen es bey keiner Nachwelt an Bewunderern fehlen wird, ist Seneca einer besondern Betrachtung würdig. Ich will ihm nicht den Weihrauch streuen, womit ihm Lipsius geopfert hat; aber auch nicht die Altäre niederreissen, welche **Rom** und die Nachwelt ihm erbauet haben. Das Leben dieses erhabenen Manns war eine seltsame Vermischung gros-

Glüks- und Unglüksfälle. Unter mehr als einem Tyrannen wurde seine Standhaftigkeit auf die Probe gesezt. Er war ein Redner, ein Dichter, ein Weltweiser und ein Staatsmann. Caligula wolte ihm das Leben rauben, weil er ihm den Vorzug der Beredsamkeit nicht rauben konte. Bey Nero war es ein Verbrechen, daß die Musen dem Weisen holder als dem Wütrich waren. In der Insel der Corsen, wohin ihn Claudius verwiesen hatte, war er wie ein Apollo unter den Schäfern. Er war sehr kränklich und seine Leibesgestalt eben nicht die angenehmste. Dennoch war er so glüklich, seine frohen und traurigen Stunden mit einer so vornehmen als reichen, und so schönen als tugendhaften Gemahlin theilen zu können. Der Neid misgönnte ihm zwar dieses Glük; aber ein gerechterer Himmel gönnte es ihm. So berühmt sein Leben war; so war sein Tod doch noch berühmter. Man kan hier die nehmliche Anmerkung machen, welche dieser Weise bey einer andern Gelegenheit gemacht hat:

Magisque solito splendet extremus decor,
Vt esse Phoebi dulcius lumen solet.

Vorbericht.

Jam jam cadentis, aſtra cum repetunt vices,
Premiturque dubius nocte vicina dies.

Er ſtarb mit einer groſſen Standhaftigkeit, und ſeine lezte Augenblike brachte er damit zu, ſeine Gemahlin und ſeine Freunde zu tröſten, und Betrachtungen über die Fälle ſeines Lebens anzuſtellen. Er öfnete ſich, wie jedermann weiß, ſelbſt die Adern, und ſeine Gemahlin wolte ein gleiches Schikſal mit ihm haben, wurde aber auf Nerons Befehl wieder verbunden und beym Leben erhalten. Wie unerforſchlich ſind die Tieffen der Vorſehung! Den Tyger muſte Seneca ſelbſt erziehen, welcher ihm das Leben rauben ſolte. Sein groſſes Verdienſt war ihm ſchädlich. Nero ſchopfte einen Argwohn auf ihn. Die Zuſammenverſchwöhrung des Piſo muſte der Vorwand ſeyn, obgleich Seneca unſchuldig geweſen zu ſeyn ſcheint. Tacitus ſagt: Sequitur caedes Senecae laetiſſima Principi, non, quia Conjurationis manifeſtum comperat, ſed vt ferro graſſaretur, quando venenum non proceſſerat. Die wahre Urſache war wohl eine andere als dieſe, daß faſt ganz Rom den Seneca ſo ſehr liebte und verehrte, als es den

Nero haßte und fürchtete, und öffentlich davon gesprochen wurde, ihn zum Kayser an die Stelle des Wütrichs zu erwählen. Aperte agitatum, sagt der schon angezogene Geschichtschreiber, vt traderetur imperium Senecae, quasi insonti claritudine virtutum ad summum fastigium dilecto. Und Juvenal, so gerne er auch tadelte, war doch gezwungen, zu gestehen, daß zu der Zeit niemand der Krone würdiger gewesen wäre, als Seneca:

Libera si dentur populo suffragia, quis tam
Perditus, vt dubitet Senecam praeferre Neroni?

Niemahls habe ich ohne besondere Rührung die Todesgeschichte dieses würdigen Römers gelesen. Warum hat er nicht unter einem weisen Antonin gelebt, und mit ihm die Last des Ruders getheilet? Allein warum prangt unser Himmel nicht mit zwo Sonnen? Mich deucht, es ist die nehmliche Frage. Seneca hätte das Glük der Erde seyn, und seufzende Millionen aus ihrem Elend erretten können, wenn einer weiseren Vorsicht seine Erhebung auf den Thron gefallen hätte. Allein wie billig überlassen wir nicht die Wahl des Besten ihrer Weisheit? Dieser Gedanke darf uns nicht stolz ma-

chen, wann wir bedenken, daß ihn schon Juvenal gehabt habe:

- - - - - Si consilium vis,
Permittes ipsis expendere Numinibus, quid
Conveniat nobis, rebusque sit vtile nostris:
Çarior est illis homo, quam sibi.

Es ist wahrscheinlich, daß Seneca selbst dem Vorhaben, ihn zum Kayser zu machen, entgegen gewesen sey, und dieses kan ihm, in gewissem Verstand, als ein Fehler ausgedeutet werden. Er hat zwar von der Zusammenverschwöhrung des Piso Wissenschaft gehabt; es scheint auch, daß er ihren guten Erfolg, wenn der Himmel gewolt hätte, nicht ungern gesehen haben würde. Allein dieses bestärkt mich in der Meinung, daß er zwar die Kayserwürde lieber einem Menschen als einer Bestie, das ist, lieber einem andern als dem Nero gegönnet; selbst aber keine Lust gehabt habe, solche anzunehmen. Wäre Seneca Kayser geworden; wie leicht hätte er durch seine Weltklugheit und oft gerüfte und durch jeden Unglüksfall erhöhete und bestättigte Weisheit alles wieder in eine gute Ordnung bringen, und dem Römischen Raht sein altes

Ansehen wieder geben können? Rom wäre vielleicht wieder frey geworden, und dieses war den Absichten der allervollkommensten Weisheit entgegen. Ein Umstand ist hierbey sehr merkwürdig, daß der Obriste, welchem Nero aufgetragen, dem Seneca den Tod anzukündigen; der aber dieses Geschäft einem Hauptmann überliesse, selbst mit unter den Zusammenverschwohrnen war, und also Nero leicht hätte gestürzet, Seneca aber errettet werden können; allein es erfolgte das Gegentheil, fatali omnium ignauia, wie Tacitus sagt.

Wann Seneca indessen wahrhaftig so weise gedacht, und gewust hat, wie man selbst eine Kayserkrone verachten solle, und daß es mehr sey, ein Herr seiner selbst als der Welt zu seyn: wie ruhig hat er nicht mit den Virgilianischen Worten sein Leben beschliessen können:

Vixi, & quem dederat cursum fortuna, peregi!

Wie berühmt ist nicht der Tod eines Cato? Ganz Rom schiene mit ihm unterzugehen, und Himmel und Erde Antheil an diesem grossen Fall zu nehmen. Man sahe tot circa vnum caput tumultuantes Deos. Man urtheile aber unpar-

eyiſch, und ſage dann, ob Cato nicht in da-
aligen Umſtänden leicht entbehrlich geweſen
y? Sein Heldenmut war ein Eigenſinn, der
ehr einen kleinen als einen groſſen Geiſt anzu-
igen ſcheinet. Brutus war Rom nöhtiger
nd nüzlicher als Cato, und in den Umſtänden,
welchem ſich dieſe prächtig elende Stadt unter
ero befunde, war der Tod eines Seneca ein
ngleich gröſſerer Fall, als damahls der Tod ei-
es Cato. Dieſer Cato iſt indeſſen dreymahl
n tragiſcher Held geworden. Addiſon, ein ſo
roſſer Staatsmann als Dichter, hat ihn von
reyen vereinigten Königreichen bewundern
aſſen. Er läßt ihn ſterben als einen Weltwei-
n, und gleichſam mitten in einer ernſten Un-
rredung mit dem göttlichen Plato. Der Herr
es Champs hat ſich den nehmlichen Vorwurf
n einem Trauerſpiel erwählt; ſeinen Held aber
m Ende verzweiflen laſſen. Der um die teut-
he Sprache ſo wohl verdiente Herr Gottſched
at auch einen ſterbenden Cato auf der teutſchen
Schaubühne auftretten laſſen. Daß Seneca
inmahl geſtorben iſt, iſt gewiß; ob er aber auf
iner Bühne zum zweytenmahl geſtorben ſey,

kan ich mit Gewisheit nicht sagen. Ich habe in meinem ganzen Leben kaum so viel Zeit übrig gehabt, einige der berühmtesten Trauerspiele zu lesen; alle folglich unmöglich lesen, noch auch mir die Geschichte der schönen Wissenschaften so genau bekannt machen können. Vielleicht gelingt mir dieses künftig. Ich habe indessen andere, die eine grössere Känntnis von Werken des Geschmats, als ich, haben, darum befragt; sie haben aber auch meiner Neugier kein Genügen thun können. Gesezt, es habe Seneca den zweyten Tod schon ausgestanden; so ist er standhaft und gelassen genug, auch den dritten noch auszustehen. Er ist, wann mich nicht alles betrügt, ein noch würdigerer Vorwurf eines Trauerspiels als Caro. Da ich nun niemand kenne, der meinen Seneca bereits in tragischer Pracht gezeigt hätte: so habe ich dieses Unternehmen selbst gewagt, und wenn es mir mislungen; so will ich doch zufrieden seyn, wann die Critik nur so viel von mir sagt:

Quos si non tenuit, magnis tamen excidit ausis.

Was die Einrichtung der Fabel anlangt; so habe ich mich von der wahren Geschichte nicht

weit entfernet. Seneca soll Kayser werden. Piso verschwöhrt sich wider den Nero; die Verschwöhrung wird entdekt, und Seneca stirbt ungefär auf die Weise, wie die Geschichte uns seinen Tod beschreibt. Aurelia will den Tod des Burrhus, des Seneca vertrauten Freundes rächen. Zum Werkzeug ihrer Rache erwählet sie den Piso, ihren Geliebten, und überredt ihn, sich wider den Nero zu verschwohren. Lucius, ein Römischer Ritter hat andere Absichten, und will dem unterdrükten Rom den alten Glanz mit der Freyheit wieder geben; hält aber des Seneca Erhöhung auf den Thron für das sicherste Mittel, diesen Zwek zu erreichen. Silvanus, ein Obrister des Nero wird ein Verräther seiner Mitverschwohrnen; entdekt Nero die Gefahr, in der er schwebt, und des Seneca Tod wird darauf von Nero beschlossen, weil Seneca die Hauptperson war, deren grosses Ansehen und grosse Verdienste Nero zu fürchten hatte. Aurelia hat also in so fern einige Schuld an des Seneca Tod. Dieses sind die erdichteten Zwischenhandlungen, und ein Leser ohne Vorurtheile kan mit einem Blik des Au-

ges ſehen, daß dieſe Epiſoden mit der Haupthandlung unzertrennlich verknüpft ſind. Ob ich übrigens den Character des bejahrten, weltklugen und zwar nicht vollkommen, doch vorzüglich ſtoiſch geſinnten Seneca; die geſezte Gemühtsbeſchaffenheit ſeiner ſo großmütigen als zärtlich liebenden Gemahlin; die Gedenkensart des ſo zärtlichen und empfindlichen als ehrgeizigen Piſo; die Hize eines ſich nach Freyheit ſehnenden Lucus und die Geſtalt des Herzens der von allen groſſen Leidenſchaften faſt mit gleicher Macht beherrſchten Aurelia nach der Natur und mit lebendigen Farben geſchildert habe? Dieſes überlaſſe ich billig dem gütigen Urtheil eines verſchonenden Leſers. Habe ich die Charactere der tragiſchen Perſonen nicht recht geſchildert; ſo verſpreche ich den Character eines günſtigen Kunſtrichters deſto liebenswürdiger zu ſchildern. Kurz; ich halte meine ganze Arbeit ob gleich der Vorwurf wichtig iſt, für mehr nicht als eine Kleinigkeit, womit ich mich in wenigen und ſeltenen ruhigen Augenbliken, um von wichtigern Ermüdungen auszuruhen, beſchäftiget habe. Ich

würde auch daher dieſes Gedicht gerne unterdrükt, oder wenigſtens das Horaziſche: nonum prematur in annum, beobachtet haben, wenn ich mich nur hätte überreden können, daß es in meinem Pult indeſſen beſſer geworden ſeyn würde. Ich habe weder Zeit noch Gedult, meine geringen Aufſäze oft und aufmerkſam zu überſehen, und was im Anfang verdorben iſt, wird mit der Länge der Zeit nicht gut. Ich weiß, daß Chapelain mir Recht geben würde, wann er dieſes leſen und ſich ſeiner Grabſchrift noch erinnern ſolte:

Illa Chapellani dudum exſpectata puella
Poſt longa in lucem tempora prodit anus.

Wen ein Beruf, wie mich, in den Stand ſezt, dem gemeinen Weſen in einem Tag nüzlichere Dienſte zu leiſten, als ein Dichter, der zwey traurige Jahre auf ein Trauerſpiel verſchwendet: der wird wahrhaftig mit Gleichgültigkeit anhören können, wenn man ihm unter den tragiſchen Dichtern keinen Rang eingeſtehen will. Aber vielleicht ſolte ich bey ſolchen Umſtänden das Publicum mit unausgearbeiteten und folglich unvollkommnen Schriften verſchonen? Hat nicht Virgil, und

welche Kluft iſt zwiſchen ihm und mir befeſtigt! hat nicht Virgil ſelbſt ſeine Aeneis verbrennen wollen? Allein nur ein wenig Geduld. Es erſtechen ſich nicht alle, wie Lucretia. Wann die ſchönen Wiſſenſchaften in unſern Tagen einen ſo hohen Grad der Vollkommenheit bereits erreichet hätten, wie zu der Zeit dieſes unſterblichen Römers; ſo wolte ich noch heute alle meine Gedichte verbrennen. Die teutſchen Trauerſpiele, die ich geleſen habe, ſind aber nicht von der Beſchaffenheit, daß ſie mich abſchreken könten, auch eines von meiner Art herauszugeben. Mein Trauerſpiel kan unvollkommen, unregelmäßig und dennoch von einigem Nuzen ſeyn. Welch ein Troſt würde es für mich ſeyn, wenn bey einer fehlerhaften Einrichtung der Fabel und nicht getroffnen Characteren wenigſtens meine Verſe ohne Ekel geleſen, und einige Gedanken und eingeſtreute Sittenlehren gebilliget werden ſolten! Wie ſehr aber würde es mich ermuntern, künftig in ruhigern Umſtänden etwas vollkommners zu liefern, wann mir meine gegenwärtige Arbeit ſo wohl gerahten wä-

re, daß mir keine Fehler von Wichtigkeit mit Grund vorgeworfen werden konten!. Vielleicht wage ich einmahl etwas neues, und ich würde es längſt gewagt haben,

Me ſi fata meis paterentur ducere vitam
Auſpiciis, & ſponte mea componere curas!

Noch eine Erinnerung iſt nöhtig. Ich habe mich gar unterſtanden, von den Regeln des Trauerſpiels in einer ſehr nachläßigen Ordnung ein paar Worte zu ſagen. Allein dieſe wenige Zeilen, die der geehrte Leſer allenfalls überſchlagen kan, haben ganz und gar keine Beziehung auf das Trauerſpiel ſelbſt. Beyde Stüke ſind zu verſchiedenen Zeiten und in verſchiedener Abſicht verfertigt worden. Man ſey aber ſo gütig, ſich von meiner Wenigkeit keinen ſolchen lächerlichen Begriff zu machen, als ob ich, ſtolzer als ein Grammaticus, erſt Regeln vom Trauerſpiel geben, und ſo dann mich ſelbſt zum Muſter hätte darſtellen wollen. Nimmermehr werde ich eines ſolchen Einfalls fähig ſeyn, und meine kleinen Bemühungen ſollen wenigſtens nicht die bekannten Thorheiten vieler Autoren vermehren.

Vorbericht.

Ich habe meine Nohtdurft nunmehro hinlänglich vorgeſtellt, und werde die Urtheile, die über dieſe Zeilen gefället werden mogten, mit der nehmlichen Gelaſſenheit erwarten, mit welcher Seneca in meiner Fabel geſtorben iſt.

Seneca.

Ein

Trauerſpiel.

Perſonen.

Seneca.

Pauline, ſeine Gemahlin.

Aurelia, der Pauline Freundin.

Piſo.

Lucius.

Natalis, des Piſo Freund.

Annäus, des Seneca und Lucius Freund.

Cleonicus, des Seneca vertrauter Diener.

Der Hauptmann von des Nero Leibwache.

Des Seneca und der Pauline Gefolge.

Der Schauplatz iſt des Seneca Pallaſt in Rom.

Erſter Aufzug.

I. Auftritt.

Aurelia. Pauline.

Aurelia.

Der zweifelhafte Tag, Pauline, iſt nun da!
Wie ſtehts um Rom und uns? entſchließt ſich Seneca?
In Rom iſt innrer Krieg; wann war in Rom noch Friede?
Des Nero Grauſamkeit ſind alle Völker müde!
Wie mancher Römer hat vielleicht in dieſer Nacht
Auf Nerons Untergang mit ſchlauem Aug gewacht?
Wollüſtiger Tyrann! dir drohn zwey mächtge Feinde,
Zu einem gleichen Zweck genau verbundne Freunde,
Und gleich beliebt beym Volk; gleich groß an gleichem Mut,
Und beyde fürchten nicht, o Nero, deine Wut.
Doch ach! hält Piſo auch ſein heiliges Verſprechen?
Noch dieſe Nacht wolt er mich an dem Nero rächen.
Ach, unruhvolle Nacht, in der manch traurigs Bild,
Im Schlaf, den es geſtöhrt, mit Schrecken mich erfüllt.
Ich ſah den Lucius; wie drohten ſeine Blicke!
Ein Schauer fiel auf mich, und kalt wich ich zurücke,
Ich hörte manchen Lärm, und plözlich wurd es ſtill:
Ein Schatten, den ich ehr, und den ich rächen will,

Mein Burrhus selbst erschien; noch hör ich seine Worte;
Sein Auge seh ich noch; hier wars, an diesem Orte,
Wo er, auf mich ergrimmt, o Himmel, welche That!
Den Tod des Seneca mir vorgeworfen hat.
Ach, Burrhus, quälst du mich? Was hab ich denn verbrochen?
Es ist der Götter Schuld, daß du noch nicht gerochen,
Noch nicht beruhigt bist! O Bruder, glaube mir,
In deiner Schwester Herz ist alles Rachbegier!

Pauline.

Wie lang, Aurelia, wirst du an Rache denken?
Soll diese Leidenschaft allein dein Herze lenken?
Glaubst du, o Freundin, dann, daß Nerons Raserey
Dem Aug, das alles sieht, noch ein Geheimniß sey?
Willst du des Schikſals Lauf verwegen unterbrechen,
Und, eh der Himmel will, den Tod des Bruders rächen?
Welch Merkmahl giebt er dir, daß ihm der Wunsch gefällt,
Der dich mit Rach und Haß auch schlummernd unterhält?
Besänftige dein Herz! still die empörten Triebe!

Aurelia.

Die Rach ist nicht allein; mich quälet auch die Liebe.
Dir muß ichs frey gestehn; du theilest meinen Schmerz;
Wer meinen Bruder rächt, besitzt zugleich mein Herz,
Und Piso wußte längst mein zartes Herz zu rühren;
O Piso, säume nicht die Rache zu vollführen!
Noch hör ich nichts von ihm; ich weiß nicht, wo du bist!
Ob nicht dein Blut vielleicht schon im verborgnen fließt?
Ach, Furcht und Hofnung sind die Mörder unsrer Seelen!
Kann kan die Hölle selbst mit grossern Martern quälen!

Pauline.

Sieht auch Aurelia der Liebe Folgen ein?
Wie glüklich würde sie nicht ohne Liebe seyn!

Du kennſt den Wütrich wohl, vor dem die Römer beben,
Und wirſt in ſteter Furcht um den Geliebten leben.
Weiß meine Freundin auch, daß ſtets die Tyrannen
Voll Argwohn und voll Furcht, und ohne Schlummer ſey?
Wie leicht kan Nero nicht aus einem ſeiner Schrecken,
Was Piſo unternimmt, von ungefähr entdecken?
Du weiſts, ſeit dem als er die Mutter umgebracht,
Und ihn ihr Schatten quält, iſt alles ihm Verdacht.

Aurelia.

Wie grauſam hat er ſie den Todten zugeſendet,
Und die verfluchte That mit einer Luſt vollendet,
Die ſelbſt im Höllenreich die Furien erſchreckt,
Und wenn noch Götter ſind, die träge Rache wekt.
Den Bruder hat er nicht; die Schweſter nicht verſchonet,
Und, Burrhus, deine Treu mit Gift und Tod belohnet.
Selbſt Rom, ſelbſt Rom hab ich in Flammen untergehn,
Und ein unſchuldigs Volk für ihn geſtraft geſehn.
Wie manchen Tod ſoll ich vielleicht noch heut beklagen,
Heut, am ſchwermütigſten von allen meinen Tagen!
Ach, wie genau kenn ich des Nero ſchwarzes Herz!
Iſt aber dies ein Troſt in meinem tiefſten Schmerz?
Kan ich, Pauline, dann der Liebe widerſtehen?
Soll ich des Bruders Tod dann nie gerochen ſehen?
Ich weiß nicht, was mich hier mit kalter Furcht erfüllt!
Ihr Götter! quält mich noch der Träume dunkles Bild?

Pauline.

O Freundin, weine nicht! die Bilder ſtiller Nächte
Betrügen nur zu oft; es ſtehn der Tugend Rechte
So, wie der Himmel, feſt! O Freundin, faſſe dich!
Wie fühl ich deinen Schmerz! wie ſehr bewegt er mich!

Aurelia.

Ach, hier ſuch ich umſonſt der Seele wahren Frieden!
Der ärmſten Sclavin iſt ein beßres Loos beſchieden!
So hart ihr Schikſal auch; ſo ſchwehr ihr Joch auch ſey;
Von meiner Leidenſchaft iſt doch ihr Herze frey.
Ich fühle, ja ich fühls, wie ſie ſich unterſcheidet,
Die Marter, welche nur der träge Körper leidet,
Die eine Ohnmacht ſtillt; o welch ein kurzes Ziel!
Ganz anders aber iſt, o Seele, dein Gefühl!
Ach, ſoll ich troſtlos ſeyn in meinem ewgen Grame,
Den nur kein Schlummer noch auf ſeine Flügel nahme!

Pauline.

Annäus, athemlos?

Aurelia.

Ich zittre ... was bringt er?
Ein neues Unglük kommt mit ſchnellen Schritten her.

II. Auftritt.

Die verigen. Annäus.

Annäus.

Die Götter ſind gerecht! ja, nun muß ichs geſtehen!
Rom ſieget! Rom frohlokt! um Nero iſts geſchehen!

Aurelia.

Wie? Nero todt? ich ſterb vor Freuden ... welche That!

Pauline.

Trau nicht, Aurelia, dem Glük, das Flügel hat!

Aurelia.

Wo bin ich? ach hat mich ein falſcher Traum bethöret!
Iſts möglich, was du ſagſt? hab ich auch recht gehöret?
Iſt Nero würklich todt?

Annäus.

Wo iſt mein Seneca?
Die Zeit iſt kurz, und Rom iſt ſeiner Freyheit nah,
Wenn er ſich ſchnell entſchließt. Ich muß, ich muß ihn ſprechen.

Aurelia.

O Himmel! ſo haſt du, des Burrhus Tod zu rächen,
Der Schweſter Wunſch erhört! ... Ich eile ...

Pauline.

und wohin?

Aurelia.

Von meinem Schickſal ſelbſt die Nachricht einzuziehn.

(Aurelia geht ab, und
Pauline folgt ihr nach)

III. Auftritt.

Annäus, allein.

Wo eilt ſie hin? wie ſchnell? was iſt des Menſchen Herze?
Miſcht ſolche Freude ſich mit einem ſolchen Schmerze,
Und weicht die Traurigkeit um ihres Bruders Tod
Der Rache, welche ihr mit gröſtrer Unruh droht?
Dem Piſo ſey dein Herz, Aurelia, zum Lohne;
Allein für Senecä glänzt nur der Römer Krone.
Für ihn, für ihn allein floß unſrer Römer Blut!
Ich ſehe Seneca; O Himmel, gieb mir Muth!

IV. Auftritt.

Annäus. Seneca.

Seneca.

Dein Anblik scheinet mir was wichtiges zu sagen;
Nach welchem Fall soll ich, o Freund, zuerst dich fragen?

Annäus.

Kein Schlaf, o Seneca, erschien in dieser Nacht
Dem unruhvollen Aug; mein Kummer hat gewacht.
Beym schwachen Schein des Monds sah ich verschworne Haussen
Nah an dem Tyberstrohm schnell und verwirret laussen,
Und Waffen hab ich auch gehöret und gesehn,
Und Piso wurd genannt: um Nero ists geschehn.
Doch Piso ist zu schwach, den Thron der Welt zu stüzen,
Und Seneca verdient allein ihn zu besizen.
Wem Rom den Scepter wünscht; die Welt zum Herrn sich wählt,
Ist strafbar, wenn sein Mut dem Wunsch der Völker fehlt.

Seneca.

Wie? Nero ist nicht mehr? und Piso hat gesieget?

Annäus.

So ists, wenn das Gerücht nicht Rom und mich betrüget.
Doch Nero lebe nur in stolzer Sicherheit!
Entschliesst sich, Freund, dein Mut; so fliesst sein Blut noch heut.

Seneca.

Der Mut, Annäus, hat mein Alter nicht verlassen,
Ist gleich mein Arm zu schwach, für Rom das Schwerdt zu fassen.
Rom ruhret mich, so oft als ich an Rom gedenk!
Doch Kron und Scepter sind ein himmlisches Geschenk.
Das Volk wählt in der Nacht, und wiederruft am Morgen;
Wem ist sein Liebespfand; sein Wolfahrt anvertrauen?

Hat das Verhängnis noch, wann es Monarchen wählt,
Die Stimmen eines Volks gesammlet und gezählt?
Noch jünger höhnt ich schon des Thrones Eitelkeiten,
Und dieses Herz gab mir, in diesen schlimmen Zeiten,
Ein gütiges Geschick; ein Herz, das Menschen liebt,
Doch nicht die Eitelkeit.

Annäus.

Was selbst der Himmel giebt,
Das unterwirft er nicht dem Wechsel aller Sachen,
Und pfleget durch den Mund des Volks bekannt zu machen,
Das, was ein Wille sey . . . Man rühme Pisons Huld!
Fehlt seinem Ehrgeiz nicht des Seneca Geduld?
Der kleinste Sturm kan dich, o Piso, leicht verderben!
Für dich, o Seneca, wird jeder Römer sterben!
Den Piso, den sein Wahn auf steile Höhen führt,
Lehrt schon Gefahr und Furcht, daß dir der Thron gebührt.

Seneca.

Wenn du, o Freund, mich liebst, und wenn dir mein Geschike
Nicht ganz gleichgültig ist: so wünsche mir kein Glüke,
Das ich längst stolz verschmäht; das meine stolze Flucht
Durch seinen Unbestand an mir zu rächen sucht.

Annäus.

So bleibt selbst Seneca noch dem Tyrann gewogen,
Und deine Hofnung ist, verlohrnes Rom, betrogen!
Kennst du, o Freund, den Mut des edlen Lucius,
Der Piso sonst geliebt, doch itzo mit Verdruß,
In ihm, in seinem Freund, ein andres Herze spühret,
Da ihn der Krone Glanz mehr, als Roms Freyheit, rühret?
Zu lang sah Lucius dem Spiel des Wütrichs zu;
Das Vaterland stöhrt ihm des Schlummers kurze Ruh,

Und erndet Rom nicht heut die Frucht von Piſons Siege;
Wo ſind wir? in der Zeit der erſten Bürgerkriege!

Seneca.

Was das Geſchick beſchließt; kein Wünſchen ändern kan,
Sah ich, geliebter Freund, noch ſtets gelaſſen an!
Genug hab ich geſehn, und in ſo vielen Jahren,
Mehr, als nur einen Fall, ertragen und erfahren!
Auf alles, was ich ſah, merkt ich betrachtend auf,
Und endlich lernt ich auch des Schikſals weiſen Lauf.
Nicht ohne Urſach laßt der Himmel Nero leben,
Und Rom will er nicht mehr die Freyheit wieder geben.
Wird Nero gleich noch heut ins Reich der Schatten gehn;
Mehr als ein Wütrich wird aus ſeiner Aſch entſtehn.
Wie viele ſuchten nur Roms Mauren zu vergröſſern;
Ich aber ſuchte nur des Nero Herz zu beſſern,
Und dieſes ſuch ich noch, wenn er in dieſem Licht
Annoch mich hören kan! ihn ſtürzen will ich nicht!
Ach, die Begebenheit, die dich zu mir geführet,
Hat mich, o Freund, weit mehr, als du es denkſt, gerühret!
Doch alles deckt noch des Zweifels Finſternis!

Annäus.

Das Schikſal des Tyranns ſcheint zwar noch ungewis;
Doch ſolt es Piſo nicht; nicht Lucius gelingen?
Ich geh, und werde bald die ſichre Nachricht bringen!
Indeſſen wenn mein Flehn noch etwas helfen kan;
So faſſe den Entſchluß, und nimm den Scepter an!
So weit die Erde geht, und ſie ein Römer kennet,
Wird Seneca geliebt, geehret und genennet.
Ihr Götter, ſteht ihm bey! o Freund, entſchlieſſe dich!

Seneca.

Die Götter ſtehn nur bey; auf ſie verlaß ich mich.

(Annäus geht ab.)

V. Auftritt.

Seneca, allein.

So hat ſich Piſo noch auf Nerons Thron geſchwungen?
Doch ... Nein, ich glaub es nicht; es iſt ihm nicht gelungen.
Zu wachſam iſt ein Aug, das alles fürchten muß:
O ſäh es Piſo ein! o glaubt es Lucius!
Was aber ſoll ich thun? o Schickſal! ja, vollende
Den Schluß, den du gefaßt; ich ſeh mein nahes Ende!
Schützt Unſchuld vor Verdacht? Ein Argwohn, der ſich leicht
In das ſchlafloſe Herz des finſtern Nero ſchleicht,
Hat manchem, welcher ſich den ſicherſten geglaubet,
Oft in des Glückes Schoos, Licht, Seel und Glück geraubet.
Daß Piſo mich beſucht, und daß Aurelia
Zu mir die Zuflucht nahm; daß, als das Volk mich ſah,
Es mir entgegen rief: kan nicht in ſolchen Gründen
Des Nero fürchtend Herz ein Recht zu tödten finden?
An Straf und Götter hat ſein Leichtſinn nie gedacht;
Er fürchtet keinen Gott, weil er ſelbſt Götter macht.
Ein jeder Tag lies mich ein neues Laſter ſchauen;
Es wich Octavia der liſtigſten der Frauen;
Poppäa hebt und ſtürzt, und ihr gehorcht die Welt,
Weil der, dem Rom gehorcht, ſie in den Armen hält.
Lang bin ich ihr verhaßt! ſie denkt auf mein Verderben!
Wie rühmlich iſt es nicht mit Rom und Burrhus ſterben!
Was in der Stadt der Welt noch groß und edel war,
Glänzt nun im Schattenreich, und trotzet der Gefahr.
Auf welche Höhen haſt du mich, o Glück, geführet?
Hat deine Schmeicheley mich jemahls noch gerühret?
Heut bieteſt du mir bald den Thron der Römer dar;
Bald drohſt du mir den Tod, der nie mein Schrecken war.

Was thu ich? was soll ich, Tod oder Krone? wählen?
Ihr Götter, wählet selbst; ein Sterblicher kan fehlen.
O Strudelreicher Hof, wie seelig mied ich dich!
Aus welcher sanften Ruh rief Agrippine mich!
Und welchem Tiger soll ich an der Seite gehen,
Der plözlich wütend wird, so bald er Blut gesehen!
Umsonst war unser Fleis, o Burrhus, dessen Tod
Noch manchen Unglüksfall in Romuls Mauren droht!
Noch seh ich dunkel euch, verwirret und im Bilde,
Ihr Nachbarn jenes Meers! ihr Corsischen Gefilde!
Wohin mich ein Tyrann, den seine Wut betrog,
Und Messalinens List mit schnellen Seegeln zog.
Verlassen selt ich seyn; dies war der Feinde Wille:
Wir; glüklich war ich nicht in der entlegnen Stille!
Bald einsam in dem Wald, bald an des Meeres Strand,
Tiefdenkend, trostreich, still, verborgen, unbekannt!
Wie ruhig sah ich nicht, von Hof und Neidern ferne,
Dich, Sonne, dich o Mond, und euren Lauf, ihr Sterne!
Des Herzens Frieme sah ich im erzürnten Meer;
Auch nicht ein Augenblik verstrich gedankenleer.
Darf jezo noch ... in Rom so freye Blicke wagen?
Was seh ich? Rom verheert; was hör ich? aller Klagen.

Ende des I. Aufzugs.

Zweyter Aufzug.

I. Auftritt.

Annäus. Lucius.

Lucius.

Ja, Nero lebet noch, und hat es mir zu danken!
Ja, Piso, dein Silvan und viele Ritter wanken,
Und gehen von dir ab! Sie liebten Rom; nicht dich:
Sie unterscheiden uns, und kennen jezo mich.
Zu Neros Untergang war alles vorgekehret,
Und Piso wurde selbst von fern von mir gehöret:
Allein Silvan kam nicht an den bestimmten Ort,
Und Piso blieb allein.

Annäus.

Hält so Silvan sein Wort?

Lucius.

Ich stellt ihm die Gefahr, in der Rom schweben würde,
Des Piso stolzen Zwek, der Römer neue Bürde,
Die ewge Sclaverey, den Reiz der Freyheit für,
Und, Rom, dir treu zu seyn, versprach er heilig mir.
Glaubst du, o Piso, daß wir dir gehorchet hätten?
Die Namen wechseln nur; uns bleiben unsre Ketten,
So lang das grosse Rom noch einen Kayser ehrt,
Und nicht die alte Zeit der Freyheit wiederkehrt.

O Rom! o Vaterland! kaum hört man euch noch nennen!
Annäus, ſieh mein Blut von edler Rache brennen!
Rom war, o Tugend, ſonſt dein wehrtes Vaterland!
Bey Barbarn ſuch ich jezt, was man in Rom ſonſt fand.
Jezt hat das Laſter frech, dem Himmel ſelbſt zum Hohne,
Den Nero in dem Arm, und auf dem Haupt die Krone.
Freund, der berühmte Dolch, der Cäſars Bruſt durchſtach,
Wo iſt er? Nero lebt! Rom ſeufzet! Himmel! Ach!
Wo ſind ſie? wo ſind ſie, die alten guten Zeiten,
Da für das Vaterland zu ſterben, und zu ſtreiten,
Ein immer williges Herz in jedem Römer ſchlug?
Da man ans End der Welt den römiſchen Namen trug?
Doch dieſer Arm ſoll Rom, und heute Rom noch rächen!
Ja, freyes Rom, er ſoll heut deine Ketten brechen!

Annäus.

Ach, Freund, warum hat nicht dein Arm in dieſer Nacht
Des Nerons Tyrannen den lezten Stoß gebracht?
Vielleicht weiß Nero ſchon, daß Piſo ſich verſchworen,
Und ſo ſind Piſo, Rom und Lucius verlohren!
Ich ſeh es ſchon vorher; ein Schrecken nimmt mich ein!
Der Abend, der bald naht, wird unſer lezter ſeyn.
Ich fürchte, den Silvan wird bald die Reue rühren:
Sprich, wie gedenkeſt du dein Werk heut auszuführen?

Lucius.

Annäus, fürchte nichts! Silvan bleibt Rom getreu,
Und Nero glaubet ihm, daß alles ruhig ſey.
Die Wolluſt unterhält den Tigellin im Schlummer;
Was heut in Rom geſchieht, iſt nicht Poppäens Kummer.
So bald die Schatten ſich auf Erd und Meer verbreit,
Und eine Nacht voll Graus auf Rom die Schrecken ſtreut,
Werd ich, die Wachen durch, in den Pallaſt mich dringen,
Und dann wird mich Silvan in Nerons Zimmer bringen.

Es fehlt nur noch mein Wink: so bricht der Aufruhr aus,
Der längst gesäet war; er keimt in jedem Haus,
Wo noch vom alten Rom ein kleiner Rest geblieben.

Annäus.

Du weist es doch, wie sehr die Bürger Piso lieben?
Sein Anhang ist sehr groß, und deiner ist noch klein.

Lucius.

Laß Piso, laß ihn nur des Volkes Liebling seyn.
Die Römer, welche sich noch heut mit ihm verschwören,
Sind Morgen wider ihn, wann sie von Freyheit hören.

Annäus.

Und wenn dir dies gelingt, wenn Lucius nun siegt,
Und wenn von seinem Stahl der Wütrich schon erliegt:
Ach, was seh ich vorher? die unruhvolle Zeiten
Des Sulla, Marius, und Rom mit Römern streiten!

Lucius.

Wenn mich von Seneca, der Rom noch nie verließ,
Das Ansehn unterstützt, so ist mein Sieg gewis.

Annäus.

Ich zittre nur, o Freund, vor künftigen Neronen,
Vor einem jeden Haupt der furchtbarn Legionen!
Wenn mich nicht alles trügt, verspricht sich Otto schon,
Des Nero falscher Freund, dereinst des Nero Thron.
Dem Piso wird ganz Rom den Scepter lieber gönnen;
Die Römer hören zwar noch gern die Freyheit nennen,
Allein ihr Herz fühlt nicht des edlen Wortes Kraft;
Der Wankelmut war stets des Volkes Eigenschaft.

Lucius.

Die Stuffen unsres Throns sind ihm zu steile Stuffen:
So bald ich Seneca zum Kayser ausgeruffen,

Fällt Piſo, und mit ihm der Reſt der Tyranney,
Den Otto fürcht ich nicht, und Rom iſt wieder frey.

Amäus.

Ja, die Nohtwendigkeit, o Freund, iſt leicht zu ſehen,
Rom könne ohne Haupt und Kayſer nicht beſtehen.
Und Seneca (doch ach! die Kron nimmt er nicht an,)
Iſt heut der wurdigſte, dem Rom gehorchen kan.
Ließ aber Lucius nicht ſelber von ſich hören,
Die Ketten blieben uns, ſo lang noch Kayſer wären?

Lucius.

So bald als Seneca in Rom und in der Welt
Recht, Ordnung, Billigkeit und Ruhe hergeſtellt:
So wird der Weiſe uns die Freyheit wieder geben:
Was konte Sulla mehr, als dieſe That, erheben?

Amäus.

O Freund, ich weiche dir, und falle dir nun bey,
Daß, was du unternimmſt, wohl überleget ſey.
Nur eines fürcht ich noch; ich kan Silvan nicht trauen;
Wird er Aurelia, wird er die Schöne ſchauen:
Ein Lächeln lenkt ihn leicht. Sie liebet Piſo, Freund!
Wer ihm nicht günſtig iſt, der iſt zugleich ihr Feind.

Lucius.

Ihr Feind? Nein, Lucius kan rächen und auch lieben:
Ihr Name war ſchon längſt mir in mein Blut geſchrieben!
Ich lieb Aurelia; doch ach, wie unruhvoll
Erwart ich, was ich heut von ihr noch hoffen ſoll!

Amäus.

Kan ſanfte Liebe auch das Herz des Helden beugen?
Kanſt du zugleich an Rom, und die Geliebte denken?
Ach nun fällt mir der Muth!

Lucius.

Lucius.

Kan uns Aurelia
Nicht ſelber nüzlich ſeyn? liebt ſie nicht Seneca?
Ihr thränenvolles Aug kan ihn vielleicht bewegen:
Vielleicht in ſeiner Bruſt der Rache Sturm erregen.

Annäus.

Ja, auf den Seneca; auf ihn kommt alles an!
Beglükt iſt Lucius, wenn er ihn lenken kan.
Erwarte mich denn hier; ich will indeſſen gehen,
Und mit dem Seneca wirſt du mich wieder ſehen.
(geht ab)

II. Auftritt.

Lucius. Aurelia.

Aurelia.

(bey Seite)
Pauline, wo biſt du? o tödtlicher Verdruß!
Ach, Nero lebet noch!

(zu Lucius)
Seh ich dich Lucius?
Kanſt du von deinem Freund mir eine Nachricht geben?
Iſt mein Geliebter todt, und der Tyrann am Leben?

Lucius.

Ja, Nero lebet noch; doch lebt auch noch ſein Feind:
Sieh mich! ſieh dieſen Dolch!

Aurelia.

Wo aber iſt dein Freund!

Lucius.

Ach, zwing Aurelia, ach, zwing mich nicht zu sprechen!
Zwing nicht den Lucius an Piso sich zu rächen!
Er raubet mir dein Herz, droht Rom mit Sclaverey,
Und denkt nicht, daß sein Freund zugleich ein Römer sey.

Aurelia.

O Himmel, was hör ich? Wer hat dies Band getrennet,
Das ich das festeste geglaubet, und genennet?
Wer iſts, o Lucius, der voll Verwegenheit
In zweyer Freunde Herz der Zwietracht Gift gestreut?
Iſt euer Streit um mich? Mein Tod soll ihn entscheiden!
Iſts Ehrgeiz, der euch theilt? Die Krone sey euch beyden!
Seyd beyde Herrn der Welt! ich geh es willig ein:
Nur laßt des Burrhus Tod nicht ungerochen seyn!

Lucius.

Umsonſt, Aurelia, verbirgſt du deine Triebe!
Ich seh in dir den Streit der Rache und der Liebe:
In deinem grossen Herz wählt nur die Rache mich;
Die Liebe aber wählt, glükseelger Piso, dich.
Du wilſt des Bruders Tod, den Tod des Burrhus, rächen;
Dein schwesterliches Herz scheint nur für ihn zu sprechen.
Kein Schein verblendet mich: Du unterſcheideſt wohl,
Ob Piso oder mich dein Herze lieben soll?

Aurelia.

Sprich mir von Liebe nicht! iſt dies der Helden Sprache!
Ach, sprich, o Lucius, von Flammen, Tod und Rache!
Seit dem ich ihn verlohr, den ich noch weinend ehr,
Kenn ich in dieſer Welt kein andres Glüke mehr,
Als wann die Rache mir die Traurigkeit verſüſſet,
Und heute noch das Blut des Brudermörders flieſſet!

Ach, nimm das Opfer hin, das deinem Tod gebührt;
Das Opfer, welches Rom dir schon entgegen führt!
Die Rache, welche wir so lang versäumet hatten,
Bring heut, o Bruder, dir des Mörders schwarzen Schatten!
Ich seh den Höllenfluß! erzittre, o Tyrann!
Die Furie zündt schon der Rache Fakel an!
Kein Bubenstük entgieng, ihr Götter, euren Blizen,
Und wer mich heute rächt, soll heut mein Herz besizen!

Lucius.

So ist dein Herz der Lohn! o Wort, das mich entzükt!

Aurelia.

Die Rache ist der Trost, der mich allein erquikt!
Die Rache soll mich nur, ja nur die Rache lenken!
Die Rache sey mein Wunsch! die Rache sey mein Denken!
Pauline, steh mir bey; mich tödtet sonst mein Gram!
Ach, Piso, rächе mich!

Lucius (bey Seite)

Ihr Götter! welch ein Nam!

Aurelia.

Laß ihn nicht, Lucius! ach, Freunde, bleibt beysammen!
Bestürmet den Tyrann mit Schwerdtern und mit Flammen!

(Aurelia geht ab)

III. Auftritt.

Lucius allein.

Ach, hätt ich heute nicht Aurelia gesehn!
Kan ich der sanften Macht der Schönheit widerstehn!

Ihr Götter! seht den Streit der Ehre und der Liebe!
Mischt ihr mit unserm Blut solch unterschiedne Triebe?
Wenn du, o Liebe, siegst: wer rettet Rom und mich?
Und dann, o, Piso, ficht mein Arm allein für dich.
Aurelia! wie schnell, und ach, mit welchem Schmerze,
Wenn Rom und Freyheit siegt, verliehr ich heut dein Herze:
Die Liebe will, daß ich, nur deinem Wink getreu,
Dein Rächer, aber ach, nicht ohne Piso sey!
Allein die Ehre will, daß ich für Rom nur brenne;
Die Ehre will, daß ich mich von dem Piso trenne,
Daß ich mich über ihn in höhre Kreise schwinge,
Und dir, o Capitol, die Freyheit wiederbringe;
Daß, wann ich Piso selbst zu Cäsars Schatten sende,
Ich meinen letzten Wunsch mit Nerons Mord vollende.
O Himmel, steh mir bey, da mich der Mut verläßt!

IV. Auftritt.

Lucius. Annäus. Seneca.

Annäus.

Hier siehst du, Seneca, der Römer edlen Rest,
Den tapfern Lucius! du kannst dich ihm vertrauen!
In ihm kannst du den Geist der alten Römer schauen!

Lucius.

(zu dem Annäus)

Nun schöpf ich neuen Mut! Sein Majestätischer Blik
Erfüllt mit Ehrfurcht mich; ich seh selbst das Geschik!

(zu Seneca.)

Darf ich's im Namen Roms, in meinem eignen wagen,
O Seneca, den Thron der Welt dir anzutragen!

Ich weiß, du liebeſt Rom; das ganze Volk, der Raht,
Was noch ein edles Blut in römſchen Adern hat,
Ja, alle haben dir ihr Schikſal untergeben;
Der Römer lezter will nicht unter Nero leben!
Rom ſeufzet unterm Joch, das es zu lang ſchon beugt,
Empört ſich, wann es ſpricht, und drohet, wann es ſchweigt.
Noch eh die Nacht uns ſchrekt, die Rom zur Rach erkohren,
Sind Nero oder Rom; Rom oder wir verlohren.
Noch trauriger wird uns der künftge Tag entſtehn,
Und nichts als ſtröhmend Blut, und flichnde Seelen ſehn.
Ach thue Seneca, was längſt die Freunde richten!
Dein Anſehn kan allein dem nahen Sturm gebieten!
Ich weiß, es weiß es Rom, es ſtimmt Annäus bey:
Herrſcht Seneca noch heut: ſo iſt Rom heute frey.
Wie willig ſoll mein Blut für Rom und Freyheit flieſſen!
Wie freudig will ich es für Seneca vergieſſen!
Wenn Götter Götter ſind: ſo wird heut Rom befreyt!
Entſcheide, Seneca! entſchließ dich, es iſt Zeit!

Seneca.

Wird ſich der Himmel auch für Rom, wie du, erklären?
Ich muß in dir den Mut von hundert Römern ehren:
Was aber bleibt dein Mut, verläſſet ihn das Glük?
Die alte Zeit bringſt du, o Ritter, nicht zurük.
Hat Nero Rom nicht ſchon des Jochs gewohnt gefunden?
Mit Brutus Geiſt iſt längſt der Freyheit Geiſt verſchwunden!
Zu ſehr, o Lucius, teuſcht dich ihr reizend Bild:
Rom wird nicht wieder frey; ſein Schikſal iſt erfüllt!
Das Schikſal, welches uns in feſte Banden legte,
Eh Agrippinens Schoos den Muttermörder heate,
Bleibt ewig unbewegt auf dem gefaßten Schluß:
Rom wird nicht wieder frey, verwegner Lucius!

Was es dem **Cato** selbst, und der zulezt es wagte,
Dem edlen Cassius und seinem Freund versagte:
Umsonst flehn wir darum den ernsten Himmel an,
Der zwar das Schikſal macht, doch nicht es ändern kan.

Lucius.

Von **Nero** ist, o **Rom**, dein Untergang beschlossen!
Von Schreken starrt das Blut, das er noch nicht vergossen!
Und **Seneca** rührt nicht des Vaterlandes Wohl,
Und er kan ruhig seyn, da er uns retten soll?
Welch Unthier tobt, o Rom, auf deinen sieben Hügeln!
Die Schreken flichn umher auf schwarzer Nächte Flügeln.
Wie blutig ist die Hand, die dich in Fesseln hält,
Der Städte prächtigste, die Königin der Welt!
Mit Blut bezeichnet geht ein jeder Tag verlohren;
Dies Ungeheuer hat die Hölle selbst gebohren.
Sein Thun ist Grausamkeit! sein Denken Finsternis!
Wir leben ohne Zwek; des Lebens ungewis.
Die Blike, welche frey von unserm Kummer sprechen,
Sind, wie ein frölichs Aug, dem **Nero** ein Verbrechen.
Ein zärtlichs Aug, das heut noch den Geliebten sieht,
Sieht Morgen thränenvoll, wie seine Seele flieht,
Und den Tyrann verklagt bey Göttern, die nicht hören.
Ganz Rom, o **Seneca**, hat Recht sich zu verschwören.
Ists möglich, da der Fall des Reichs entschieden ist,
Daß du, o **Seneca**, noch so gelassen bist?

Seneca.

Kan **Seneca** der Macht der Götter widerstehen?
Kan **Rom** ihn auf dem Thron, und sich in Freyheit sehen?
Bedenke, was du thust, bedenke, was du sagst!
Welch ein Geschik es sey, das du im Zorn verklagst!

Der Römer Feſſeln hat der Götter Raht beſchloſſen,
Und aller Römer Blut wird heut umſonſt vergoſſen!
An Freyheit denke nicht!

Lucius.

Ihr Götter! welch ein Ort
Soll meine Zuflucht ſeyn? O Freyheit! welch ein Wort!
An Freyheit denke nicht? kan Seneca dies ſagen?
Ein Römer ſolte nicht ſein Blut für Freyheit wagen?
Nein, Seneca, o nein! ſo denkt ein Römer nicht,
Der wie ein Herr der Welt, nicht wie ein Sclave ſpricht.
Gab uns der Himmel dann vergeblich Schwerdt und Flammen?
Die Götter würd ich ſelbſt ins Reich des Nichts verdammen,
Wenn Nero leben ſoll, wenn ſeine Tyrannen
Dem Himmel wohl gefällt — Wie? Rom wird nicht mehr frey?
An Mördern rächt es ſich durch ein erlaubtes Morden;
Dem Schikſal iſts zum Trus oft wieder frey geworden.
So wie ſein erſtes Bett, das er verlaſſen hat,
Ein Strohm oft wieder ſucht; kan eine kühne That
Nicht uns die goldne Zeit der Freyheit wiederbringen,
Und lobt nur Seneca die Thaten, die gelingen?
Wich Catilina nicht voll Stolz, Verdienſt und Geiſt
Dem klügern Cicero, den jede Nachwelt preiſt?
Hat nicht den Cäſar ſelbſt des Lieblings Dolch durchfloſſen?
Und noch iſt nicht für Rom mein langſam Blut gefloſſen!
Die Helden haſt du mir, o Seneca, genennt:
Ihr Name iſt genug, und Blut und Rache brennt.

Annäus.

Will Seneca den Thron der Erde ſtolz verſchmähen?
Soll Tugend, Recht, Geſez und Unſchuld untergehen?

Rom klagt! Pauline seufzt! es weint Aurelia!
Der Freund der Tugend ist der Freund des Seneca,
Und Rom, Aurelia und Freunde und Pauline,
Und was dir sonst in Rom des Mitleids würdig schiene:
Fällt dir kein holder Ton von diesen Namen bey?
Es herrsche Seneca, und Rom ist wieder frey!

Seneca.

Es sterbe Seneca, kan Rom sein Tod befreyen!
Kein Schauer soll ihn fliehn! kein Ekel soll ihn scheuen!
Ja, Himmel, ordne nur; ich folg und sterbe gern!
Allein, was dir misfällt, sey ewig von mir fern!

Lucius.

Das Schiksal will ich ehr, als Seneca bewegen!
Wo bin ich, da in mir sich alle Triebe regen,
Da mein Brust mit Tod, Rach und Verzweiflung kämpft,
Und Seneca in mir die lezte Hofnung dämpft?
Erwart ich noch die Nacht, das Vaterland zu rächen?
Komm, Tod, und folge mir; die Bahn will ich dir brechen!
Ich gehe mordend vor; dann mord und würge nur!
Ihr freyen Römer, folgt! verlaßt nicht meine Spur!
O Seneca, jezt ruft mich Roms Gefahr zurüke!
O Sonne, die ich heut vielleicht zulezt erblike,
Mit dir und Rom laß mich, doch rächend, untergehn!
Auch Seneca hat dich vielleicht zulezt gesehn!

Annäus.

So ist es denn umsonst! so ist mein Wunsch vergebens!
O blutger Tag! o sey der lezte meines Lebens!
Der lezte, den ich noch in Rom beweinen muß!
O wie beklag ich dich, verlohrner Lucius!

(Lucius geht ab.)

V. Auftritt.

Seneca. Annäus.

Seneca.

Wer nicht freywillig folgt, der folget doch gezwungen:
Dem Unmut iſt kein Glük; dem Gram kein Wunſch gelungen.
Wer an Beſtändigkeit dem Himmel ſelber gleicht,
Iſt glüklich! . . dieſen Fels hat noch kein Flehn erweicht.
Ja, was ſein heilger Raht, was er einmal beſchloſſen,
Hat noch kein Flehn, kein Ach, kein Opfer umgeſtoſſen!
Sein Sinn bleibt ſo, wie er von Anbeginn der Zeit,
Wie er geweſen iſt von alter Ewigkeit.
Du kennſt mein ganzes Herz, und ſeine innern Triebe!
Du weiſts, o Freund, wie ſehr ich ſtille Stunden liebe;
Du weiſts, wie oft ich mich im goldnen Mittelſtand,
Von Hof und Schmeichlern fern, den glüklichſten genannt!
Allein ein andres Loos war mir, o Freund, beſchieden!
Der Hof misgönnte mir der Seele innern Frieden.
Wie manchen Wütrich hab ich ſchon in Rom geſehn!
Wie manch entweihten Tag ſah ich vorüber gehn!
Wer noch vom Glük verblendt, von Leidenſchaft verwirret,
Im prächtgen Labyrinth treuloſer Höfe irret,
Wer mächtig nah am Thron, wo alles ihn verehrt,
Bey ſeines Fürſten Gunſt die Götter leicht entbehrt:
Wen in der Hoheit Traum kein Unfall noch geſtöhret,
Und deſſen Rauſch ſo lang, als wie ſein Glüke währet:
Der komm, o Freund, und ſeh, wenn er noch ſehen kan,
Der ſehe Nerons Hof, der ſehe Rom heut an!

Annäus.

Ach, welch ein harter Sinn! kan ihn ein Gott bewegen?
Den Thron vorbey, geht er dem nahen Tod entgegen.

Was mancher ängſtlich ſucht, und erſt mit Blut erwirbt,
Das bietet Rom ihm an: Heut herrſcht er oder ſtirbt!
Die Götter ſind nicht mehr unſchuldigen gewogen!
Ja deine Tugend hat dich Seneca, betrogen!
Ach, Nero ſammlet ſchon die fürchterliche Macht,
Und du zerſtreuſt ſie nicht? Rom! Freund! ach, gute Nacht.

VI. Auftritt.

Die vorigen. Cleonicus.

Cleonicus.

Du kennſt die Treue, HERR, mit der ich dich verehre:
Ach, daß mein Blut für dich ein würdigs Opfer wäre!
Ich, ein Verräther? ach! die Hölle ſelbſt iſt hier!
Doch ſolche Bosheit bracht noch nie ihr Schoos herfür.
Ich zittre, ſeh ich dich, o Seneca, gelaſſen!
Der Tod ſchwebt über dir! ach, könnt ich Kräfte faſſen!
Verdammlicher Tyrann!

Annäus.

O Himmel! was hör ich?
Iſts, Seneca, nun Zeit? entſchlieſſeſt du nun dich?

Seneca.

Sprich, Cleonicus, fort; ich kenne deine Treue:
Haſt du etwas gefehlt? geſteh es, ich verzeihe.

Cleonicus.

Ach, HERR, der grauſamſte, der allerſchnellſte Tod
Soll meine Strafe ſeyn, wenn ich je dein Gebot,
Mit Wiſſen übertrat! O nein, Verdacht ſey ferne!
Ach, Nero, deſſen Herz ich jezt erſt kennen lerne,
Um deſſen Wohlfahrt du dein Leben faſt verzehrt,

Den Rom um Seneca allein noch zitternd ehrt,
Selbſt dieſer Nero will, o wirſt du mir auch glauben?
Durch hinterliſtig Gift dir ſchnell dein Leben rauben!
Und mich, mich ſelbſt hat er zum Werkzeug auserſehn!
Mich, der ich heute noch für dich in Tod zu gehn,
Bereit und ſchuldig bin.

Annäus.

O welch ein Bubenſtüke!
Gerechte Götter, ach! welch trauriges Geſchike
Erwartet Rom von euch? Iſt dieſes euer Schluß!
Iſt dies der Tugend Lohn!

Seneca.

Annäus, ja ich muß,
Ich muß es dir geſtehn, ich kan es kaum begreiffen,
Wie ſich in Nerons Bruſt ſo viele Laſter häuffen.
Was aber ſoll ich thun? was iſt, o Freund, dein Raht?

Annäus.

Was dir ganz Rom vorlängſt ſchon angerahten hat.
Beſteig den Thron, und henm den Lauf der Laſterthaten:
Dies raht ich; dies wird Rom und ſelbſt der Himmel rahten.
Du ſiehſt, daß der Tyrann, den deine Tugend plagt,
Schon insgeheim den Tod, o Freund, dir angeſagt:
O Himmel, laß heut nicht die Wahl des Weiſen fehlen!
Den Scepter oder Tod hat Seneca zu wählen!

Seneca.

So muß ich es, o Freund, dir noch einmahl geſtehn:
Ermüdend hab ich längſt dem Weltlauf zugeſehn.
Ich ſuch ein beßres Glük, das Sterblichen verborgen:
Für jene Welt entſtehn in mir ganz neue Sorgen.

Wie lang erwart ich ihn, den prächtig heitern Tag,
Den keine Nacht verkürzt, kein Kummer stöhren mag.
Ja sterben will ich gern, weil es die Götter wollen,
Und weil wir ihrem Wink nicht murrend folgen sollen.
Daß Nero auf dem Thron und fast allmächtig ist,
Dies scheinet mir nicht fremd, weil es ein Gott beschließt,
Der alle Dinge lenkt, und strafend uns noch liebet;
Den Anfang jedem Ding und auch sein Ende giebet.
Soll Nero heut nicht mehr; soll ich heut nicht mehr seyn;
Der Himmel ordne nur; ich gehe beydes ein.

Annäus.

Ja, standhaft warst du stets; das weiß Rom und die Erde:
Doch wenn ich, Seneca, heut selbst dein Tadler werde,
So zwinget mich dein Sinn, dein unbewegter Sinn,
Daß ich zugleich dein Freund, und auch dein Tadler bin.
Ein grosser Geist wird stets der Völker Bestes suchen,
Zwar treu dem Kayser seyn, doch den Tyrann verfluchen.
Hat Nero nicht am Tod so vieler Römer Schuld?
Verdienet der Tyrann dein Mitleid, die Geduld,
Die du in der Gefahr, in der Rom schwebt, noch übest?
Ich weiß doch, daß du Rom mehr als dich selber liebest.

Seneca.

Annäus, quäle nicht mein ahndungsvolles Herz;
Wahr ist es, Rom ist heut allein mein tiefster Schmerz.
Mich selbst vergeß ich leicht; doch ungewohnte Züge,
Ein unsichtbarer Arm, wenn ich mich nicht betrüge,
Hält heute mich zurük; mehr forsche nicht von mir.

Cleonicus.

Ich höre ein Geräusch; o Herr, man ruffet dir.

Annäus.

Ich höre Seneca der Römer Vater nennen.

VII. Auftritt.

Die vorigen. Pauline.

Pauline.

Die Römer, Seneca, die deine Tugend kennen,
Die du des Wütrichs Wut so oft entrissen hast,
Versammlen alle sich; sie flehn vor dem Pallast,
Und voll von Flamm und Mut, an Nero sich zu rächen,
Drängt jeder sich, um dich zu sehen und zu sprechen.
Ach, Freund, Herr und Gemahl! welch Schreken fällt auf mich!
Bleibst du auf deinem Sinn; ach, so verlier ich dich!

Seneca.

Ein neuer Fall! ich eil, um sie die Pflicht zu lehren,
Auch in Tyrannen sey der Götter Bild zu ehren.
Annäus folge mir; komm, Cleonicus, nach.
Pauline sey getrost! ich fürchten kein Ungemach!
Mein strenges Schikſal kan und werd ich niemals hassen:
Den, der den Göttern traut, hat noch kein Gott verlassen.

Ende des II. Aufzugs.

Dritter Aufzug.

I. Auftritt.

Aurelia, allein.

So bin ich denn allein! so hört mein jammernd Ach
Nur diese Marmorwand! Dein Schatten folgt mir nach,
O Bruder! soll ich dich noch ungerochen sehen!
Nein, diese Nacht soll er nicht meiner Rach entgehen,
Dein Mörder auf dem Thron! du solst gerochen seyn,
Verzweiflung soll mir selbst hierzu die Waffen leihn!
Doch Lucius soll nicht; nein Piso soll dich rächen!
Ach, aber Piso, ach, hälst du so dein Versprechen?
Noch hör ich nichts von dir; ich Unglükseelige!
O Himmel, wen hör ich? wer ist es, den ich seh?

II. Auftritt.

Aurelia. Piso.

Aurelia.

Ists möglich? soll ich dich, o Piso, wieder sehen?
Wie groß war meine Angst! ich glaubte zu vergehen.

Noch lebet der Tyrann; dies Unthier iſt noch da:
O Piſo, rächt man ſo heut die Aurelia?

Piſo.

Gewiß war Nerons Tod! der beſten Ritter Schaaren,
Und was noch ſonſt in Rom des Wütrichs Feinde waren,
Verſammlet ich zu mir; ſie ſchwuren mir aufs neu,
Dem Wütrich Rach und Tod, dem Vaterland die Treu.
Nun ſolte uns Silvan des Angrifs Zeichen geben;
Allein er lieſſe mich in Furcht und Hofnung ſchweben:
Doch traut ich ihm, weil du ſelbſt ihn gewonnen haſt.
Wir ſtunden ſchon unfern vom goldenen Pallaſt,
Den Nerons Stolz erbaut: Mein Blut fieng an zu wallen,
Und in Poppäens Arm wolt ich ihn überfallen.
Ich ſuchte meinen Feind im Roſenbett der Luſt:
Schon zog ich meinen Stahl auf ſeine ſchwarze Bruſt.
Doch, ach, Silvan blieb aus; er ſcheinet mir zu wanken:
Ich zoge mich zurük voll trauriger Gedanken.
Ach, hätt ich dies geglaubt? wie heilig ſchwur ers mir!
Ich klags, Aurelia, dem Himmel und auch dir!

Aurelia.

Ach, Nero! ach, ich ſterb - - nichts gleichet meinem Schmerze!
Sieh mein von Lieb und Rach zugleich beſtürmtes Herze!

Piſo.

Wie? bebt Aurelia, noch ſchwächer als ſein Thron,
Wann man den Wütrich nennt, vor ſeinem Namen ſchon?

Aurelia.

Es bebt Aurelia, bey der gerechten Sache,
Selbſt vor dem Himmel nicht: ihr Herz denkt nur an Rache.

Allein ein andrer Gram, in den der Unbedacht
Der Rache mich gestürzt, ists, was mich zittern macht.
Kan ich als Römerin, und deiner würdig, sprechen,
Und doch zugleich ein Wort, das ich gegeben, brechen?
Wenn Lucius voll Mut die That zuerst vollführt,
Und dich des Siegs beraubt, der dir allein gebührt:
Ich unglükseelige! mit welchen tiefen Schmerzen
Werd ich den Sieger sehn, den Herrn von meinem Herzen!
Ich sterbe, wenn ich nicht noch heut gerochen bin:
Und rächt mich Lucius? wo flieht mein Kummer hin?
Ihr Götter, könnt ihr so mich in Verwirrung sezen?
Kan sich an unsrer Quaal ein göttlichs Aug ergezen?
O Piso, könntest du tief in mein Herze sehn!
O welch ein Mitleid würd in deiner Brust entstehn!
Beklag Aurelia! Beklag ihr hart Geschike!
Sich meine Noht im Streit verzweiflungsvoller Blike!
O Himmel, höre mich! ihr Götter steht mir bey!
Behauptet euren Schluß, daß er der beste sey!
Laßt mich des Bruders Mord noch heut gerochen wissen!
Wo nicht; so laßt mich heut noch meine Augen schliessen!
Doch Piso räche mich, und räche mich allein:
Mein Herze soll sein Lohn, und keines andern seyn!

Piso.

Da Erd und Himmel selbst sich wider mich verschwöhren;
Solst du, o Lucius, auch meine Ruhe stöhren?
Mein Mund, der wie mein Herz und wie mein Auge spricht,
Verhöhlt, Aurelia, dir die Bestürzung nicht,
Von der ich kaum erwach. Ists möglich? kan ichs glauben?
Läßt sich Aurelia so leicht ihr Herze rauben?
Belohnt sie so ein Herz, das ich für sie nur hab,
Das mir für sie allein der gütge Himmel gab,

Das

Das still bey eigner Noht; bey fremder sich empöret,
Und dessen Ruhe selbst der Feinde Unfall stöhret?
Wie traurig ist das Licht, das heut am Himmel scheint!
Und mein Verrähter ist, ihr Götter, selbst mein Freund!
O Himmel, ach wozu hast du mich auserkohren!
Ich sehe, daß der Tag, da Rom und ich verlohren,
Da der Tyrann den Rest des römschen Bluts vergießt,
Ich sch, Aurelia, daß er erschienen ist!
Ach, Lucius, du bist heut Roms und mein Verderben!
Aurelia, laß mich vor deinen Augen sterben!
Du liebest mich nicht mehr; was bleibt mir als der Tod?
Ja, ja, ich irre nicht; den Unfall, der mir droht,
Hab ich voraus gesehn, hab ich in jden Stunden,
Noch eh er mich ereilt, in Ahndungen empfunden!
Das Wetter nähert sich; ich fühls in meiner Brust,
Ihr ist was künftiges; doch dunkel nur bewust.

Aurelia.

O quäle nicht mein Herz, bestürmt von wilden Sorgen!
Ist dir, o Piso, dann die reine Glut verborgen,
Die mich um dich verzehrt? Unseelger Unbedacht!
Hat er so strafbar mich in deinem Aug gemacht?
Wie frey gestund ich ihn? ach, siehe meine Zähren,
Mein Herze können sie, o Piso, dir erklähren!
O ja, ich liebe dich, und bleib dir ewig treu!
Glaub nicht, daß Lucius dir vorgezogen sey.
Des Bruders Schatten will, ich soll ihn endlich rächen;
Ich thue, was er will; ist dieses ein Verbrechen?
Und hab ich in der Angst, in der mich Lucius
Zu einem Wort verführt, das ich bereuen muß,
Vielleicht zuviel gethan: so straft mich schon die Reue.
Aurelia verdient, daß Piso ihr verzeihe.

Genug, ich liebe dich: mein Herze bleibet dein.
Mein Bruder soll durch dich allein gerochen seyn.
Doch rächt ihn Lucius; so soll mein Tod ihn lehren,
Mein Herze könne nur dem Piso zugehören.

Piso.

Glükseeliger Lucius! ja, du bist heut mein Tod!
Ihr Götter, laßt ihrs zu? wann rühret euch die Noht,
In der, ach schon zu lang, Rom matt und zweiflend schwebet?
Aurelia, du weinst? . . ich hab genug gelebet.
O ja, ich kenne nun dein großmutvolles Herz;
Ich fühl es, wann du weinst, und ehre deinen Schmerz.
Doch nun kan ich nicht mehr an deine Rache denken,
Und auf den Lucius werd ich allein sie lenken.
Er ist es, welcher mir bereits den Sieg geraubt:
O hätt ichs eher nur, als jezo erst, geglaubt!
Es wäre jezo schon um den Tyrann geschehen!
Er würde troslos schon an jenem Ufer stehen,
Wo jezt Octavia mit tausend andern schwebt,
Da, wo Brittannicus, da, wo dein Burrhus lebt!
Wohlan, der scharfe Stahl, den mir die Rache schenkte,
Den ich auf Nerons Brust voll Mut und Ehrgeiz lenkte,
Vollführe meinen Zorn, und eh ich sterben muß,
Trink er dein falsches Blut, treuloser Lucius!
Was fühl ich? wie wird mir?

(Piso läßt den Arm sinken und den Dolch fallen.)

Aurelia.

Mir zittert Brust und Seele,
Ermuntre, Piso, dich!

Piso.

Tod, den ich selber wähle,
O komm, und säume nicht!

Aurelia.

Ich ſterbe . . höre mich
Nur noch zum leztenmahl! beſinne, Piſo, dich!
Trau einer Ahndung nicht! wie leicht kan ſie betrügen?
Nimm dieſen Stahl! Ich weiß, es wird die Unſchuld ſiegen.
Ein Held verzweifelt nicht; er trozet der Gefahr:
Wo iſt ein Fall, der noch zu groß für Helden war?
Nur aber ſäume nicht, den Seneca zu ſprechen;
Vielleicht entſchließt er ſich! dann eile mich zu rächen!
Mit ofnen Armen will ich dir entgegen gehn!
In meinem Aug ſolſt du der Freude Thränen ſehn!

Piſo.

Mich hält ein höhrer Arm, Aurelia, zurüke:
Doch ich hab Mut genug, und treze dem Geſchike!
Dein Auge gibt mir Kraft; aus ihm hohl ich die Glut,
Die, Schönſte, heut in mir mehr als ein Himmel thut!
Ja, rächen will ich dich! Ich ſchwöhr es bey den Göttern!
O ſteht mir heute bey mit euren Allmachtswettern!
Verſammlet eure Macht auf des Tyrannen Haupt,
Und jede kühne That ſey meinem Arm erlaubt.
Ich will, Aurelia, den Seneca bewegen,
Und, dich zu rächen, Höll und Himmel ſelbſt erregen!
Ich bieht ihm, weil du wilſt, der Römer Scepter an,
Den ich auch ohne ihn vielleicht behaupten kan.
Doch vielleicht werd ich es auch heut vergeblich wagen!
Wie oft hat er nicht ſchon die Herrſchaft ausgeſchlagen?

Aurelia.

Ihr Götter! welch ein Mut, ach, ſeyd ihm ſchüzend nah!
Leb, edler Piſo, wohl! ich ſehe Seneca.

III. Auftritt.

Piſo. Seneca.

Seneca.

Und Piſo find ich hier, da alles ſich verlohren,
Was Tod und Nero ſcheut? O was hat dich verführet?
Hier wirſt du leicht entdekt.

Piſo.

Die edle Ungedult
Trug mich auf Flügeln her, da alles im Tumult,
In Furcht und Hofnung iſt! du kennſt mein Herz, mein Denken!

Seneca.

Die Götter wollen es nach ihrem Willen lenken!
Allein dein Aug, das ſonſt von nichts als Güte ſprach,
Was droht uns heut ſein Blik? welch neues Ungemach
Umwölket deine Stirn? was ſcheint ihr Truz zu melden?

Piſo.

Das unterdrükte Rom, das Vaterland der Helden,
Dem Erd und Meer gehorcht, vor dem ſich alles beugt,
Das ſtolze Rom, vor dem ſich jeder Scepter neigt,
Seufzt um ein ander Haupt!

Seneca.

Du gehſt dem Tod entgegen!
O Piſo, haſt du Rom, ſo ſieh es nicht verwegen
Mit in den Abgrund hin, an deſſen Rand du ſtehſt,
In welchem du vielleicht noch heute untergehſt.
Darf auch ein Sterblicher dem Schikſal widerſprechen?
Es legt uns Ketten an, und kan allein ſie brechen.

Piſo.

Entſchließ dich, Seneca! das Volk hat dich erwählt:
An Stimmen hat es auch dem Piſo nicht gefehlt;
An Ehrgeiz und an Mut wird es ihm niemahls fehlen,
Und wenn ihn Rom erwählt, ſo kommt er dich zu wählen.
Allein die Zeit iſt kurz, und eh der Tag verflieſt,
Muß es entſchieden ſeyn, wer, Rom, dein Kayſer iſt!
Ich ſehe ſchon im Geiſt dein trauriges Geſchike!
Du nahſt dich deinem Ziel mit jedem Augenblike.
Heut, Seneca, kanſt du der Römer Schuzgott ſeyn:
Ich weiß, es iſt in Rom dein Anſehn allgemein.

Seneca.

Mir iſt nicht die Gefahr, die Rom umringt, verborgen,
Und aller Römer Gram faß ich in meine Sorgen.
Ich weiß, daß mich zu oft der Hofnung Schein betrog,
Und keine Nero längſt, den ich ſelbſt auferzog.
Doch fehlt dem Himmel wohl die Macht, ihn zu beſtraffen,
Und wann er tödten will, bedarf er unſrer Waffen?
Mit einem Aug ſeh ich der Römer Rehtſtand an,
Und mit dem andern das, was ich nicht ändern kan.

Piſo.

Ach, ſiehe hier das Joch, das alle Römer drükt,
Und dort der Krone Gold, das würdiger dich ſchmükt:
In Rom und in der Welt, gehſt du mein Bitten ein,
Wirſt du der Weiſeſte und auch der Höchſte ſeyn.

Seneca.

Kein Ehrgeiz, Piſo, wird den Seneca erhizen;
Mir fehlts nicht an Gedult; dem Himmel nicht an Blizen:
Wenn du ſein Werkzeug biſt: ſo ſey der Sieg dein Lohn:
Mir gönne meine Ruh; ich gönne dir den Thron.

Ein groſſes Herz wird erſt, ſich zu beſiegen, wagen:
Dann, Piſo, lernt es auch Tyrannen ſelbſt vertragen,
Und nie iſt es an Troſt, und nie an Hofnung leer,
Die Noht ſey noch ſo groß, der Unfall noch ſo ſchwehr.
Ich weiß, daß Piſo ſelbſt, der wahre Großmut liebet,
Wann er es überlegt, mir ſeinen Beyfall giebet.

Piſo.

Wo aber iſt ein Troſt, wann jeder Fall uns ſucht,
Das Glüke uns verläßt, und bey der Freunde Flucht,
Wir uns, ach, uns allein zum Beyſtand übrig bleiben?
Wann wider uns ſich Erd und Himmel unterſchreiben?
Wann alles treulos flieht? undankbar uns vergißt?
Wann Knabeit nicht mehr würkt, und Einfalt ſchädlich iſt?
Ein Mut, der ſich entſchließt, eh ihn der Sturm ereilet,
Iſt oft mehr als ein Heer, das zweifelnd ſich verweilet.
Faß einen groſſen Schluß: Rom und die Welt iſt dein,
Und der geſchwindeſte wird heut der Beſte ſeyn.

Seneca.

Mein Schluß war längſt gefaßt: ich ſuche nur den Willen
Des Himmels, der mich lenkt, gelaſſen zu erfüllen.
Mein Alter ſpricht mich frey von jener Eitelkeit,
Die ſelbſt als Jüngling mich, o Piſo, nicht erfreut.
Ich hab genug geſehn; ſchon lang hab ich gelebet,
Und nie nach gröſſerm Glük; nach Ruhe nur geſtrebet.
Ein gleiches Herz wünſch ich dem Piſo, und ſein Wohl
Verlangt ein ſolches Herz.

Piſo.

Wann Nero herrſchen ſoll,
So ſterbe Piſo ſchnell! doch ſterb er ohne Schauer!
Sein Tod ſey ohne Schuld: nicht ohne Rach und Trauer!

Die Kron boht ich dir an, die meinem Mut gebührt!
Du schlugst sie aus? ich fleh . . noch bleibst du ungerührt?
Wohlan, so soll mein Arm die That allein vollbringen,
Die Rom erstaunen macht! Ihr Götter laßts gelingen!

IV. Auftritt.

Die vorigen. Natalis.

Natalis.

Nun, Piso, ist es Zeit! Was nur den Nero haßt,
Ergreifft die Waffen schnell; der goldene Pallast
Ist schon vom Volk umringt; um Nero ists geschehen.
Den Lucius sah ich mit jenen Rittern gehen,
Die diese Nacht annoch mit dir und Vaterland
Ein Schwuhr beym Jupiter so feyerlich verband.
Man raubet dir den Sieg; ich hörte dich nicht nennen;
Den Lucius sah ich von Mut und Rache brennen;
Geheime Freude strahlt aus seiner Stirn herfür;
O Piso, eil, es ruft so Rach als Ehre dir.

Piso.

O Himmel, welch ein Fall! so stürmen alle Wetter
Auf einmahl auf mich zu! Verlaßt ihr mich, ihr Götter!
Streit ich zugleich mit euch? . . Treuloser Lucius!
Verrähter, den ich auch im Tod noch hassen muß,
Entfliehe diesem Stahl; er droht dem falschen Herzen;
Wo nicht; so fühl ihn schnell, und stirb mit tausend Schmerzen.
Natalis, folge mir! ach, was hält mich zurük?
Der Himmel hört mich nicht; ein unsichtbar Geschik
Will heute meinen Tod. Ein Freund ist mein Verderben;
Und ach, für Römer nicht; für Sclaven soll ich sterben!

Mir folgt, wo ich bin, das Bild des Todes nach,
Und weiß ich, wo ich bin? kein Freund! kein Himmel! ach!

Natalis.

Der Staatsmann zeiget sich in plözlich en Entschlüssen,
Säum, Piso, nicht, das Blut des Verrathes zu vergiessen.
Du weißt, dich liebt das Volk, ach, eil und saume nicht!
Du zauderst? Himmel! wie! erblasset dein Gesicht,
Verläßt dich schon der Mut bey der gerechten Sache?

Piso.

Was? Mut? du zweifelst noch? sprich mir von Tod und Rache.

Seneca.

Wie unbegreiflich ist das Schikksal! wie geschwind,
Ist seiner Schlüsse Lauf, die unergründlich sind!

Piso.

Ihr blassen Götter, die ihr in der Hölle Tiefen
Die fluchenden Seelen schuzt, die euch um Hülfe riefen,
Erlaubt, daß vom Olymp, der mich nicht mehr erhört,
Verschmäht mein Flehn zurük in eure Tiefen kehrt!

Seneca.

O Piso, fasse dich; noch kannst du dich erretten!

Piso.

Ein Piso zweifelt nicht, wählt er Tod oder Ketten.

V. Auftritt;

Die vorigen. Aurelia.

Aurelia.

O Piso, ach wohin?

Piſo.

Aurelia, in Tod;
Der Fall iſt da, den mir die Ahndung längſt gedroht,
Und bald legt Lucius die leicht erworbne Krone
Zu deinen Füſſen hin, und nimmt dein Herz zum Lohne.

(Piſo und Natalis gehen ab.)

VI. Auftritt.

Seneca. Aurelia.

Aurelia.

(In dem ſie klagt, wendet ſie ſich von Seneca weg, welcher indeſſen in tiefen Gedanken ſteht)

O Himmel, wenn dich noch ein ſterbend Herz bewegt,
Dem du nur Liebe, Huld und Freundſchaft eingeprägt;
Wenn dich ein Auge rührt, wo voll der zärtſten Thränen,
Die matten Blike ſich nach dem Geliebten ſehnen!
Wenn ein gerechter Schmerz, den keine Kunſt erzwang,
Oft eine Bruſt von Stahl ſchnell, wie ein Bliz durchdrang;
Wird in dem weiſen Raht, der alle Herzen kennet,
Mein Name . . wird noch dort Aurelia genennet;
O ſo erhöre mich, und mein verzweiflend Flehn,
O Himmel, oder laß mich heut zulezt dich ſehn!

Seneca.

So hör ich nichts von dir, als der Verzweiflung Sprache?
Siehſt du, Aurelia, die Folgen deiner Rache?
Um Burrhus ſeufzeſt du! um wen? um meinen Freund.
Mit Recht, Aurelia, hat ihn dein Herz beweint!

Mein Aug betrauret ihn; ihn werd ich ewig ehren;
Doch ihn zu rächen wird mich nie die Weisheit lehren.
Es ist der Götter Amt; verehre ihren Raht,
Der in der Wahl der Zeit sich nie betrogen hat,
Wo er ein Bubenstük zu rächen gut gefunden;
Er wählt nicht nur die Straf, er wählt auch ihre Stunden.
Des Herzens Tiefen sind die unergründlichsten!
Ich seh den Abgrund wohl, dem wir so nahe stehn!
Doch ich verlasse mich auf den, der alles lenket,
Der an den kleinsten Wurm, wie an den Helden denket.
Du bist, Aurelia, dem Seneca noch wehrt,
Wenn gleich vom rechten Pfad dein Fus sich abgekehrt.
Der Weise fühlet auch des Glükes scharfe Stiche;
Doch sieht er, wie ein Held, der fechtend niemahls wiche.
Er sieht des Schikſals Lauf, den er nicht ändern kan,
So wie der Sterne Freund den Lauf des Himmels an,
Dem selbst die Ewigkeit Gesezze vorgeschrieben,
Den noch kein Allmachtssturm aus seinem Gleis getrieben.
War noch ein heitrer Tag von allen Wolken frey?
Wo athmet eine Brust, in der kein Kummer sey?
Aurelia, ergieb dich in der Götter Willen!
Dies Mittel bleibet dir, der Rache Durst zu stillen.

Aurelia.

Ein Schikſal, das vielleicht heut unsren Fall beschließt,
Ist dieſes minder hart, wann es beſtändig ist?
Die Götter rühret nichts; was bleiben mir, als Zähren?
Was helfen uns im Schmerz der Weisheit strenge Lehren?

VII. Auftritt.

Die vorigen. Cleonicus.

Cleonicus.

O Herr, noch zweifelhaft iſt unſrer Römer Streit!
Doch hoff ich, Piſo ſiegt; er kam zu rechter Zeit
Mit jenen wenigen, die ihm noch treu geblieben;
Von Nerons Leuten iſt ein Theil zurückgetrieben;
Beſtürzung, Furcht und Grimm ſah ich im Tigellin:
Allein ein neues Heer, das mit Silvan erſchien,
Und bald den Lucius, den Piſo bald erfreute,
Veränderte den Streit! Doch mehr auf Piſons Seite
Schien mir Silvan zu ſeyn. Als Lucius dies ſah,
War ſein Geſicht voll Blut; er rieſe: Seneca!

Aurelia.

O Himmel, Piſo ſiegt?

Cleonicus.

Um Nero iſts geſchehen!
Wenn ſich nur Piſo nicht, und Lucius nicht ſehen!
Sie ſuchen beyde ſich voll Grimm einander auf;
In Furcht und Hofnung ſchwebt des Volks getheilter Hauf.
Doch alle wünſchen, Herr, dich auf des Thrones Stuffen,
Und dich hat Lucius zum Kayſer ausgeruffen!

Seneca.

So iſt mein Tod gewis! Es ſey! ich fürcht ihn nicht,
Mit unverwandtem Aug ſeh ich ihm ins Geſicht,
Doch meine Unſchuld bleib der Erde nicht verborgen!

Aurelia.

Dein Tod, der Römer Tod, ſey fern von meinen Sorgen!

Du lebſt nicht nur für dich; du lebeſt für die Welt,
Die dich, wann Nero tobt, für ihren Schutzgott hält.
Iſt Seneca nicht mehr, ach was ſoll Rom beginnen!
Die Ohnmacht überfällt, und tödtet meine Sinnen!
Ich ſeh die Furien! ich ſeh ihr hölliſch Heer!
Iſt Seneca erblaßt; ſo iſt kein Himmel mehr!

Seneca.

Die Gottheit, die mich ſchuf; die Noht und Unſchuld rühret!
O glaube, daß ſie noch, Welt, dich und mich regieret.
Wo Stern und Himmel ſind, tönt ihrer Weisheit Ruhm;
Ihr Arm wird niemahls müd, dreht er gleich Welten um.

Aurelia.

Mein Herze, gleich geneigt zu rächen und zu lieben,
Iſt wie ein leichter Kahn von Sturm und Meer getrieben.
Was es mit Nero heut noch für ein Ende nimmt,
Erwart ich einem gleich, der zu dem Tod beſtimmt,
Annoch auf Gnade hofft! allein, Herr, um dein Leben,
Wird jeder Römer heut ſein eignes willig geben!

Ende des III. Aufzugs.

Vierter Aufzug.

I. Auftritt.

Aurelia, allein.

Soll ich in dieſer Noht verlaſſen und allein,
Und ohne Freund und Troſt, und ohne Götter ſeyn!
So folget Fall auf Fall! ſo ſtürzt ſich Stund auf Stunde,
Und keine flieh, mit der nicht auch ein Troſt verſchwunde!
Wo flieh ich hin? könt ich — — ach, aber ach, wohin?
Entflieh ich auch der Welt: werd ich mir ſelbſt entfliehn?
Wie in der Mitternacht, wann uns ein Schatten treibet,
Uns in der ſchnellen Angſt kein Ort zur Zuflucht bleibet:
So treibt die Rache mich; ſo läſt ſie mich nicht ruhn;
So quält die Liebe mich. Was ſoll ich endlich thun?
Soll ich die Rache nur, und nicht die Liebe hören:
So muß ich Lucius, wenn er mich rächet, ehren.
So iſt mein Herz auch ſein, das ihm mein Wort verſprach.
Hör ich die Liebe nur; gerechte Götter, ach!
O ſo iſt Lucius mein gröſter Gram auf Erden!
So muß ich, rächt er mich, zur Undankbaren werden.
Hat für den Rächer nicht mein Herze ſich erkläret?
Die Götter haben ſelbſt, was ich verſprach, gehört!

Die Ehre will, mein Herz soll nur die Rache wählen:
O Piso, solten dir heut Glük und Rache fehlen?
Wie schwach und elend ist der Menschen stolz Geschlecht!
Ihr Götter, rächt mich selbst, wenn mich nicht Piso rächt!
Habt ihr . . (doch nein! ich kan . . ich werd ihn niemahls lieben)
Den Sieg des Lucius partheyisch unterschrieben?
Träum ich? wie wird mir? ach! o Himmel, was fühl ich?
Was schwebt mir vor dem Aug? welch Abnden quälet mich?
Ach Piso nicht allein . . wie quält mich mein Gewissen!
Das Blut des Seneca seh ich mit seinem fliessen!

II. Auftritt.

Aurelia. Pauline.

Pauline.

Das Unglük rauscht daher: von ferne hör ichs schon!
Aurelia, wir sind nicht dem Geschik entflohn!
Ach, mehr als nur ein Bliz soll heut die Unschuld rühren!
Dich soll ich, Seneca, ach, dich soll ich verliehren!
Was wird dein trauriges Loos, geliebte Freundin, seyn?
Beklage meinen Tod, verlassen und allein!
Doch sterbend ehr ich auch des Himmels höchsten Willen:
Wer kan ihm widerstehn? wer muß ihn nicht erfüllen?

Aurelia.

Ach seh, Pauline, mich verwirrt und thränenvoll!
Ich weiß nicht, was ich thun; nicht, was ich hoffen soll!
Ich seh den Abgrund schon, wo, von dem Tod gestöhret,
Alle Wünsche untergehn, betrogen, ungehöret!
Ach, ich Unglükliche! vom Himmel, der mich haßt,
Verlang ich ferner nichts; mein Flehn ist ihm zur Last!

Ach, Seneca, ſollſt du den ſchönſten Lauf beſchlieſſen?
Ach, Freundin, ſoll ich dich mit tauſend Thränen miſſen?
Soll ich von eurem Tod, verachtet und allein,
Ein überlebendes, ein traurigs Denkmaal ſeyn?
Ich fühle deine Macht, und weiche dir, o Schmerze!
Mein Herz beherrſcheſt du; allein ein edles Herze,
Das, wenn nichts höhers iſt, das ſelbſt die Sterne lenkt,
Gerechter als ihr Raht, der mich verfolget, denkt.

Pauline.

O könnten wir noch heut die Mörderſtadt verlaſſen!
Doch, ach, es iſt zu ſpät, den weiſen Schluß zu faſſen!
Aurelia, wir ſind, ja, wir ſind alle hin!
Den Tod wählt Seneca: kann ihn Pauline fliehn?
Ach, wider Nero hat ſich Rom umſonſt verſchwohren,
Und Piſo, Lucius und alle ſind verlohren!
Es ſagt es mir mein Herz!

III. Auftritt.

Die vorigen. Annäus.

Aurelia.

Was bringt Annäus mir?
Ich zittre . . . . .

Pauline.

Welch ein Fall!

Annäus.

Iſt Seneca nicht hier?
Sein Anſehn kann allein dem Streit den Ausſchlag geben:
Für Freyheit, Rom und ihn, wer ſchonte wohl ſein Leben?

Ich sah des Brutus Mut, den Mut des Cassius
Vereinet in dem Mut des tapfern Lucius.

Aurelia.

Wie? Lucius? er siegt? und Piso ist verlohren?

Annäus.

Zum Sieg scheint Lucius, und Piso nicht erkohren.

Aurelia.

Wie? Lucius trennt sich, mit Piso sonst vereint?
Ach, der Verrähter siegt, des Piso falscher Freund!
Er raubet ihm den Sieg; für sich sucht er die Krone,
Allein umsonst hoft er mein sterbend Herz zum Lohne!
Ach, der Verrähter siegt!

Annäus.

Blieb er nicht Rom getreu?
Er war ein ewger Feind von aller Tyranney.
Wenn er für Seneca die Kron erfechten wolte;
Wann ihm zuwider war, daß Piso herrschen solte:
So war sein Zwek allein, daß Rom befreyet sey;
Er sprach: herrscht Seneca: so ist Rom wieder frey!
Des Piso kühne Hand hat Herrschsucht nur geführet;
Der Freyheit Geist hat nur den Lucius regieret:
Er, welcher Rom befreyt? Er? ein Verrahter? nein!
Soll Rom nicht heiliger als Pisons Freundschaft seyn?
Ach, ein Verrähter kan er deinem Aug nur scheinen!

Aurelia.

Ihr Götter laßt mich heut nicht ungerochen weinen!

IV. Auftritt.

Die vorigen. Natalis.

Natalis.

(ſteht einige Augenblike ſtill, ohne ein Wort zu ſprechen)

Ach kompe nur, o Nacht, mit allem deinem Graus!
Löſch vom entweihten Tag die lezten Strahlen aus!
Ihr Götter, kontet ihr uns keine Hülfe ſchiken?
In dem entſezlichſten von allen Augenbliken?
Im Sturm, der Rom und Welt erſchüttert und erſchrekt?
Und eure Rache blieb, ihr Götter, unerwekt?
Noch ſeh ich Seel und Blut aus tauſend Adern rinnen!
Der Sterbenden Geſchrey betäubt noch meine Sinnen!
So manches Schattenbild ſchwebt traurig noch vor mir!
Der Hölle Freude brach aus Tigellin herfür!
Ach, Himmel, ſolte heut die ſchönſte That mislingen?
Siegt Nero, und ſoll ich die blutige Nachricht bringen?
Mein ganzes Blut, das nur, das nur von Rache brennt,
Empört ſich, zittert, brauſt . . o wer hat euch getrennt,
O Piſo, Lucius! o Himmel, welch Verraht,
O Hölle, welche Liſt, die uns beſieget hat!

Aurelia.

Ach, groſſe Götter, ach!

Natalis.

Kaum kan ich es erzählen:
Die Worte wollen mir, wie Mut und Kräfte fehlen.
O Himmel, biſt du ſelbſt der Tugend gröſter Feind!
Biſt du des Nero nur, und nicht der Römer Freund!!

Aurelia.

Ach, Piſo!

Natalie.

Leb ich noch, zu Schmach und Tod erkohren?
Dein Piſo iſt mit Rom, und Rom mit ihm verlohren!

Aurelia.

Ach, Piſo!

Natalie.

Höre noch ein traurigs Lebewohl,
Das er dir ſterbend gab, und ich dir bringen ſoll!

Aurelia.

Ach Piſo! . . Komm, o Tod! wirſt du ihn mir geſtatten,
O Himmel! ja ich eil, und opfre deinem Schatten,
Geliebter, was mir noch das Schikſal übrig läßt!
Mein Geiſt iſt ewig dein! den Flammen iſt der Reſt!
Und welche Mörderhand . . .

Natalie.

Ich ſeh ſein Blut noch flieſſen!
Treuloſer Lucius, du ſolteſt es vergieſſen!

Annäus.

Ach, ſchone meinen Freund: denn treulos war er nicht!

Aurelia.

Kannt er, Annäus, ſo der Freundſchaft heilge Pflicht?
Rächt er Aurelia mit des Geliebten Leben?
Sieh, dieſer Dolch ſoll ihm den Lohn der Rache geben.
Flieh meinen Zorn, und ſtirb, flieſt noch in deinem Blut,
Grauſamer Lucius, ein wahrer römſcher Mut!

Natalie.

Es iſt zu ſpät; er iſt ſchon deinem Zorn entgangen,
Und ſeinen Lohn hat er von Piſo ſelbſt empfangen.

Ich ſahe ſeinen Fall; ſein ſprizendes Gehirn,
Und Rach und Eiferſucht auf der entſeelten Stirn.
Dein Piſo fiel, und ſah mit einem Aug voll Flammen
Den Mörder ſterbend an, und faßte ſchnell zuſammen,
Was ihm ſein fliehend Blut von Kräften übrig ließ;
Ergriff ſein Schwerdt, und ſprach: Verrähter ſtirb! und ſtieß,
Und Lucius ſank hin!

Aurelia.

Ach alles iſt vollendet!
Des Schikſals träger Lauf hat endlich ſich geendet!
Pauline, ach, ich ſterb. . . . .

(Aurelia fällt Paulinen halb ohnmächtig in die Arme, und wenige Augenblike darauf ermuntert ſie ſich wieder)

Komm nur erwünſchter Tod!
Vollzieh des Schikſals Schluß, und ende meine Noht!
Willkommen ewge Nacht, die meine Augen ſchlieſſet!
Pauline, ſey von mir zum leztenmahl gegrüſſet!
Und bald, ja bald erſcheint mein lezter Augenblik!
Beflügle ſeinen Lauf, allmächtiges Geſchik!
Zu welchen Fällen war Aurelia gebohren!
Mein Piſo iſt nicht mehr! mein Piſo iſt verlohren!
Wo bin ich? aber ach, was frag ich, wo ich bin?
Mein Piſo iſt nicht mehr! Aurelia iſt hin!
Sein Aug ſoll mich nicht mehr, ſein feurigs Aug entzüken!
Könt ich vom wehrten Geiſt den Schatten nur erbliken!
Nur noch ein Wort von ihm! nur noch ein Wort! doch ach!
Doch ach, er hört mich nicht! umſonſt wein ich ihm nach!

Pauline.

Ach, Freundin, welch ein Tag!

V. Auftritt.

Die vorigen. Seneca.

Seneca.

(Indem Seneca spricht, ist Aurelia in tiefen Gedanken.)

Pauline, welch Geschike,
Welch eine Traurigkeit seh ich, in deinem Blike?
Ist es des Piso Tod; der Tod des Lucius,
Um welchen ich dein Aug in Trauer sehen muß?
Die erste warest du, an die mein Herze dachte,
Als Cleonicus mir die grosse Nachricht brachte.
Wirst du auch standhaft seyn? Wie lang sah ichs vorher?
Noch eine kurze Zeit: so bin auch ich nicht mehr!

Pauline.

Ach, fliehe, mein Gemahl, eh dich der Tod ereilet!
Sieh, wie mein Herze sich in aller Schmerzen theilet!
Hier seh ich deinen Tod, und dort Aurelia;
Hier den Tyrann, den ich nie ohn Entsezen sah;
Dort jenen engen Raum, der meine Asche fassen,
Und sie bewahren soll, wann mich das Licht verlassen,
Das ich nur traurig seh!

Aurelia.

Ach, flieh, o Seneca!
Erwarte nicht so kühn das Schikſal, das so nah,
Und streng, wie Nero ist, und unerbittlich bleibet!
Ach, flieh, eh deinen Tod der Wütrich unterschreibet!
Mich tödt allein sein Grimm!

Pauline.

Nun ist es nicht mehr Zeit;
Ich rief dem lezten Tag, und dieser Tag kam heut.

Wie gern, o Seneca, wolt ich, dem Hof entriſſen,
Mein Aug in deinem Arm in einer Hütte ſchlieſſen!
Es ſey des Nero Macht den Blizen ſelbſt verwandt:
Der Hütte, die uns deckt, ſey ſie nur unbekannt!
O könnten wir noch heut Rom, Hof und Nero fliehen!
Mit dir wolt ich ins Land der wilden Geten ziehen!
Was nüzt uns nach dem Tod ein ſchwehr erworbner Ruhm?
Was hilft uns Pracht und Gut, des Wütrichs Eigenthum?

Seneca.

Wenn ich dir auf der Welt auch jeden Winkel nennte;
Nennt ich doch keinen dir, der uns verbergen könnte.
Wer einen Thron beſizt, auf Leichen aufgebaut,
Iſt wachſam, weil er nie den ſchwachen Stüzen traut.
Du kennſt des Nero Herz, und ſeine ſchwarze Sorgen,
Und länger noch war mir ſein Argwohn nicht verborgen.
Wie oft boht ich ihm nicht Pallaſi und Güter an?
Warum nimmt er ſie nicht, da er ſie nehmen kan?
Ihr Götter wiſt, daß ich nach keinen Schäzen ſtrebte,
Und in dem Ueberfluß als wie der ärmſte lebte.
Ihr aber gabt ſie mir, um andern wohl zu thun.

Pauline.

Es läſtre dich der Neid; nie kan ein Auge ruhn,
Das andrer Wohlſeyn nie mit frohen Bliken ſiehet,
Und nie die Tugend ehrt, als wann das Glük ſie fliehet.
Du, aber Tugend du, die der für Thorheit hält,
Der wütend uns regiert, ach fliehe Rom und Welt!
Flieh nach dem Himmel zu! flieh nach der Sterne Sizen!
Thu, was Aſträa that! Hier kanſt du uns nicht ſchüzen!

VI. Auftritt.

Die vorigen. Cleonicus.

Cleonicus.

HERR, Nero, welchen du doch heut erhalten haſt,
Bereitet deinen Tod, umſtellet den Pallaſt,
In welchen traurig ſich der Römer Reſt begeben!
Ach, ſäume nicht, und flieh! ach, flüchte ſchnell dein Leben!

VII. Auftritt.

Die vorigen. Der Hauptmann von der Leibwache.

Pauline.

Wen ſeh ich?

Aurelia.

Welch ein Sturm reißt heut uns alle hin!
Ich, Unglükſeelige! daß ich gebohren bin!

Der Hauptmann.

Ich komm, o Seneca, den Tod dir anzuſagen,
Doch meinen Arm zugleich zum Schuz dir anzutragen!
Die Wachen ſind mir treu; es winke Seneca,
So iſt er auf dem Thron, und Nero nicht mehr da!
O gönne mir den Ruhm, daß ich dein Retter werde!
Gebichte, ſo gehorcht dir Rom, ich und die Erde!
Entſchlieſſeſt du dich nicht; ſo iſt dein Tod gewis!
Entſchlieſſeſt du dich noch; ſo ſoll die Finſternis,
Die bald den Himmel dekt, mein Unternehmen ſchüzen,
Und Stahl und Rache ſoll auf Nerons Scheitel blizen!

(zu Aurelia.)

Silvan war dir nicht treu; nach seiner falschen Art,
Hat er, Aurelia, dem Nero offenbart,
Was ihm dein Unbedacht, und Lucius entdekt!

Aurelia.

O Name, welcher mich entrüstet und erschrekt!

Seneca.

Ich ehre zwar, o Freund, in dir den alten Mut,
Der Rom verewiget, und Götterthaten thut:
Allein es ist zu spät; umsonst ist dein Bemühen!
Ich eile, Rom und dir, o Nero, zu entfliehen,
Doch sterbend; anders nicht.

Annäus.

Bewegt nichts deinen Sinn?

Pauline.

Nimm, Nero, nimm Tyrann, nimm dann mein Leben hin!

Aurelia.

Ja nimm mein Leben hin! Es ist um uns geschehen!
O Freundin, du hast mich zum leztenmahl gesehen!
Erwarte heute nur, o Rom, den lezten Stoß,
Und stürz auf den Tyrann, und bleib auch fallend groß!
Ich irre in der Nacht verzweiflender Gedanken!
Die Erde thut sich auf; die Himmel selber wanken!
Welch eine Finsternis! ihr Götter, wo bin ich?
Quält mich dein Schatten noch? o Barrhus, seh ich dich?
Wohin, und ach, wohin soll sich mein Kummer wenden?
Zu welchem Himmel soll ich meine Klagen senden?
Dem, der das Laster schüzt, und auf die Tugend blizt?
Dem, der das Laster straft, und dich, o Unschuld, schüzt?

Seneca.

(wendet ſich zu ſeinen Freunden)

Ja, ein freywilliger Tod iſt eine wahre Ehre!
Die Weisheit gab ſie mir, die göttlich ernſte Lehre!
O Himmel, was dein Schluß, und was dein Wille ſey,
Entdekte mir ſchon längſt der Fälle lange Reih!

Pauline.

Ach, ſeh ich ſeinen Tod!

Annäus.

Ach, Freund, ſieh meine Zähren!

Natalis.

O Seneca, mein Tod ſoll mir den Treſt gewähren,
Den mir der Himmel nicht, den jezt mein Schmerz verklagt,
Das Schikſal nicht gewährt!

Seneca.

Mir iſt er nicht verſagt!
Mein Tod, ein Tod, den mir die Götter gütig geben,
Mein Tod iſt nur ein Schritt in ein vollkommners Leben!
Was iſt im groſſen Rom? was iſt in dieſer Welt,
Das eines Weiſen Schluß zurük vom Sterben hält?
Der ſeines Bruders Mord vollbracht, und nicht bereuet;
Der frech das Heiligſte gehönet und entweihet;
Der die, die ihn gebahr, unmenſchlich hingericht,
Schont den, der ihn erzog, ſchont ſeinen Lehrer nicht.
Seyd ſtandhaft! ſeyd getroſt! ihr Freunde, ſeht mich ſterben!
Ja, meine Wangen ſoll der Schreken nicht entfärben!
Weit herrſcht der Tod, und wen hat noch ſein Grimm verſchont?
Ihn bin ich längſt, und ſo, wie den Tyrann gewohnt.

(Seneca wendet ſich zu Paulinen)

Pauline!

Pauline.

Ach!

Seneca.

O ſieh, wie ſehr dein Schmerz mich rühret!
Mein Herz erſtarrt, da es die nahe Trennung ſpühret!

Pauline.

Du ſtirbſt . . o Himmel! . . du!

Seneca.

(wendet ſich weg an ſeine Freunde)

Was koſtet mich der Schluß,
Daß ich vor ihrem Schmerz ein Aug verbergen muß,
Dem ſchnelle Thränen drohn!

Pauline.

Du ſtirbſt . . . o Gott der Götter!
Doch ach! hier iſt kein Gott! kein Tröſter! kein Erretter!
Wie kläglich blik ich dich, erzürnter Himmel, an!
Den ich, ſo ſehr ich ſieh, doch nicht bewegen kan!
Du raubeſt heute mir mein höchſtes Gut auf Erden!
Es ſtirbt mein Seneca; was ſoll Pauline werden?
Sterb ich; ach, ſo vermehrt mein Tod des Wütrichs Luſt!
Leb ich; ſo trag ich ſtets den Tod in meiner Bruſt.
So ſeh ich nichts um mich, als wütendes Verderben!
So muß ich jeden Tag, und jede Stunde ſterben!
So ſchwebet, o Gemahl, dein Schatten ſtets vor mir!
So wünſcht ſich ſtets mein Geiſt, o Seneca, zu dir!
Ach, ſo wird jeder Traum mir deinen Tod erzählen!
So wird dein Tod mich mehr, als eine Hölle, quälen!
So leid ich, tugendhaft, und fromm und unſchuldvoll,
Die Strafe, welche nur dein Mörder leiden ſoll!
So ſieht mich der Barbar, verſchmähet und alleine:
Freut ſich, wann ich mich grām, und lachet, wann ich weine.

Und ändert er den Sinn, und ſchont er endlich mich:
Könt ich dann ruhig ſeyn? Ich, ruhig ohne dich?
Ein Troſt nur bliebe mir: ſäh ich dein Blut noch flieſſen,
Ach ſolt es meine Hand, o Nero, ſelbſt vergieſſen!
Doch leb und quäle dich mit einer ewgen Reu!
Es lehre dich mein Tod, daß ich die Götter ſcheu,
Doch Tod und Wüth ich nicht!

Annäus.

(bey Seite)
Dies iſt der Helden Sprache!

Pauline.

Erzittre, du entgehſt nicht deines Richters Rache!
Fürcht einſt die Götter dort, die du hier nicht geglaubt,
Wann deine eigne Hand dir ſelbſt das Leben raubt.
Ich ſehe dich im Geiſt verzweiflend vor mir ſtehen,
Und deinen Schatten dort mit Plutons Schaaren gehen!
Du wünſchſt noch einen Tod: erſchröckliches Gericht!
Ach, ewig wünſchſt du ihn, und findſt ihn ewig nicht!
Erzittre, o Tyrann!

Aurelia.

Wer nennt jezt meine Schmerzen!
Wie grauſam wüten ſie im tief verwundten Herzen!

Seneca.

Ich ſehe meinen Tod, und ſeh ihn lächelnd an:
Gleichgültig, wie die Nacht, ſeh ich mein Ende nahn.
Der fürchtet dich, o Tod, der vor der Zukunft bebet;
Allein der ſcheut dich nicht, der tugendhaft gelebet.
In jene Ewigkeit, wo ich bald Bürger bin,
Trägt mich mein Freund, der Tod, mit ſchnellen Flügeln hin.
Ein unvergänglichs Reich wird dort der Weiſe erben:
Wie ruhig würd ich ſeyn! frohlokend würd ich ſterben!

Ach, unſer Wiſſen iſt hier nichts als Dunkelheit!
Durch Spalten ſehn wir nur in jene Herrlichkeit.
Doch du vergälleſt mir, Pauline, meine Freude:
Ich ſterbe nicht vergnügt, ſeh ich dich noch im Leide.
Was thu ich? ſoll ich fliehn? der Tod ſey meine Flucht!
Die Krone hab ich nicht, und ſie hat mich geſucht.
Um mich entſtehe nicht ein neues Blutvergieſſen!
Mein Fall, kein andrer Fall, ſoll dieſen Tag beſchlieſſen!
Du weiſts, wie zärtlich dich mein ſterbend Herze liebt,
Und daß mich nicht mein Tod; Pauline nur betrübt!
Als eine Heldinn hemm den Lauf von deinen Klagen!
Laß dies die Nachwelt noch von deiner Großmut ſagen!
Mein Tod ſey nicht ein Tod, der auch dein Leben kürzt!
Ach, mäßige das Leid, in das mein Fall dich ſtürzt!
Wann einſt der trübe Lauf der Thränen aufgehöret:
O, ſo ſey deinem Aug kein froher Blik verwehret!
So fließ ein heitrer Tag ſanft nach dem andern hin!
So lebe, wann ich längſt ein Spiel der Lüfte bin!
So denk und glaub, mein Geiſt, im Schreken öder Grüfte,
Im dunklen Schattenreich, im Schooſe tiefſter Klüfte,
Am traurigſten Geſtad, von dem in dieſes Licht
Kein Weg zurüke führt, mein Geiſt vergißt dich nicht!

Pauline.

In welchem Stand du ſeyſt, werd ich dich ewig lieben,
Und einmahl nur werd ich, nur einmahl dich betrüben!
Wann jener Stahl, der mir die lezte Zuflucht iſt,
Mit deinem Lauf zugleich Paulinens Lauf beſchließt.
Den Frauen glich ich nie, die den Geliebten haſſen,
Wann ſie in ihm nicht mehr den Glüklichen umfaſſen.
Was ſtolze Schönen oft aus Unverſtand verſchmähn,
Hab ich in dir gewählt, auf dich hab ich geſehn,

Und nie bereu ich sie, die mir so schön verschwunden,
Der Liebe allerliebste, der Ehe holde Stunden.
Die Weisheit, Seneca, ist so unfreundlich nicht,
Und ihr gefällt ein Band, das selbst der Tod nicht bricht.
Ihr Götter, die ihr mich in allerneuster Trauer,
Von Noth und Angst umringt, von Schreken und von Schauer
Kalt und erstarret schaut: o sieht Paulinen bey!
O seyd gerecht und zeugt, daß sie beständig sey!
Wie könnt ich ohne dich vergnügte Tage schauen?
Ach so vermengst du mich mit den gemeinsten Frauen!
So zweifelst du an mir? hat dies mir noch gefehlt,
Daß mich nicht nur dein Tod; ach, auch dein Zweifel quält?

Seneca.

Pauline, denke nicht so klein von meinem Schmerze!
Ich kenn und ich verehr dein grosmuthvolles Herze!
Du fielst es, ich bin hin: um mich ist es geschehn!
Soll ich auch deinen Tod, ach, welchen Tod! noch sehn?
O wie gelassen hast du manchen Fall ertragen!
Woher kommt der Entschluß, der Weisheit abzusagen?
Von deiner Treue kenn ich die Beständigkeit,
Die kein verlohrner Wunsch in deiner Brust entweiht.
Was würkt mein Tod in dir? Verzweiflung oder Liebe?
Tilgt er in deinem Herz des Lebens sanfte Triebe?
Nicht ganz verliehrst du mich; mein Beyspiel bleibet dir:
Im Mund der Redlichen bleibt noch ein Leben mir.
Soll deiner Jugend Glanz so früh schon untergehen;
Soll ich dich schon so bald in jenen Feldern sehen!
Von mir allein verlangt der Römer Glük und Wohl,
Daß ich noch heut für sie mein Blut vergiessen soll.

Pauline.

Nein, sterben sollst du nicht, und eh soll Rom verderben!
Doch sterbe nur, ja, stirb; nur laß zuerst mich sterben!

Schließ mir die Augen zu, wie sehr, wie mein Geist,
Voll Sehnsucht noch nach dir, vom blutgen Leib sich reißt,
Und zu den Sternen schwingt, mit seeligem Verlangen
Dich, o mein Seneca, dort Himmlisch zu umfangen!

Seneca.

O Liebe! o Tyrann! o Tod! mit welchen Bildern
Soll ich, Pauline, dir mein blutend Herze schildern?
O komm, ach, komme nur, mein lezter Wunsch, o Tod!
Mein lezter Unfall, den mir das Verhängnis droht!
Du wilst, weil du mich liebst, selbst deinen Tod nicht hassen!
Ich soll dich sterben sehn; vor mir wilst du erblassen?
Wohlan, ich gönne dir den Nachruhm jener Welt,
Die dich bewundern wird, wann mit dem lezten Held
Der Römer lezter Mut ins Reich der Schatten fähret:
Wann man von Rom nichts mehr, als noch den Namen ehret.
Einst bleibet nur der Fluch der wilden Tyranney;
Dein Beyspiel aber bleibt der ehelichen Treu!
Ja, sterbend will ich dich mir noch zum Vorbild wählen,
Und keuschen Schatten will ich deinen Tod erzählen.
An jenem Ufer wird, betrügt mich kein Schein,
Bald die Zusammenkunft von unsren Seelen seyn!

Aurelia.

Wie zärtlich und wie sanft ist reiner Liebe Sprache!
Wie rauh, wie hart, und wild der Ton verbohrter Rache!

Natalis.

O Rom, wo sind ich dich?

Der Statthalter.

Ach, nimm den Scepter an!
Ein Wink von dir; so ist um den Tyrann gethan!

Seneca.

Es iſt umſonſt: ich will nicht mit den Göttern ſtreiten!

Annäus.

In welcher Welt ſind wir? o Freund! in welchen Zeiten!
Was ſah und hört ich heut? iſts würklich? iſts ein Traum?
Ich hör und ſeh es noch, und dennoch glaub ichs kaum.
Wie ſchnell ſind Lucius und Piſo mir verſchwunden!
Ein Wirbel ſchlung ſie ein: ein Lauf von wenig Stunden!

Seneca.

Ein andrer Tag, o Freund, der von dem Himmel fließt,
Erkläret dir vielleicht, was heut ein Rähtſel iſt.

Pauline.

Mir löſt der Tod es auf: die Wolken des Geſchikes
Zertheilt der ſchnelle Pfeil des lezten Augenblikes!

Aurelia.

(fällt vor dem Seneca nieder,
welcher ſie aber wieder aufhebt)

Vor einem Augenblik, da die Verzweifelung,
Da Rach und Liebe noch in meinem Herzen rung,
War ich zum Tod bereit, und ſuchte mein Verderben:
Jezt zittre ich vor ihm, und kann nicht eher ſterben,
Bis daß dein groſſes Herz mir meine Schuld vergiebt;
Bis Seneca verſpricht, daß er auch die noch liebt,
Die jezt in Schaam und Reu verſunken und verlohren,
Den Augenblik verwünſcht, in welchem ſie gebohren,
Wo ſie, ihr Götter, ach! entſchuldigt dies die That?
Unwiſſend wider dich den Dolch geſchliffen hat,
Der dich entſeelt, und Rom in Tod und Feſſeln ſtürzet:
Dein theures Leben hat Aurelia verkürzet;
Ach Seneca!

Seneca.

Ein Schluß, den niemand ändern kan,
Der von dem Himmel kommt, sagt meinen Tod mir an.
Getrost, Aurelia! längst sah ich dieses Wetter,
Das dich erstaunen macht! versöhne nur die Götter!
Ich fodre nichts von dir.

Aurelia.

Welch eine Großmut! ach!
Nun ist der schnellste Tod mein kleinstes Ungemach!

Seneca.

Ihr Freunde, welchen ich mein Herz auf ewig schenke,
Und du, erlaube mir, daß ich jezt einsam denke,
Pauline, gönne mir, im traurigsten Geschik,
Von der mir fliehnden Ruh den lezten Augenblik!

Ende des IV. Aufzugs.

Fünfter Aufzug.

I. Auftritt.

Seneca, allein.

Wo bin ich? wo iſt Rom? wo Nero? wo die Welt?
Vom Himmel kommt das Licht, das meinen Geiſt erhellt,
Und alles heiter macht, was mir von Nacht und Schatten
Die flichnden Wünſche noch zurük gelaſſen hatten.
So vieler Jahre Müh, Luſt, Unruh, Unfall, Glük,
Wo ſind ſie? ach, ein Traum von einem Augenblik
Erzählt ſie, und verſchwindt! Ich ſieh am Rand des Lebens!
Welch eine Kluft vor mir! ach, hoff ich auch vergebens?
Iſt, oder iſt kein GOtt? Iſt er? vergeh ich? Nein!
Er iſt, und weil er iſt, muß ich auch ewig ſeyn!
Ich leb in einer Welt, wo Weiſe unter Thoren,
Wie Perlen in dem Schlamm, wie Gold im Sand verlohren!
Ich geh aus dieſer Welt in eine andre hin,
Wo ich vielleicht ein Thor bey andern Weiſen bin.
O Zukunft! Welche Nacht; Welch Tropfen iſt mein Wiſſen!
Und ach! in welches Meer wird dieſer Tropfen flieſſen?

Was wird mein Denken seyn, in der Allwissenheit
Verlehren, und vermischt im Meer der Ewigkeit?
Die Wolke flieht, und schnell verliehren meine Blike
Sich in dem künftigen, und kommen nicht zurike!
Nach einem neuen Ziel, in einem neuen Lauf,
Verliehret sich mein Geist; eilt fort, und hört nicht auf!
Unendlich geht er fort! ⁘ bald werd ich es eraründen,
Und, wo kein Nebel ist, der Wahrheit Sonne finden.
Ich sterbe! ⁘ aber ist mein Sterben dein Geboht?
Erzog ich, Nero, dich, und mir in dir den Tod?
Wie spielt das Glüke nicht mit Fesseln und mit Kronen!
O trauriges Geschik der ruhnden Legionen
Im Feld Emathiens!
So floß Pompejens Blut? so muste Cäsar siegen?
So musten Cattius, und Brutus unterliegen?
Selbst Cato vom Geschik sich überwunden sehn?
So manches Reich in Blut und Flammen untergehn?
So manches grosse Haus erlöschen und verderben?
So manch berühmter Nam mit edlen Römern sterben?
Eh Agrippinens List die Frevelthat gelung,
Und frech sich auf den Thron ihr Sohn und Mörder schwung.
Seit dem, als ich gelebt, was hab ich nicht erfahren?
O Rom, was bist du heut? und was nach tausend Jahren?
Ich seh ein wildes Volk; im Geist seh ich es schon:
Die Barbarn höhnst du jezt, und einst wirst du ihr Hohn!
Wie manche Dunkelheit wird einst ein Tag erheitern,
Der fremden Völkern scheint! die Welt wird sich erweitern!
Ein unbekanntes Volk, das fremde Götter ehrt,
Wird einst aufs grausamste verfolget und zerstöhrt!
Wie unbegreiflich sind die Wege des Geschikes!
Der größte Fall ist oft nur eines Augenblikes

Vergängliches Geschäft! Es ist ein Gott der Welt,
Ein Wesen, welches selbst den Himmeln Ziele stellt!
Ein ewigs Wesen, das vor unsrem Aug verborgen,
Der Weisen stillen Gram, der Thoren laute Sorgen,
In gleicher Ruhe sieht, und jeder Freveltat,
Noch eh ihr Tag erschien, den Lohn bestimmet hat:
Das, eh ein Wütrich war, das, eh ich noch entstunde,
Den Grund zu meinem Tod in Nerons Lastern funde,
Das, was gewesen ist, und seyn wird, und geschieht,
Mit einem Namen nennt, mit einem Blike sieht;
Und aller Dinge Ziel, und aller Welten Schranken,
Sind nur der kleinste Theil allwissender Gedanken.
Was werd ich seyn? « « getrost! » » wer Weisen gleich gelebt,
Gleicht Himmeln, die kein Sturm aus ihren Angeln hebt!
Ich sehe, wie sich Rom und Pracht und Welt verliehren!
Wie alle Reize fliehn, die unsre Sinnen rühren!
Welch ewig langer Raum von mehr als einer Welt!
Welch ein unendliches; welch grenzenloses Feld!
Was bin ich? ach ein Staub; ein Spiel der Wirbelwinde!
Doch dort seh ich den Ort, wo ich mich wieder finde!
Als Trümmern eines Schifs, von Sturm und Meer zerstreut,
Seh ich die Stunden an, die lezten meiner Zeit.
Wer von dem Raub der Zeit allein noch übrig bliebe,
Der komm und höhne mich!
Ach, warum sterb ich nicht? was säumt mein ewger Geist,
Der dann erst glüklich ist, wann er vom Leib sich reißt?
Mein Blut, ein reines Blut, von keinen Lastern trübe,
Spriz ich dem Himmel zu, und hoff auf seine Liebe!
Soll alles untergehn: so bin auch ich bereit.
Getrost, es ist mein Geist, ein Theil der Ewigkeit!

II. Auftritt.

Seneca. Annäus.

Annäus.

Verzeihe, ſtöhr ich dich in himmliſchen Gedanken!
Mein Mut, o Seneca, fängt plözlich an zu wanken!
Dein Tod, o Freund, iſt mir der unerträglichſte,
Da ich mit dir zugleich Rom untergehen ſeh!
Ach, laß dich noch einmahl des Volkes Jammer rühren!
Soll es den lezten Troſt durch deinen Tod verliehren?
Und ſchlägſt du Kronen aus, daß Nero, Rom und Welt
Noch ſichrer, als zuvor, in Furcht und Feſſeln hält?
Es iſt dem Lucius und Piſo zwar mislungen:
Doch ihren Heldenarm hat nur Verraht bezwungen.
An Mut und Waffen fehlts dem Reſt der Römer nicht:
Der Sieg iſt ſchon gewis, wann Seneca nur ſpricht!

Seneca.

Freund, gönne mir, daß ich im lezten Augenblike,
Mich noch in dem Geſpräch mit meinem Geiſt erquike!
Im einſamen Geſpräch! Sagt mir der Götter Mund
Noch einen Raht für Rom; ſo mach ich dir ihn kund.
Indeſſen lebe wohl!

Annäus.

Ach, Freund, ſo ſoll ich gehen?

Seneca.

Ja gehe: ruhiger wirſt du mich wieder ſehen!
Die Augenblike fliehn! wie kurz iſt meine Zeit!
Wie wichtig mein Geſchäft! wie lang die Ewigkeit!

(Annäus geht ab, und der innre Verhang fällt zu.)

III. Auftritt.

Annäus. Natalis.

Natalis.

Pauline ſtirbt! ich ſah, wie ihre Adern ſprungen!
Wie aus der reinen Bruſt die lezten Seufzer drungen!
Es iſt umſonſt, daß ihr der Sclaven treue Hand
Die Wunde, die ſie ſchlug, verſtopfte und verband.
Ich ſahe, wie ihr Aug die lezten Blike ſandte!
Kaum, daß ſie mich annoch erblikte und erkannte!
Die Ohnmacht ſtunde ihr im gröſten Schmerzen bey!
Ich fühlte mehr, als ſie, des Nero Tyranney!
Ach, wären Götter noch; hätt uns ein Gott gehöret!
Er hätte den Tyrann in ſeiner Wut geſtöhret!
Pauline ſtürbe nicht; es lebte Seneca,
In deſſen Aug ich heut Roms traurigs Schikſal ſah!
Ja, wider Nero ſtritt ein Heer erzürnter Flammen,
Die Wetter ſaußten ſchon, und zögen ſich zuſammen.

Annäus.

Vielleicht fühlt der Tyrann noch heut der Götter Macht;
Die Rache hegt vielleicht der Schoos der Mitternacht!
In Rom iſt alles noch voll Unruh, voller Sorgen:
Ein neuer Aufruhr liegt in mancher Bruſt verborgen,
Wo noch ein römiſch Herz, vom Vaterland bewegt,
Zu rächen ſtets bereit, zum Tod entſchloſſen, ſchlägt.
Nicht alle Römer ſind des Jochs ſo ſehr gewöhnet;
Gelinget nur ein Wunſch, der ſich nach Freyheit ſehnet,
Ein Wunſch von tauſenden, die nach dem Himmel ſtiehn;
Gelinget nur ein Wunſch: ſo iſt der Wütrich hin.

Ach, aber solte schon dein Blut, Pauline, fliessen:
O Heldinn wagtest du, es selber zu vergiessen!
Ach, dieses macht, daß mich mein lezter Mut verläßt:
Mit deinem Blut flieht auch der Hofnung lezter Rest.

Natalis.

Vielleicht erhohlt sie sich, und faßt die Kräfte wieder,
Die sie nicht ganz verlohr: es sunk ihr Haupt zwar nieder,
Auf ihren Wangen saß der Tod mit seinem Grauß:
In ihren Augen gieng das Licht des Lebens aus,
Und ihrer Schönheit Glanz, den wir bewundert hatten,
Verbarg sich in der Nacht der kalten Todesschatten:
Ihr lezter Schmerz hat sich noch durch ein Ach! erklaart:
Gleich einem Laut, den man aus tiefen Gräbern hört.

Annäus.

Ihr Götter, seyd bey ihr, und schüzt ihr schönes Leben!
Von eurer Wache sey auch Seneca umgeben!
Ach, flößt dem Weisen noch den Wunsch zu leben ein!
Zieht seinen Arm zurük, und laßt ihn nicht allein!
Versprecht ihm euren Schuz; so wird er sich entschliessen:
So winkt er, und wir sehn das Blut des Nero fliessen!
So mancher Sterbender, wie manchen sah ich heut!
Beweget er euch nicht, wenn er um Rache schreyt?
Wie frech fragt der Tyrann, in dem Besiz der Erden,
Nach euch und Himmel nichts! Solt er noch frecher werden?
Wie schwehr begreif ich es, umsonst denk ich oft nach,
Der Laster trozigs Glük, der Tugend Ungemach!
Der Unschuld Schild kan uns vor Stürme nicht bewahren:
Dies hat Pauline heut, und wir mit ihr erfahren.
Durch den unseelgen Bund, den mit Amelia

Ihr Herz voll Ahndung schloß, verliehrt sie Seneca.
Wo aber ist sie jetzt, und was ist ihre Sprache?
Was denkt Aurelia?

Natalis.

An Piso, Tod und Rache!
Wie unaussprechlich ist die Noht, in der sie schwebt!
Ich fürchte, daß sie nicht Paulinen überlebt.

Annäus.

In welchen Abgrund kan der Rache Irrlicht führen?
Zween Freunde soll ich heut, Aurelia, verliehren.
Doch table ich dich nicht, und muß es selbst gestehn:
Des Bruders Tod könnt ich nicht ungerochen sehn.
Allein zu weit folgst du des Herzens wilden Trieben:
Der Pflichten Grenzen sind uns nicht ins Blut geschrieben;
Vernunft bestimmet sie.

Natalis.

Ach hat nicht der Tyrann,
Ein jedes Herz empört? Sieh alle Römer an!
Nennt ihn nicht jeder Mund ein höllisch Ungeheuer?
Brennt nicht in aller Blut der Rache dunkles Feuer?
Das Herz Aureliens war sonst so sanft und still!
Allein was wird ein Herz, wann es sich rächen will!

Annäus.

Die Leidenschaft, die oft in uns verborgen schliefe,
Erweckt ein grosser Fall, wie aus des Meeres Tiefe,
Wann sie ein Sturm erregt, manch Ungeheuer steigt,
Das noch kein Auge sah, und sich dem Himmel zeigt!
Wenn, wie der Weise sagt, die Seelen ewig währen:
Was werden wie dort sehn? was werden wir dort hören?

Natalis.

Ach, wenn sich Seneca zu leben noch entschließt:
Dann glaub ich, daß der Schluß der Götter heilig ist,
Und dann ehr ich in ihm die heilgen Dunkelheiten,
Die ihn, wie ein Gewölk die Morgensonn, umbreiten!
Dann hat auch Nero nicht von ungefehr gefehlt,
Wann er zum Mordgeschäft selbst unsren Freund gewählt.
Ich seh ihn schon; er scheint was wichtiges zu bringen:
O Himmel, laß noch heut der Erde Wunsch gelingen!

IV. Auftritt.

Die vorigen. Der Hauptmann von des Nero Leibwache.

Der Hauptmann.

Ihr Freunde, hofft ihr noch? entschließt sich Seneca?
Zu unsrer Rettung ist ein neuer Aufruhr nah.
Man spricht in Rom von nichts, als Rache und Verderben.

Natalis.

Pauline neiget schon ihr schönes Haupt zu sterben!

Annäus.

Doch Seneca sprach mir nicht alle Hofnung ab.

Der Hauptmann.

Und welcher Trost war es, den dir der Weise gab?

Annäus.

Er hofft vom Himmel selbst, den er auch sterbend ehret,
Noch einen Trost für Rom.

Natalis.

Es wird ein Lärm gehöret!

Annäus.

Wen seh ich?

V. Auftritt.

Die vorigen. **Pauline. Aurelia.**

(Pauline wird von Sclavinnen geführet, und auf einen Sessel niedergesetzt. Aurelia nimt neben ihr Platz, einen Dolch in der Hand)

Pauline.

Seneca! ach! soll ich dich nicht sehen!
Mit dir will ich zugleich ins Reich der Götter gehen!

Aurelia.

O welch ein Tag! o Nacht! o Himmel! wo bin ich?
Ich Unglückliche! o Freundin, siehst du mich
Auch noch mitleidig an? du schweigst? was soll ich hoffen?
O Verrath! ja, mein Traum ist traurig eingetroffen!
Den Tod des Seneca, den Rom und Welt beklagt,
Den Tod, den grossen Tod, hat er vorher gesagt.
Die ihr vom stolzen Rom die prächtigen Lassen traget,
Ihr Hügel, weint mit mir! send traurig! seufzt und klaget!
Fällt über mich, und deckt der Seele innern Grauß!
Lösch, letzter Tag der Welt, der Sterne Schimmer aus!
Komm, Tod, und säume nicht mein brausend Herz zu brechen!
Des Bruders Tod soll ich allein mit Thränen rächen?
Und Rom und Seneca, soll ich heut unterachn,
Pauline, deinen Tod soll ich verzweifelnd sehn?

Pauline.

Ach Freundin!

VI. Auftritt.

Die vorigen. **Cleonicus.**

(Seneca wird ganz langsam auf einem Sessel hergetragen)

Cleonicus.

Welch ein Tod! in welchen schwarzen Stunden
Beschloß ihn das Geschik!

Annäus.

(zu dem Hauptmann)
Nun ist mein Trost verschwunden!

Natalis.

Ich sehe Seneca! nun ists um Rom geschehn!

Annäus.

Kommt, Götter, hier könnt ihr den Weisen sterben sehn!

Pauline.

Ach Seneca!

Aurelia.

Im Blut? mit sterbenden Gebehrden?

Annäus.

Roms Schuzgott ist nicht mehr! der Weiseste der Erden!
Mein Freund!

Cleonicus.

Mein Herr erblaßt!

Der Hauptmann.

Läßt dies der Himmel zu?

VII. und lezter Auftritt.

Die vorigen. Seneca.

Seneca.

(wird von den Sclaven ſanft niedergeſezt, und Cleonicus ſtellt ſich an ſeine Seite; Seneca ſpricht mit einer ſchwachen Stimme)

Schon ſeh ich ſie im Geiſt, die Wohnung ewger Ruh!
Pauline traure nicht! wir ſind nunmehr befreyet!
Hat ein Unſterblicher ein Leben noch bereuet,
Das mehr ein flichnder Traum, als wie ein Leben war?
Nun Nero trozen wir Tyrannen und Gefahr.

Pauline.

Ihr Götter, welchen ich ſo manchen Weihrauch ſtreute,
Habt ihr an mich gedacht? vergeſt ihr mich nur heute?
Ich ſcheue nicht den Stoß, der mir mein Herze bricht:
Was Seneca nicht ſcheut, ſcheut auch Pauline nicht.
Welch eine kleine Quaal, den kurzen Tod zu leiden!
Ach, aber, welche Pein, von einem Freund zu ſcheiden,
Für den mein Herze ſchlug, für den mein Blut gewallt,
Da es noch flieſſen kont . . da noch ſein Aufenthalt
In meinen Armen war . . da ihn mein Aug ergezte,
Da er mein Herze mehr als blutge Kronen ſchäzte!
Ihr Götter, ach, gönnt mir im Sturm der Leidenſchaft,
Daß ich ihn noch umarm . . . . des Lebens lezte Kraft!

(Pauline will aufſtehen, ſinkt aber ohnmächtig nieder)

Seneca.

Pauline, ja es iſt um deinen Freund geſchehen!
Wir haben uns zulezt in dieſer Welt geſehen!
Wie iſt dir? ſtirbſt du ſchon?

(zu den Umſtehenden)

Gönnt mir die lezte Ruh!

Sie ſeh nicht meinem Tod! ich ihrem Tod nicht zu!

(Seneca laßt ſein Haupt halb ohnmächtig ſinken, und die Umſtehenden tretten näher herzu)

Aurelia.

Ihr Schreken meines Tods! von eurer Nacht umgeben,
Eilt ich mich in das Thal, wo die Erblaßten ſchweben,
Und ſterb, und ſterbe gern, da mich in ſieter Flucht
Ein jeder Fall verfolgt, und jedes Unglük ſucht!
Mein Bild, in welchem ſich ſo Nach als Tod vereinen,
Soll, Nero, dir im Traum, und quälend dir erſcheinen!
Aus meiner Aſche ſoll ein Rächer auferſtehn!
Und Schwerdt und Flamme ſoll zu ſeiner Seite gehn!
Mein Dolch ſoll mich . . .

(fällt in Ohnmacht, und die Sclavinnen tretten herzu)

Annäus.

O wie entſezlich iſt die Sprache
Am End verzweiflender, im Anfang kühner Rache!
Ach, Freund, ach Seneca! biſt du dir noch bewuſt?

Natalis.

Sein lezter Seufzer drängt ſich noch durch Tod und Bruſt.

Seneca.

(ermuntert ſich auf einmahl, und ſagt mit ſterbender Stimme)

O Weſen, welches wir bewundern, und nicht kennen,
Und bald im Jupiter mit allen Göttern nennen:
Bald die Natur, und bald den allerreinſten Geiſt!
Dich bät ich ſterbend an! du ſeyſt auch, was du ſeyſt!

Der Thor begreift dich nicht; der Weise wacht vergebens,
Um den Begriff von dir, die Mächte seines Lebens.
Du brausest in dem Meer, und leuchtest in dem Bliz,
Dort ist ein Stern dein Thron, und hier ein Staub dein Siz.
Die Schöpfung opfert dir auf ewigen Altären;
Gleich ewig, wie dein Lob, soll meine Seele währen!
Schweigt, Zweifel, schweigt, dort läßt die Ewigkeit sich sehn!
Ihr Wirbel schlingt mich ein; mit ihm soll ich mich drehn!
Auf der Unsterblichkeit unsichtbarn hohen Schwingen
Will ich ihr meinen Geist, ein ewigs Opfer, bringen!
Ich sterb, und gönne gern, voll Hofnung und voll Mut,
Der Erde meinen Staub, und dem Tyrann mein Blut!
Gönnt nur, o höchster GOtt, dein heiliges Erbarmen,
Mir meinen lezten Wunsch, die Ruh in deinen Armen!
Dir sterb ich, und dir fließt von meinem lezten Blut
Der - - kalte - - Tropfen - - zu - - -

Natalis.

Er stirbt! - - o welch ein Mut!
Welch ein gelaßner Blik! könnt ich mit ihm erbleichen!

Der Hauptmann.

O könnt ich Seneca noch heut im Sterben gleichen!

Anäus.

Das sind die Götter nicht, die uns der Priester nennt!
Es muß ein Wesen seyn, das Seneca nur kennt;
Ein Wesen, welches sich dem Weisen nur entdekt:
Der Scepter hätt ihn sonst gerührt; der Tod erschrekt!

Ende des Trauerspiels.

Einige Gedanken von dem Trauerſpiel.

Die groſſen Begebenheiten, und faſt mit jedem Augenblik entſtehende Veränderungen der Welt ziehen eines jeden denkenden Weſens Aufmerkſamkeit zu ſich. Sie haben in unſere Gemühtsbewegungen einen ſo groſſen Einfluß, als die abwechslende Witterungen in unſern Körper haben. Die traurige Zufälle, welchen das menſchliche Leben unterworfen iſt, ſind faſt unzählich. Diejenige, die unſren Körper allein betreffen, und unſre Seele nur in ſo fern, als ſie in Gemeinſchaft mit demſelben leidet, ſind, wann ich mich nicht irre, noch die erträglichſten. Wie wäre es ſonſt zu begreiffen, daß auch der ſchwächſte Geiſt eine gewiſſe Gedult und eine Stellung des Gemühts, welche einer Standhaftigkeit nicht unähnlich ſieht, in den gröſten Schmerzen des Leibes zeigen könte? Wann wir aber von einer heftigen Leidenſchaft plözlich überfallen und eingenommen werden; wann wir uns mit der Hofnung oft in ſtille und angenehme Geſpräche einlaſſen, und ſie uns ſchmeichlend antwortet, aber, ehe der Traum, in den ſie uns ſezt, noch die Hälfte ſeines Laufs erreichet hat, uns ſchon verläßt; wann wir in dem Augenblik, da wir den Hafen zu erlangen glauben, durch einen unvorhergeſehenen und nicht gefürchteten Sturm in unglaublicher Geſchwindigkeit von ihm entfernet werden; wann wir

uns faſt in einem Augenblik in der vollkommenſten Sicherheit, und in der allergegenwärtigſten Gefahr erblikken: Dieſes ſind Fälle, wo die Seele ihre Gröſſe und Schwäche zeigt; Fälle, die uns aus dem Schlummer des Selbſtbetrugs weken, und uns neugierig machen, ihre verborgene Gründe einzuſehen, und gleichſam ihr künſtliches und feines Gewebe aufzutrennen, um die Fäden, aus welchen es zuſammen geſezt iſt, einzeln zu betrachten. Ein ernſthafter Dichter, welcher nach der bekannten Horaziſchen Lehre:

Et prodeſſe volunt, & delectare poetæ,

ſich nicht allein mit dem angenehmen, ſondern auch und vorzüglich mit dem nüzlichen beſchäftiget, erwählet ſolche Fälle zu ſeinen groſſen Vorwürfen. Er begnüget ſich aber damit nicht allein, wie der Philoſoph, bis auf ihren erſten Grund zurük zu gehen: er betrachtet den Menſchen auf der Seite, auf welcher er ſich in ſolchen Fällen ſichtbar machet. Er iſt aufmerkſam, wie ſich der Tapfere verhält, wann er ſich plözlich mit einer drohenden Gefahr im Streit ſiehet; er iſt nicht minder aufmerkſam auf das Thun eines Zaghaften; er giebt acht, wie der Zornige die Beleidigung ſeiner Ehre empfindet; er ſieht mit Vergnügen dem Gelaſſnen zu; er läſſt nicht unbetrachtet, was groſſe Hofnungen in uns für Würkungen herfür bringen; er unterſcheidet ſehr genau die Thoren von den

Wei-

Weiſen, in denen Fällen, wo der Weiſe ſowohl wie der Thor nicht unempfindlich ſeyn kan,

Ein Thor ſagt lächerlich, was Cato weislich ſprach.
v. Haller.

Dieſe Aufmerkſamkeit auf das Thun der Menſchen, und die Begebenheiten der Welt überhaupt ſezen einen Dichter in den Stand, uns ſo nüzliche als angenehme, ſo bekannte als unerwartete Dinge zu ſagen, aber die bekannte uns unter einer Geſtalt zu zeigen, unter welcher ſie uns nicht bekannt waren. Das beſtändige Anſchauen eines prächtigen Pallaſts, und die beſtändige Bewohnung deſſelben erwekt uns zulezt einen Ekel vor dem Pracht. Wir ſuchen das Land, und ruhen in dem gemeinen Klee ſanfter, als auf einem ſammtnen Kiſſen. Der beſtändige Bewohner der Palläſte ſieht ſich eben ſowohl in einer angenehmen Verwunderung, wann er eine lachende Sommerlaube ſiehet, als der von Palläſten entfernte Landmann die erſtaunenden Werke der Baukunſt zum erſtenmahl mit Verwunderung erblikt. Unaufhörlich unerwartete Dinge ſagen, wird einen Dichter eben ſo ekelhaft als denjenigen machen, welcher unaufhörlich uns mit gemeinen und bekannten Dingen unterhält. Das unerwartete iſt aber nicht allein in Dingen zu ſuchen, die würklich ſelten ſind; auch bekannte Dinge werden zu unerwarteten, wann ſie mit dem Unbekannten auf ſolche geheime Art verknüpft werden, daß wir uns dieſer Art der Verbindungen nicht vermutet hätten.

Die Welt iſt von mehr als einem Dichter und Redner einer Schaubühne verglichen worden. Ob ſie aber mehr einem Trauerſpiel oder einem Luſtſpiel ähnlich ſehe, und ob die Eitelkeiten der Welt von einem Democrit mit mehrerm Grund verlachet, als von einem Heraclit beweinet werden, gehöret noch unter die unentſchiedene Strittigkeiten der Weltweiſen. Der behauptet, es ſey mehr Böſes in der Welt als Gutes; jener, es ſey mehr Gutes in derſelben als Böſes; dieſer, das Gute und Böſe halte einander die Wage; der lezte endlich, es ſey alles gut; und wie wahrſcheinlich hat nicht Pope dieſen Sa gemacht?

Es ſey aber dem, wie ihm wolle: ſo iſt und bleibt das Trauerſpiel die erhabenſte Würkung der Einbildungskraft eines Dichters. Die groſſen Fälle, die die Welt in Erſtaunen geſezt, hat uns oft nur ein Blatt, ein Rohr oder Schilf, eine Rinde eines Baums, ein Stein, eine Tafel von Wachs aufbehalten. Wie kurz iſt die Geſchichte in ihren Erzählungen! Aus wie vielen kleinen Fällen iſt nicht ein groſſer Fall zuſammen geſezt, von welchem allem uns die Geſchichte nichts meldet? Wie viel iſt in ſolchen Fällen gedacht und geredet worden? Was für viele kleine und groſſe Bemühungen hat man angewendet, einer unvermeidlichen Gefahr zu entgehen? der Wut eines Wüterichs Einhalt zu thun? die in Ketten ſeufzende Unſchuld zu erretten? Hiervon verſchweigt die Geſchichte das meiſte. Der Dichter nimmt alſo ſehr weislich ſeine Zuflucht

zur Fabel, und seine Einbildungskraft füllet die Zwischenräume aus, welche die Geschichte leer gelassen.

Der tragische Dichter will seinen Zuschauern und Lesern die Vergänglichkeit aller menschlichen Dinge auf eine rührende Art vorstellen; er will ihnen die Tugend liebenswürdig machen, und einen Abscheu vor dem Laster beybringen; er will die wahre Gemühtsgestalt der Menschen in jedem Fall, und besonders in Widerwärtigkeiten schildern; er will sie von ihren Pflichten in jedem Fall unterrichten; er will bey jeder Gelegenheit eine reine Sittenlehre anbringen; er bestreuet sie mit Blumen, um ihre dürre und trokne Gestalt einem eklen Auge zu verbergen; er nimmt weislich alle Leidenschaften der Menschen zu Hülfe; er rühret sie; lenkt sie aber so gut, daß die von ihnen gerührte Menschen einsehen müssen, wie weit sie führen, und wo ihnen Einhalt zu thun sey; er gleicht hierinnen einem klugen Gesandten, welcher, um sein ihm anvertrautes Geschäft an dem Hof, wohin er gesendet worden, desto sicherer und geschwinder auszuführen, sich an die Lieblinge des Herrn wendet, und durch sie ausrichtet, was sein Vortrag bey dem Herrn allein nicht zu würken vermag.

Der Dichter hat also erst eine Sittenlehre in Absicht, welche er auf eine Art, die einen plözlichen Eindruk macht, andern beybringen will. Er kleidet sie in eine Fabel ein, die ihm hierzu die geschikteste zu seyn scheinet. Er mischt diese Fabel unter eine wahre Geschichte, und macht sie dadurch wahrscheinlicher.

Atque ita mentitur, ſic veris falſa remiſcet.

Dieſes hat der berühmte Herr Gottſched wohl eingeſehen und wohl ausgeführt. Ein Dichter, der die ſchwache Seite des menſchlichen Herzens kennet, läßt ſeinen Zuſchauer oder Leſer nicht lange in der Ungedult,

Semper ad eventum feſtinat;

er eilet aber langſam, und, da ſein Zwek nicht iſt, das Verderben der Menſchen zu befördern, und gefährliche Leidenſchaften rege zu machen, wie in den Opern geſchieht; ſo eilt er nicht ſo zu dem Ausgang, daß er nicht Neben-Handlungen einmiſchen ſolte, die ihm Gelegenheit geben, mehr als eine rührende Betrachtung über die Flüchtigkeit menſchlicher Dinge, und mehr als eine nüzliche Sittenlehre anzubringen.

Einem ernſthaften und geſezten Gemüht wird die Zeit nicht zu lang werden, wo es mit nüzlichen und auf eine angenehme Art vorgetragenen Wahrheiten unterhalten wird. Der bekannte Erzbiſchoff von Cambray ſagt in ſeinen Gedanken von der Tragödie, man würde den Trauerſpielen einen groſſen Nachdruk geben können, wann man ohne Einmiſchung der unordentlichen und flatterhaften Liebe den ſehr philoſophiſchen Begriffen des Alterthums folgen wolte. Er tadelt Corneille, und tadelt Racine, und die wahre tragiſche Hoheit findet er in dem Sophocles.

In einer Zeit von wenig Stunden müſſen groſſe Begebenheiten ſo ſchnell auf einander folgen, daß dadurch ein plözlicher Eindruk in das Gemüht der Zuſchauer ge-

macht, und bey ihnen Erſtaunen, Mitleid, und ein tiefſinniges Nachdenken erwekt wird. Viele tragiſche Dichter erweken wohl die Leidenſchaften; aber das tiefſinnige Nachdenken ſelten. Zuſchauer, die über ihre Leidenſchaften noch keine Herrſchaft erlangt haben, wird ein zärtlicher Dichter, ein Trauerredner einer unglüklichen Liebe leicht in eine Entzükung hinreiſſen, deren diejenige nicht fähig ſind, welche ihre Leidenſchaften ſchon ſo gemäßiget und ſo in ihrer Gewalt haben, daß ſie nicht leicht bey ihnen erregt werden können. Dieſes iſt ohne Zweifel der Grund, warum ernſthafte und geſezte Männer das ſchönſte Trauerſpiel oft gleichgültig anſehen, und es wohl gar ihrer Würde verkleinerlich halten, ſich damit zu beſchäftigen. Sucht aber ein Dichter zugleich das tiefſinnige Nachdenken zu erregen: ſo hat er auch unter den ernſthafteſten Männern ſeine Bewunderer.

Auf die Einrichtung der Fabel kommt allerdings viel an. In einer ſo kurzen Zeit können nicht wohl groſſe Begebenheiten ſo ſchnell auf einander folgen, wann nicht alle Umſtände, unter welchen ſie erſcheinen, damit übereinkommen, und zu dem groſſen Erfolg zuſammen ſtimmen. Die Regeln, welche uns die Einheit der Handlung, des Orts und der Zeit anempfehlen, ſind alſo in der Natur der Sache ſelbſt gegründet.

So viel die Einrichtung der Fabel anlanget, will ich nur erinnern, daß die Perſonen, welche auf die Bühne tretten, zwar alle zu gleicher Zeit gelebt haben müſſen;

es aber darauf nicht ankomme, ob sie auch an dem Tag, an welchem die Haupthandlung vorgehet, noch alle gelebt haben, und an einem Ort beysammen gewesen sind: Dann so sehr darf man die Befugnisse der Fabel nicht einschränken. Es ist genug, wann es nur möglich ist, daß sie diesen Tag noch alle gelebt haben könten, und es ist genug, wann nur alle diese Begebenheiten in einem Tag sich haben zutragen können, wann sie sich schon nicht würklich in einem Tag zugetragen haben.

Die Fabel hat zwar eine gewisse Zeitrechnung, wie die wahre Geschichte. Man kan aber ganz wohl das Schikſal einer wahren Person verlängern und verkürzen, und bey erdichteten Personen hat ein Dichter alle Freyheit. Es muß aber alles wahrscheinlich seyn, und also auch eine gewisse Ordnung der Zeit beobachtet werden.

Von den Characteren der Personen des Trauerspiels muß ich noch mit wenigem etwas anmerken. Es ist allerdings sehr viel daran gelegen, daß der Character einer jeden tragischen Person sehr genau beobachtet werde; der Zwek des tragischen Dichters würde sonst offenbar verfehlet werden. Allein was ist der Gemühtscharacter eigentlich? Kaum getraue ich darauf zu antworten. Ich fürchte, mein sonst geneigter Leser mögte an mir tadlen, daß ich philosophischer sey, als der Vorwurf, den ich abhandle, solches erfodert. Wie schwehr ist es, den Menschen zu kennen; noch schwehrer ist es, solchen zu beschreiben! Ist der Mensch boshaft, wie verborgen ist

er nicht oft? Seine Hauptleidenſchaft gleicht öfters einer im Gras verborgen liegenden Schlange. Iſt ein Menſch tugendhaft, wie viel ſcheinbares iſt nicht von dem würklichen und weſentlichen in der Tugend zu trennen?

Bey einigen Menſchen herrſcht eine Leidenſchaft vorzüglich, und alle andre Leidenſchaften werden dieſer einzigen bey jeder Gelegenheit aufgeopfert, wie die Prieſter am Nilſtrohm einen Gott dem andern zu opfern pflegten. Bey andern Menſchen hingegen iſt es unentſchieden, welche unter den Leidenſchaften bey ihnen den Vorzug behaupte. Der Character ſolcher Menſchen iſt ungewis und betrüglich. Wieder bey andern hält eine Leidenſchaft der andern die Wage; ſie ſind gleich vermiſcht, und das Urtheil iſt betrüglich, welches einer Leidenſchaft vor der andern in ſolchen Gemüthern die Herrſchaft einräumt. Solche Menſchen ſind am ſchwehreſten zu erforſchen. Hat man auch endlich die Hauptleidenſchaft eines Menſchen ausfündig gemacht: ſo ſind dennoch in dem Herzen deſſelben ſo viele verborgene Schlupfwinkel, daß man ſich ſo wenig, als in einem verwünſchten und bezauberten Schloß zurecht finden kan. Es gehöret alſo viele Einſicht dazu, einem Dichter mit Grund und Gewisheit den Vorwurf zu machen, daß er den Character der auf die Bühne geſtellten Perſon von Anfang bis zu Ende nicht gehörig beobachtet habe, und das gemeine Sprichwort gilt auch hier, daß es leichter ſey zu tadlen, als beſſer zu machen. Iſt eine Perſon von einem natürlich hizigen und

zornigen Weſen; ſo iſt es dennoch weder unmöglich noch unwahrſcheinlich, daß ſie nicht auch in einer halben Stunde einen gelaſſenen Character annehmen könne, wann ſie auf den Zuſpruch eines vernünftigen Freundes der Vernunft Gehör giebt. Ihre natürliche Gemühtsbeſchaffenheit ändert ſich deswegen eben ſo wenig, als das ſtürmiſche Meer eine andre Natur bekömmt, wann es in einem Augenblik nach dem entſezlichſten Sturm ſtille und ſanft zu werden anfängt. So viel iſt indeſſen gewis, daß ein Zorniger, wann er ſein widriges Schikſal beklagt, auf eine andre Art klagen wird, als ein natürlich Gelaßner, und daß ein Zorniger, wann er plözlich gelaſſen wird, ſolches auf eine andre Art ſey, als ein natürlich Gelaßner. So iſt die Stille eines Bachs mit einer Meeresſtille nicht zu vergleichen, und ſo iſt eine an ſich ſtille Luft mit derjenigen nicht zu vergleichen, die wenig Augenblik vorher einen Sturm erfahren, der der Welt den Untergang zu drohen geſchienen.

Ein zärtlicher Menſch, der ſich keines widrigen Zufalls verſieht, und plözlich von einem ſolchen angegriffen wird, ein ſolcher bricht wahrſcheinlich in die rührendeſten Klagen aus; er denkt, er athmet, er ſagt nichts als Traurigkeit, und die Betrachtungen, welche er über ſein Schikſal anſtellet, beſtehen in lauter abgebrochenen Worten, in einem oft wiederhohlten Ach, und in Seufzern, die, ſo rührend ſie ſind, einem ernſthaften und an Unglükefälle gewöhnten Gemühte, wo nicht ekelhaft, doch gleichgül-

tig ſeyn müſſen. Ein groſſer Geiſt, der bereits an Widerwärtigkeiten gewöhnt iſt, der nach und nach ſich eine gewiſſe groſsmütige Gedenkensart gebildet hat, weiß wenig von dem weibiſchen Ach, wann ihm gleich ſolches nicht ganz unbekannt iſt; er ſtellt vielmehr ernſthafte Betrachtungen über ſein widriges Schikſal an, und, wann er ſonſt ſinnreich iſt, ſo iſt er es in ſeinem Unglük in einem noch höhern Grad. Es iſt ſo natürlich als begreiflich, daß einem Mann, der gewohnt iſt, über alles Betrachtungen zu machen, und der ſeiner Denkenskraft alles unterwirft, weſſen er nur bewuſt werden kan, daß ein ſolcher ernſter Mann, ein ſolcher denkender Kopf, in einem ſchwehren Zufall ſich der Vergänglichkeit aller Dinge erinnern, und alſo auch zwiſchen ſeinem Unfall und andern, gleichen Veränderungen ausgeſezten, Dingen Vergleichungen anſtellen, und folglich auch in ſeinem tiefſten Schmerz eben ſo wenig ohne Wiz als ohne Troſt ſeyn wird.

Wann alſo eine tragiſche Perſon bald ſtandhaft, bald verzagt; bald zornig, bald gelaſſen auf der Bühne erſcheinet: ſo folgt daraus nicht, und nur Leute ohne Urtheilskraft ſind es, die dieſes daraus ſchlieſſen, daß der Dichter von dem ſeinem Held einmahl beygelegten Character abgegangen ſey, und ihn verändert habe. Es kommt auf die Umſtände an, unter welchen der Zornige als gelaſſen, und der Gelaßne als zornig erſcheinet; und nach dieſen Umſtänden muß allein das Urtheil gefället

werden. Wie veränderlich iſt nicht des Menſchen Herze!

Es iſt lächerlich zu ſagen, daß in ſo kurzer Zeit ſich der Character eines Menſchen nicht leichtlich ändern könne. Ich bin der Meinung, er ändere ſich nicht, ſo lange der Menſch lebet, und den Körper behält, den er hat. Es iſt aber billig ein Unterſchied zu machen zwiſchen weſentlichen und auſſerweſentlichen Aenderungen. Ein Gelaßner, wann er zornig iſt, iſt auch nicht auf die nehmliche Art zornig, wie einer, der von Natur zum Zorn geneigt iſt. Es kömmt hiebey alles auf des Dichters unterſcheidendes Urtheil an, und Regeln würden ihn mehr verwirren als zurecht weiſen.

Die tragiſchen Perſonen aber, von deren Character die Rede iſt, ſind entweder erdichtete oder würklich auf dem groſſen Schauplaz der Welt bekannt gewordene Perſonen. Sind ſie erdichtet; ſo hat ihre Gemühtsbeſchaffenheit, die ſie auf der kleinen und nachgeahmten Bühne der Neugier darſtellen ſollen, nirgendswo ihren Grund, als in der Einbildungskraft des Dichters. Hierbey iſt mehr nicht zu beobachten, als daß ſie dem ihnen einmahl zugetheilten Character von Anfang bis zu Ende gemäß handlen,

. . . . . ſerveur ad imum,
Qualis ab incæpto proceſſerit, & ſibi conſtet.

Es kan aber hieher wiederhohlt werden, was ich vor wenigen Augenbliken von den Characteren überhaupt geſagt habe. Iſt die Perſon ſchon allgemein oder ſehr be-

kannt, und die Geſchichte hat uns ihren Character aufgezeichnet hinterlaſſen, oder iſt ſolcher aus ihren bekannten Thaten untrügbar zu ſchlieſſen; alsdann iſt es nicht rathſam, dieſen Character zu ändern; ſondern er muß bleiben, wie er iſt.

Sit Medea ferox inuictaque, flebilis Ino,
Perfidus Ixion, Io vaga, triſtis Oreſtes.

Weil aber doch dem tragiſchen Dichter erlaubt iſt, mit dem Wahren das Falſche zu vermiſchen: ſo iſt es ihm auch erlaubt, aus dem Stoff des Gemühtscharacters ſeines Helden, welchen ihm die Geſchichte giebt, gleichſam eine neue Geſtalt zu machen, wie es ſein Zwek und die Sittenlehre, die er rührend beybringen will, und beſtändig im Geſicht haben muß, erfodern. Mit einem Wort, er darf zu- und abthun. Vor allen Dingen aber muß der National-Character in acht genommen werden. So verſchieden die Himmelsgegenden ſind; ſo verſchieden ſind auch der Völker Geſtalt, Kleidung, Nahrung, Gewerbe, Sitten, Gebräuche, Geſäze, Einſichten, Gedenkensarten, ja ſelbſt ihre Götter:

Im Norden ſind ſie weiß, ſchwarz unterm braunen Süden.
v. Haller.

Es iſt daher allerdings ein groſſer Unterſchied, in welchem Land die Begebenheiten vorgehen, die auf der Bühne vorgeſtellt werden, und zu welcher Nation die Perſonen des Trauerſpiels gehören,

Colchus, an Aſſyrius; Thebis nutritus an Argis.

Es kommt aber nicht allein auf die verſchiedene Sitten der Völker überhaupt an; es iſt auch bey den nehmlichen

Sitten noch ein Jahrhundert von dem andern unterſchieden, da eines reicher an Begebenheiten, als das andre; das andre reicher an groſſen Leuten, als das erſtere, und folglich auch der Menſchen Gedenkensart und Geſchmak in einem Jahrhundert nicht wie in dem andern iſt.

Dieſes iſt es, was man ſagt, wann man von dem Genio Seculi redet. Anders ſprachen die Römer unter den Burgermeiſtern; anders dachten und ſprachen ſie unter den Kayſern. Wie ſtolz und prächtig haben ſie nicht zu der Zeit ſprechen können, da C. Popilius zu einem groſſen König ſagte: Priusquam hoc circulo excedas, redde reſponſum Senatui quod referam, und zu der Zeit, da Cäſar auf des Cicero Vorwort dem Marcus Furius den Thron der Gallier verſprach? Wer Kronen verſchenken kan, muß auch mehr als Königlich reden können.

Wann wir in das Vergangene zurük gehen: ſo öfnet ſich uns eine faſt unendliche Ausſicht in verfloßne Jahrhunderte. Der Strohm, der ſie mit ſich fortgeriſſen hat, hat auch die alten Sitten und Gebräuche mit fortgeführt. Die vollkommenſte Känntnis des Alterthums reicht kaum zu, uns einen lebhaften Beariff von der alten und einfältigen Lebensart unſrer Vorfahren zu machen. Die Schönheiten in den Griechiſchen und Römiſchen Schriftſtellern empfinden wir nur halb, und wir ſehen ſie nur im Schatten. Die wenigſten unter unſren jezigen Gelehrten ſind Kenner des Alterthums. Die Ungelehrten wiſſen hiervon faſt gar nichts. Indeſſen kommen uns fremde und ungewohnte Sitten gemeiniglich, obgleich ohne Grund, lächerlich vor.

Wir lachen, wann der Chineſer kalt iſſet, und hingegen warm trinket, ob er gleich mit eben dem Recht ſich über uns aufhalten könte, daß wir warm eſſen und kalt trinken. Bey gewiſſen Völkern verrichteten die Weiber, was bey uns die Geſchäfte der Männer ſind.

Allein es iſt doch eine einmahl ausgemachte Sache, daß ein Dichter, welcher ſich nicht nach den neuen Sitten richtet, und nach dem Geſchmak ſeiner Zeit bequemet, ſeinen Zwek nicht erreichen wird. Wann alſo ein tragiſcher Dichter in dieſer Abſicht den alten Sitten, mit Beybehaltung des Weſentlichen, gleichſam eine neue Geſtalt giebt: ſo iſt er deswegen nicht zu tadlen. Wann er auch die alten Sitten vollkommen nachzuahmen wüßte: ſo iſt er doch nicht Herr und Meiſter über die Einbildungskraft ſeiner Zuſchauer und Leſer. Es iſt auch etwas ganz anders, wann ein trauriger Oreſtes in Athen auf der Bühne vorgeſtellt wird, und wann ſolches in Paris geſchieht. Nimmt nicht ein Teutſcher, wann er nach Frankreich kommt, wenigſtens etwas von den Franzöſiſchen Sitten, und ein Franzoſe in gleichem Fall etwas von den Teutſchen an? So verhält es ſich auch mit den tragiſchen Helden in Anſehung der Nation, bey welcher ſie auf der Bühne erſcheinen. Ich ſehe auch nicht, was dabey verlohren wird.

Die Kunſtrichter wollen uns beſſern, und oft machen ſie uns nur fehlen. Sie gleichen hierinnen groſſen Herren, welche öfters durch die vielen und ſchwehren Geſeze, die ſie geben, mehr nicht ausrichten, als daß ſie die Anzahl der Uebertretter und die Strafregiſter vermehren.

Ich muß nun noch ins beſondere etwas weniges von dem Character der Haupt- und Nebenperſonen eines Trauerſpiels gedenken. Die Hauptperſon muß allerdings ihren entſchiedenen Character haben, es ſey dann, daß die Geſchichte ihn nicht entſchieden, und der Dichter mit Fleis den Zuſchauer in der Ungewisheit läßt.

Dieſes kan allerdings unter gewiſſen, von der Einrichtung der Fabel abhangenden Umſtänden Statt finden. Der Character der Nebenperſonen braucht nicht entſchieden zu ſeyn. Es iſt genug, wann ſie nur in den Fällen, in denen ſie ſich befinden, gewiſſe Leidenſchaften äuſſern.

Ein und andre Nebenperſon aber, die einen merklichen Antheil an der Haupthandlung hat, kan und muß öfters einen entſchiedenen Character haben. Wann die Namen ſolcher Nebenperſonen von der Geſchichte geborgt werden: ſo iſt es eben nicht nohtwendig erforderlich, daß die Geſchichte auch den Stoff zu dem Character derſelben hergeben müſſe, wann nur ſolche Namen nicht gar zu bekannt und berühmt ſind.

Nun komme ich auf die tragiſche Sprache. Was von einem Gedicht, welches nuzen und ergözen ſoll, überhaupt gefodert wird, wird auch von dem Trauerſpiel gefodert.

Non ſatis eſt, pulcra eſſe poëmata, dulcia ſunto.

Die Sprache muß nicht gemein ſeyn. Pöpelhafte Ausdrüke müſſen durchaus vermieden werden. Neuerfundene Wörter finden hier ihren Plaz, wann nur auf die Sprachähnlichkeit dabey geſehen worden. Noch mehr aber werden neue Redensarten, oder ungewöhnliche, jedoch nicht feh-

lerhafte Wortfügungen die tragiſche Sprache erheben, obgleich ein Dichter hierinnen ſehr behutſam ſeyn muß.

In verbis etiam tenuis cautusque ferendis;
Dixeris egregie, notum ſi callida verbum
Reddiderit iunctura nouum. - - -

Es kommt allerdings auf die Verſe, und ſo viel, als auf die Fabel ſelbſt, an. Sind ſolche rein, flieſſend, harmoniſch, und die Gedanken gründlich und natürlich erhaben: ſo findet ein ſolches Trauerſpiel zu allen Zeiten Beyfall, wann auch gleich deſſen Einrichtung nicht regelmäßig iſt. Ein ſolches Trauerſpiel iſt einer Schönen ähnlich, deren Seele nicht ohne Fehler iſt; deren Schönheit aber doch allemahl auch dann entzüket, wann man ſich nicht verwehren kan, die Schwachheiten ihres Gemühts zu tadlen. Die engliſchen Trauerſpiele und ſelbſt einiger maſſen des Addiſons Cato ſind ſehr unregelmäßig, und dennoch finden ſie ihre Bewunderer. Die Erhabenheit der Gedanken und ein anſtändiger Wörterpracht erſezen die übrigen Fehler. So viele Schönheiten, die man empfinden muß, laſſen uns nicht Zeit, die Fehler wahrzunehmen. Der Herr von Voltaire drükt ſich in der Vorrede zu dem Trauerſpiel Mariamne hierüber ſehr gründlich aus: C'eſt une erreur bien groſſiére de s'imaginer, que les vers ſoient la derniere partie d'une piéçe de théatre & celle qui doit le moins coûter. Mr. *Racine*, c'eſt à-dire, l'homme de la terre, qui après Virgile a le mieux connu l'art des vers, ne penſait pas ainſi. Deux années entieres lui ſuffirent à peine pour écrire ſa PHEDRE.

Wann der Herr von Voltaire das Genie des Herrn Racine so sehr rühmet: so ist es mir unbegreiflich, wie ein einziges Trauerspiel ihm eine Zeit von zwey Jahren gekostet haben könne. Wie solche Gedichte gefallen können, die von dem Schweiß, welchen sie dem Verfasser ausgepreßt haben, noch benezt sind, lasse ich andre beurtheilen. Der Leser muß die Angst fühlen, in der der Dichter gewesen ist. Wann ich mich nicht irre; so sagt man nur von demjenigen, dessen Gedanken sich von selbst, leicht und geschwind entwikken, er habe Genie. Wann übrigens der Herr von Voltaire von sich selbst sagt, Racine habe mehr Genie gehabt als er: wer würde so unhöflich seyn, ihm zu widersprechen? Ich habe gesagt, daß ein Dichter in neuen Wortfügungen und Erfindungen neuer Wörter sehr behutsam seyn müsse. Gemeine Sachen können erhöhet werden, wann ein geschikter Dichter die Aufmerksamkeit des Lesers durch ein neues Wort oder eine unerwartete Wortfügung hintergeht. Es darf aber dieses einem Dichter nicht zur Gewohnheit werden. Man tadelt hierinnen mit Recht die neuen reimlosen Heldengedichte, wo oft auf ganzen Blättern in einer ungewöhnlichen Sprache nichts gesagt wird. Oft sind sie so dunkel, und so übertrieben hoch, daß man glauben mögte, man lese in einem Buch von Beschwöhrung der Geister.

Hat ein Dichter einen wahren erhabenen und unerwarteten Gedanken gefunden: so darf er sich nur getrost der gewöhnlichen Sprache bedienen, und er wird mehr bewundert werden. Ich bewundre den Flug eines Adlers so lange,

als ich ihn noch ſehe; hat er ſich in den Wolken verlohren, ſo mag er dort ſeine Bewunderer ſuchen. Wie iſt nicht Teutſchland ſeit einiger Zeit mit unnatürlichen, und doch bewunderten, Gedichten überſchwemmet worden! O möchte ich bald an dem Dichterhimmel einen Regenbogen als ein Zeichen erbliken, daß wir künftig keine ſolche Ueberſchwemmung mehr zu befürchten hätten! Es kömmt freylich alles darauf an, was der gute Geſchmak eigentlich ſey.

Ich wag es nicht, einen verwegnen Ausſpruch zu thun. Es iſt ein GOtt, der ſich rächen kan,

Ce Dieu charmant que l'on ignore,
Quand on cherche à le definir;
Ce Dieu qu'on ne ſait point ſervir,
Quand avec ſcrupule on l'adore.

Wer weder ängſtlich neue Gedanken, noch neue Arten, ſolche auszudrüken, ſucht; wer ſich um keine Zierrahten bemühet, ſondern ſeinen Gedanken und Trieben einen freyen, ungehinderten Lauf läßt; der kan verſichert ſeyn, wann ihm anders die Natur die Gabe zu dichten nicht verſagt hat, daß der gute Geſchmak ihm nicht abgeſprochen werden könne. Allein die unordentliche Begierde, erhaben zu ſeyn, iſt die Quelle ſo vieler falſchen Zierrahten, und der unverſtändlichen und unteutſchen Sprache, die wir, der Natur zum Troz, bewundern ſollen. Dieſes hat der Herr von Voltaire eher und beſſer als ich eingeſehen, und beſſer als ich bereits geſagt: Cette envie de briller & de dire d'une maniére nouvelle ce que les autres ont dit eſt la ſource des expreſſions nouvelles comme des penſees recher-

BIBLIOTHEK

chées. Qui ne peut briller par une penſée, veut ſe faire remarquer par un mot - - Si on continuait ainſi, la langue des Boſſuets, des Racines, des Paſcales, des Corneilles, des Boileaux, des Fenelons deviendrait bien-tot ſuranée. Pourquoi eviter une expreſſion qui eſt d'uſage, pour en introduire une qui dit préciſément la même choſe? Kan man nicht ein gleiches mit noch gröſſerer Urſache von unſern Teutſchen Dichtern ſagen?

Einem Dichter muß es ein heiliges Geſez ſeyn, niemahls von der Natur abzuweichen. Begiebt er ſich unter die Herrſchaft dieſes Geſezes: ſo wird er bald ſelbſt einen Ekel vor der unnatürlichen Sprache bekommen, in der das Erhabene ſeit wenigen Jahren faſt allein geſucht werden will. Doch kommt es auch hier auf den wahren Sinn dieſes Geſezes und deſſelben richtige Anwendung an. Es iſt billig ein Unterſchied zu machen, wann ein Dichter einen wahren Vorwurf hat, den er beſchreiben, und dem ſein Gedicht ähnlich ſeyn ſoll, und wann er ſich mit einem erdichteten Vorwurf beſchäftiget. Ein Mahler ſchildert eine Landſchaft, die vor ſeinen Augen liegt, ab, ſo wie ſie iſt, und erreicht die Aehnlichkeit vollkommen; ein andrer Mahler erdichtet ſich eine Landſchaft, ſchildert ſie, und ſein Gemählde wird bewundert. Beyde ſezen ſich vor, die Natur nachzuahmen, und beyde erreichen ſie, aber auf verſchiedene Art. Was dem erſtern verbohten iſt, iſt dem andern erlaubt. So verhält es ſich auch mit einem Dichter. Die Fabel iſt das Weſentliche in dem Trauerſpiel. Er kan alſo auch die

Menſchen ſowohl vollkommner als unvollkommner vorſtellten, als ſie würklich ſind. Die Vorwürfe, die man einem Geſchichtſchreiber machen kan, treffen ihn nicht. Die Leidenſchaften ſchildert er, wie ſie natürlich ſind; aber er giebt ihnen Farben, die ihren Eindruk lebhafter machen. Wolte man es als einen Fehler anſehen, wann die Perſonen eines Trauerſpiels eine andre Sprache führen, als die im gemeinen Leben üblich iſt: ſo wäre es auch ein Fehler, daß man ſie in Verſen reden lieſſe: Dann dieſes geſchieht im gemeinen Leben nicht. Sollen ſie aber nun einmahl in gebundener Sprache reden: ſo muß man ſie auch ſo reden laſſen, wie ſie, wann ſie Dichter geweſen wären, wahrſcheinlicher maſſen geredet haben würden. Man tadle alſo in einem Trauerſpiel nicht die Figuren, Gleichniſſe und andre poetiſche Zierrahten; oder, wann man dieſes nicht dulden will: ſo laſſe man die tragiſchen Perſonen mit ungebundnen Worten reden. Es wird ſich ohnehin kein Menſch bey geſundem Verſtand einbilden, daß ein vor tauſend Jahren verweſter Held wieder auferſtanden, und zu Paris, London, oder in Leipzig auf der Bühne erſchienen wäre, wann auch die Schauſpieler, wie zu Zeiten des Thespis geſchehen, ihr Geſicht mit Hefen beſchmieren ſolten,

Dicitur, & plauſtris vexiſſe poëmata Thespis,
Quæ canerent, agerentque peruncti fœcibus ora.

Man hüte ſich alſo, daß man durch eine allzuängſtliche Nachahmung der Natur nicht in das Lächerliche verfalle. Es kömmt aber auch hier auf die Verſchiedenheit der Umſtände alles an. In Gegenwart groſſer Leute wird man weit

aufmerkſamer auf ſeine Worte ſeyn, als wann man unter ſeinen vertraulichſten Freunden und Hausgenoſſen iſt. Man kan ſinnreich in dem Schmerz ſeyn, wann man ihn vor einem groſſen Mann äuſſern ſoll, von dem man das Urtheil erwartet, ob der Schmerz gerecht ſey oder nicht. Ein jeder, auch der kleinſte Umſtand, welcher mit dem Fall, der uns betrift, verknüpfet iſt, hat einen Einfluß in unſre Gemühtsbewegungen. Wer an groſſe und unvermuhtete Fälle ſchon gewohnt iſt, auch wohl vorher ſchon dazu vorbereitet iſt, und überhaupt bereits eine beſtimmte Gedenkensart hat, kan ſich leicht in dem größten Zufall in einer ſolchen Verfaſſung befinden, daß er auch in dem ſtärkſten Schmerz ſinnreich ſeyn kan. Wer überhaupt witzig iſt, iſt es in allen Umſtänden. Die erſten Gemühtsbewegungen ſind auch von den nachfolgenden wohl zu unterſcheiden. Wer ſeinen Schmerz als ein Dichter ausdrükt, wird ihn auch anders ausdrüken, als er ſolches als ein Redner, oder in keiner von beyden Eigenſchaften thun würde. Nun aber reden die Perſonen des Trauerſpiels, troz der Natur, mit gebundenen Worten, oder poetiſch. Iſt es auch unnatürlich, daß ein Held in dem ſchwehrſten und traurigſten Fall eine gewiſſe Gegenwärtigkeit des Geiſtes behalten ſolte, und daß ihm Dinge einfallen, mit welchen er ſein widriges Schikſal vergleicht? Sind alſo die Gleichniſſe in einem Trauerſpiel unnatürlich?

Horaz hat ſehr wohl eingeſehen und erkannt, daß ein Trauerſpiel eine erhabene Schreibart erfordere, und ſich dadurch von dem Luſtſpiel unterſcheiden müſſe.

Verſibus exponi tragicis res comica non vult:
Indignatur idem privatis, ac prope ſocco
Dignis carminibus narrari cœna Thyeſtæ.

Allein wann er gleich darauf ſagt:

Et tragicus plerumque dolet ſermone pedeſtri
Telephus & Peleus: - - -

wie übel iſt er nicht von einigen verſtanden worden?

Horaz war nimmermehr der Meinung, daß tragiſche Perſonen ſich gemeiner und pöbelhafter Worte bedienen ſolten. Er ſagt kurz vorher:

Interdum tamen & vocem comœdia tollit,
Iratusque Chremes tumido delitigat ore,
Et tragicus plerumque dolet ſermone pedeſtri.

Seine Meinung war alſo keine andre, als daß, gleichwie das Luſtſpiel bisweilen einen höhern Ton annehme, alſo auch das Trauerſpiel ſich von ſeiner Höhe bisweilen herunter laſſe. Zum Beyſpiel führt er den Telephus und Peleus an, die gemeiniglich in gewöhnlichen Ausdrüken ihren Unfall beklagten; er führt aber auch zu Urſachen die Umſtände an, in welchen ſie ſich befunden - pauper & exul uterque -

Nun iſt es wohl natürlich, daß nicht alles, was die tragiſchen Perſonen ſagen, erhaben ſeyn könne und ſeyn müſſe. Dieſes iſt die wahre Meinung des Horaz.

Man ſpricht viel von der edlen Einfalt; allein was verſteht man darunter? Die Einfalt iſt nichts anders, als eine gewiſſe Aufrichtigkeit in der Art zu denken, zu handlen, und ſich auszudrüken. Ein wahrer Schmerz iſt ungekünſtelt; wer ihn fühlt, ſagt ohne Verſtellung, was er fühlt, und drükt ſich aus, wie er in der That empfindet. Er iſt aufrich-

tig in dem Schmerz, den er andern zu erkennen giebt. Dieſes iſt die wahre Einfalt. Ein weiches und wollüſtiges Gemüht iſt aller Eindrüke fähig; es klagt wie ein Kind, deſſen Winſeln und Schreyen oft auf keine Art zu ſtillen iſt. Ein ſolches Jammern und Klagen muß zulezt ekelhaft und unerträglich werden. Wer aber dem Unglük nicht ſo leicht nachgiebt; wer ihm widerſteht; und, indem er empfindet, was ihn rührt, zugleich auch die Gröſſe ſeines Geiſtes empfindet, und kühn genug iſt, ſeine Unſchuld ſelbſt vor dem Himmel zu rechtfertigen, der jammert nicht wie ein gepeitſchter Sclave; er trozet dem Unglük ſelbſt; er beſeufzet ſein Geſchik mit einer gewiſſen Anſtändigkeit, und ſeine Sprache unterſcheidet ſich alsdann von der Sprache des Pöbels in dem Schmerz. Dieſes nenne ich eine edle Einfalt. Es iſt alſo nicht unnatürlich, auch in den Ausdrüken des Schmerzes prächtig zu ſeyn.

Man ſeye aufmerkſam auf die Art, wie groſſe Leute ihren Schmerz ausdrüken, und nicht auf die Klagen des Pöbels, wann man die Natur nachahmen will. Wann der Fall ſo beſchaffen iſt, daß er Schmerz erregen muß; wann man den Schmerz nicht unwahrſcheinlich gröſſer vorſtellet, als er würklich iſt, wann man das ſinnreiche nicht ſucht; ſondern die Figuren und Gleichniſſe mit dem Strohm der Klagen, welche der Schmerz ausgießt, von ſelbſt kommen: ſo ſind ſie eben ſo wenig unnatürlich, als wenig es unnatürlich iſt, daß ein Strohm Gold mit ſich führt. Man entfernt ſich auf dieſe Weiſe ganz und gar nicht von der edlen Einfalt. Indem man ſich um keine beſondre Gedanken, beſondre

Ausdrüke, Gleichniſſe und andre Zierrahten bemüht; ſondern blos an ſeinen Schmerz, und nicht an die Art ihn auszudrüken, denket; ſo bleibt man aufrichtig und in den Schranken einer erhabenen Einfalt.

Es ſind aber dieſes Säze, welche genau beſtimmt werden müſſen. Ein gewiſſes Gefühl, noch ſichrer aber die gute Urtheilskraft eines Dichters können ſie beſtimmen.

Man muß ſich nur allemahl vorſtellen, daß die Perſonen des Trauerſpiels als ſo viel Dichter anzuſehen ſeyen, die uns in der von der Proſe ſich weit unterſcheidenden Sprache der Dichtkunſt dasjenige ſagen, was die Helden, die ſie vorſtellen, geſagt haben würden, wann ſie Dichter geweſen wären, und als Dichter ſich ausgedrükt hätten. So, und nicht anders verhält ſich die Sache würklich. Alſo iſt es z. E. vielleicht nicht wahrſcheinlich, daß Herod in der Verwirrung, in der er war, werde an ſeine ſtolzen Paläſte gedacht, und ſeine Verzweiflung alſo ausgedrükt haben:

Murs que j'ai relevés, palais, tombez en cendre,
Cachez ſous les débris de vos ſuperbes tours
La place où Mariamne a vu trancher ſes jours.

Auch ſcheint der Wiz mehr als der Schmerz in den lezten Zeilen zu reden:

Armez-vous contre-moi, ſujets qui la perdez,
Tonnez, ecraſez-moi, cieux qui la poſſedez.

Wann aber ein Dichter auftritt, und die Perſon des Herods vorſtellt: ſo verhält ſich die Sache ganz anders. Herod würde ſo geſprochen haben, wann er in der Sprache der Dichter ſeinen Schmerz hätte ausdrüken wollen. Man kan aber auch, ohne ein Dichter zu ſeyn, in gewiſſen Umſtänden

den feinſten Wiz mit dem zärtlichſten Schmerz verbinden. Alſo finden wir die Natur nicht nur in den Wildniſſen, ſondern auch in den Gärten, wo wir der Kunſt gleiche Dankbarkeit ſchuldig ſind.

In den von D. Chriſt. Gryphio geſammleten Vitis ſelectis XVII. eruditiſſimorum hominum, und zwar in Vita Joh. Vincent. Pinelli findet ſich pag. 428. eine hieher gehörige und merkwürdige Stelle, mit welcher ich meine wenigen und zufälligen Gedanken von dem Trauerſpiel beſchlieſſen will:

Marirum (einen jungen Neapolitaniſchen Herzog aus dem Genueſiſchen Hauſe Pinelli) optimum & indulgentiſſimum vxor infelicitſima luctu perpetuo profecuta eſt, ereptum ſibi à patria & affinibus procul, iniquiſſimis temporibus, cum virum dolens, cum quo vixerat ſine querela, quo ſoſpite vix vllam ſibi matronarum Neapoli praeferri optime norat . . . . Operuit caput nigra palla, qua circumfluente contecta humi cubans in abdito ſepulcrae cellae angulo dolori habenas laxeuit. Audiuimus nos ibi tum eam conquerentem, ſermonisque nitorem admirati ſumus & ingenii alacritatem. Quo factum, vt tragicos poetas minus improbaremus, quos frequenter animaduertas inducere in ſcenam dolore & moerore confectas, Electram Hecubamue, ornate tamen & copiote differentes.

Wer dieſe wenigen Zeilen mit aufmerkendem Urtheil geleſen hat, wird mich nicht beſchuldigen, daß ich einander widerſprechende Meinungen hegte, wann ich das Sinnreiche in dem Schmerz bald zu billigen, und bald zu verwerfen ſcheine. Ich habe nicht demonſtriren wollen.

Liter. German. elegant.
Poet. pag. 224.
(Fr. Casimir von Creutz.)

Die

Gräber,

ein

Philoſophiſches Gedicht,

in

Sechs Geſängen;

nebſt einem

Anhange neuer Oden

und philoſophiſcher

Gedanken.

Frankfurt und Maynz,
bei Franz Varrentrapp.
M DCC LX.

BIBLIOTHECA
...GIA
...SIS.

Vorbericht.

Das Gedicht, welches ich: **Die Gräber**, überschrieben, erscheinet nunmehr in sechs Gesängen ganz vor den Augen des Lesers. Es sind zwar die drey ersten Gesänge schon in der zweyten Auflage meiner Oden befindlich; allein man hat ein Verlangen bezeuget, dieses Gedicht vollständig und besonders gedrukt zu sehen, und da gedachte Oden sich ohnehin vergriffen haben; wichtigere Geschäfte aber mich noch an der Besorgung einer dritten und verbesserten Auflage verhindern: so habe ich bey der besondern Herausgabe der Gräber

um so wenigern Anstand gefunden. Was den Inhalt dieses Gedichts anlangt; so wiederhole ich hier dasjenige, was ich davon schon in der Vorrede zum vierten Gesange erwähnet habe. Die angehängten Oden sind nicht viel unterschiedenen Inhalts, welches mich um so mehr bewogen hat, das Lehrgedicht vom Menschen, obgleich nur das erste Buch oder der erste Theil desselben zum Drucke fertig war, noch beyzufügen. Diejenigen, welchen meine Muse zu traurig vorkommt, machen sich von mir oder meiner Muse einen unrichtigen Begriff. Meine Muse ist mehr ernsthaft als traurig; wo sie aber traurig ist, hat es der Vorwurf nicht anders erlaubt.

Wer ist der Seelige, in seltnem Stern gebohren,
Bey dem Verdruß sein Recht auf einen Tag verlohren?

Von Haller.

Der Tadel, welchen die Frage: Warum ich nicht andere Vorwürfe erwählet hätte, schon in sich begreiffet, wäre nicht ganz ungegründet, wann ich nur von der Dichtkunst mein Hauptwerk machte. Allein ob ich mir gleich ein Genie zur Dichtkunst nicht selbst absprc-

chen will; so ist doch meine Absicht niemals gewesen, unter den Dichtern eine Figur zu machen. Ich habe mich sehr frühe überzeugt, daß man als ein Dichter nicht wenig nüzen und nicht wenig ergezen könne, ohne ein Homer, Virgil, Milton oder Klopstok zu seyn. Man muß auch einem jeden seinen Geschmak lassen, und niemals glauben, daß der unserige der beste sey. Die prächtigste Beschreibung eines verlohrnen Paradises, eines Aufruhrs im Himmel, einer von Engeln und Teufeln mit einander gelieferten Schlacht, eines zum Himmel führenden ätherischen Wegs; alles dieses, und noch mehr kan ich gegen eine, von einem Dichter mit nachdenklicher, das ist, Hallerischer Kürze vorgetragene Sittenlehre und andere philosophische, aber wichtige Gedanken leicht missen. Wie mühsam sammlen wir nicht, in dem Gedränge der Dinge, unsere flüchtige Gedankan! Wie schön aber hat sie Herr von Haller unter unsern Dichtern gesammlet! Ich sehe die Menschen in ihrer traurigen Wallfahrt vor meinen Augen vorüber gehen, wann ich folgendes lese:

Hier reift ein ſchwach Geſchlecht mit immer vollem Herzen
Von eingebildter Ruh, und allzu wahrem Schmerzen,
Wo nagende Begierd und falſche Hofnung wallt,
Zur erſten Ewigkeit; im kurzen Aufenthalt,
Des nimmer ruhigen und ungefühlten Lebens,
Schnappt ihr betrogner Geiſt nach ächtem Gut vergebens.

Wie ſchön ſammlet Drollinger die Gedanken eines vieljährigen Philoſophen in folgende kurze Zeilen zuſammen:

Hier iſt uns nur ein Raum gegeben,
Drauf unſres Geiſtes Kindheit ſpielt.
Dann öfnet ſich nach kurzen Zeiten
Der Schauplaz groſſer Ewigkeiten;
Da geht ſein Lauf unendlich fort.
So hat die Allmacht es beſchloſſen;
Hier treibt der Geiſt die erſten Sproſſen;
Was hier gekeimt, das reiffet dort.

Hier wird ein ganzes und groſſes Syſtem mit ſo wenigen Worten vorgetragen. Ich komme auf meine eigene kleine Arbeiten zurük, und bitte den geneigten Leſer, nicht un-

angenerkt zu laſſen, daß die meiſten meiner Gedichte einen ungefähren Urſprung und mit meinen über den Weltlauf und meine eigne Begebenheiten angeſtellten Betrachtungen ganz gleiche Veranlaſſung haben. Ein aufrichtiges Herz kan in denſelben nicht unkänntbar ſeyn, und iſt vielleicht ihr einziger Wehrt. Was ich gegenwärtig dem geehrten Leſer vorzulegen mir die Freyheit nehme, hat das Anſehen einer zweyten Sammlung; ein neuer Umſtand, welcher mich in Verlegenheit ſezen würde, wann ich von der Dichtkunſt mein Hauptwerk machte. Aber wie ſparſam ich des Umgangs mit meiner Muſe genieſſe, zeigt die den mehreſten dieſer Gedichte vorgeſezte Jahrzahl ohne mein Erinnern ſchon an. Es folgen jedoch ſolche weder in chronologiſcher noch ſonſt der beſten Ordnung auf einander, wovon die Urſache dieſe iſt, daß ſich währenden Druks unter meinen Papieren noch einige Stücke ungefähr aufgefunden haben. Von dem Geſchmak, dem ich als ein Dichter folge, ſoll ich auch nach einiger Verlangen noch Rechenſchaft geben. Allein meine Vorwürfe und Empfindungen beſtimmen gewöhnlich bey mir die Schreib- und Vers-

Art. Kein neuer Gedanke, kein neuer Ausdruk wird jemals von mir ängstlich gesucht. Ich behaupte eine allen Dichtern gemeine Sprache, oder dichterische Gleichnisse, Figuren, Worte und Redensarten, deren sich ein jeder Dichter bedienen kan und darf, ohne daß es das Ansehen einer Nachahmung habe. Man erkennet doch bald die Originalgedichte auch durch ein blosses Gefühl, und ein auch schon hundertmal abgehandelter Vorwurf läßt sich dennoch, zumal wenn eine besondere und neue Veranlassung dazu vorhanden ist, auf eine neue Art wieder abhandeln. Ein Dichter, welcher nur, um seine Gedanken zu sammlen und seine Empfindungen seiner eignen Vergessenheit zu entreissen, dichtet, und nicht länger dichtet, als die Begeisterung währet, hat nicht nöthig, zu untersuchen, ob es neu sey, was er herfürbringt, oder nicht. Er darf auch nicht besorgen, von der Natur abzuweichen. Er gehet seinem Triebe überlassen nicht irre. Aber der Natur wird, zum Nachtheil der Kunst, zu viel Weihrauch gestreut. Die Unwissenden thun sich recht darauf etwas zu gut, wie man zu sagen pflegt, wann sie die Wörter: Natur, natür-

lich, natürlich schön u. s. w. oft in ihre unzusammenhangende Gespräche einflicken können. Ich weiß auch nicht, warum die Kunst nur in der Nachahmung der Natur gesezt, und warum nicht vielmehr die Kunst der Natur entgegen gestellt werden will. Eine Nachahmung der Natur ist eine Kunst; aber nicht alle Kunst besteht in der Nachahmung der Natur. Man pflegt wenigstens zu sagen: Das ist natürlich, und das ist gekünstelt, und unter dem Gekünstelten versteht man gewiß nicht eine Nachahmung der Natur, sonst wäre es einerley, indem unter dem natürlichen in den Fällen, wo man also spricht, doch auch nur eine Nachahmung der Natur verstanden wird. Wenn man demnach von einer Rede, einem Gedichte, Gemählde, u. s. w. mit dem Unterschiede urtheilt, daß man sagt, das ist natürlich; das gekünstelt: so versteht man unter dem Natürlichen eine Nachahmung der Natur, unter dem Gekünstelten aber das Gegentheil. Ein anders ists freylich, die Natur copiren; ein anders,

ſie nachahmen. Aber in dem Falle, wo man das Gekünſtelte vom Natürlichen unterſcheidet, wird die copirte oder nachgeahmte Natur von der Kunſt gleich unterſchieden. Die Natur handelt nach ihren Abſichten, und der Künſtler nach den ſeinigen. Was die Kunſt herfürbringt, iſt in der Natur höchſtens nur in den Theilen, die aus ihrem Vorrahte genommen worden, und weiter nicht befindlich; es muß auch das Geſchöpf der Kunſt der Natur nicht nohtwendig ähnlich ſeyn. So ahmt ein Mahler das natürliche Licht vollkommen nach, und erreicht die Aehnlichkeit. Allein wenn er eine Finſternis in dunklere Finſterniſſe unterſcheidet, und die gröſſere Dunkelheit an die Stelle des Lichts ſezt, weil durch ſie die minder dunkeln Objecte in ſo ferne ſichtbar gemacht werden: ſo iſt ſein Licht dem natürlichen Lichte nicht ähnlich, und der Fall da, wo Natur und Kunſt einander entgegen gelezt ſind. Wenn Krücken den Mangel der Füſſe erſetzen; was haben Krücken mit den

Füſſen für eine ſolche Aehnlichkeit, daß man ſie als eine Nachahmung natürlicher Füſſe betrachten könne? Es wird hier nur eines an des andern Stelle geſezt, und hierdurch unterſcheidet ſich die Kunſt von der Natur. Sie trennt, was die Natur verknüpft; verknüpft, was ſie trennt, thut hinzu, nimmt weg, doch allemal, um etwas herfürzubringen, das an ſtatt eines Dings ſeyn kan, welches in der Natur ſchon befindlich iſt, oder welches in einer andern Welt natürlich wäre. So ſind die Schildereyen eigentlich an ſtatt unſerer Vorſtellungen abweſender Dinge, und ich weiß nicht, ob ſich dieſes eine Nachahmung der Natur nennen laſſe. Ein anders iſt die Ente des Vaucanſon im Innern betrachtet; dieſe iſt der natürlichen Ente nachgemacht, und alſo eine Nachahmung der Natur. Der Künſtler empfängt zwar die Materialien von der Natur; aber der Schüler, welcher aus dem teutſchen ins lateiniſche überſezt, ahmt deswegen den Hederich nicht nach, wenn er

gleich die Wörter und Redensarten, die er braucht, aus dessen Wörterbuche herholt. Allein die grossen Werke der Kunst, wo die Absicht blos auf Pracht, Verschwendung und Bewunderung zu erregen, gerichtet ist, müssen in ihrer Art nur einzig seyn, und dürfen nicht zu Mustern der Nachahmung dienen. So verdienet ein nach gothischem Geschmacke aufgeführter Tempel mit seiner ungeheuren Last von Thürmen, und unendlicher Menge überflüssiger Zierrathen bewundert und nicht getadelt zu werden; allein wann die Rede von der Nachahmung ist, oder dieser Geschmak als ein herrschender Geschmak betrachtet wird: wer würde ihn nicht verwerfen? So finde ich des Miltons verlohrnes Paradis und des Kloppstoks Messias als Originalgedichte, als einzige in ihrer Art, bewundernswürdig; aber wann ich sie als Muster zur Nachahmung ansehe; so denke ich davon anders, und sehe eine neue Barbarey mit nicht wenigen andern voraus, wenn ihr Geschmak zum herrschenden Geschmacke

werden ſolte. Die vielen auſſerordentlichen Gedanken, Bilder und Gleichniſſe; die neuerfundenen Worte und Redensarten; kurz, dieſe ganze neue Götterſprache iſt die Sprache, in welcher nur ein Milton und Klopſtok reden darf, und alsdann nur, wann ſie vom Paradiſe und Meſſias reden. Ich nehme das Wort: Kunſt, in dem beſtimmteſten und ſchärfeſten Sinne, damit die Frage gründlich beantwortet werden könne, wie weit das ſo genannte gekünſtelte verwerflich, und das natürliche ihm vorzuziehen ſey. Es läuft alſo nicht etwa auf einen Wortſtreit hinaus, was ich von einer, der Natur entgegen geſezten, und nicht blos in derſelben Nachahmung beſtehenden Kunſt bisher geſagt habe. Das, was ich unterſchieden, muß wohl unterſchieden werden, wenn gründlich beurtheilet werden ſoll, was in dem Ausdrucke eines Dichters natürlich oder unnatürlich, was wahrhaftig erhaben, oder Schwulſt; kurz, was eigentlich der gute Geſchmak ſey. Um ſich von der Dichtkunſt einen vollſtändi-

gen Begriff zu machen, muß man einen Dichter erſtlich als einen Nachahmer des Philoſophen und Geſchichtſchreibers betrachten. Er erzählt, wie dieſer, und abſtrahirt, wie jener, beydes nachahmungsweiſe, und alſo, daß ihm das Falſche zu ſeinem Zwecke ſo dienlich, wie das Wahre iſt. Dieſes Privilegium erſtrekt ſich noch weiter: Er verwandelt Eigenſchaften in Subſtanzen, oder abſtracte Begriffe in Perſonen, und Ideen in Empfindungen. Seine Sprache iſt nach der Muſik, der Maler- und Tanzkunſt gebildet. Seine Figuren ſind an ſtatt der Farben, und an ſtatt der Töne und Gebärden iſt ſein Silbermaß, wozu wir den Reim fügen können. Den Reim finde ich dem Genie der deutſchen Sprache gemäſſer; doch duldet dieſes Genie unſerer Sprache auch reimloſe Oden, wann nur die rechte Versart, wo der Mangel des Reims am wenigſten zu ſpüren iſt, ausgeſuchet, und die Richtigkeit der Scanſion auf das genaueſte beobachtet wird. Daß die Herameter dem Geiſte unſerer Sprache ungemäß ſind, iſt daraus zu ſehen, weil Perſonen, welchen es an feinem Geſchmake nicht fehlet, die auch über dieſes durch

Leſung der beſten Schriften der Franzoſen und Deutſchen ihren Geſchmak, Wiz und Urtheil wohl gebildet haben, aber welchen die römiſchen und griechiſchen Dichter unbekannt ſind, ſolche römiſch- oder griechiſch-deutſche Gedichte nicht nach dem Sylbenmaſſe leſen können. Aber ſelbſt ein Römer und Grieche würde ſein Sylbenmaß hier nicht erkennen. Doch hat allenfalls ein fremdes Sylbenmaß gar wohl in einem Gedichte Plaz finden können, welches den Vorwurf hat, wie das Klopſtokiſche, und deſſen Schönheiten ohnehin von denen nur halb empfunden werden können, welche die römiſchen und griechiſchen Dichter nicht geleſen haben. Noch eine Anmerkung muß ich machen. Ein anders iſt künſtlich; ein anders gezwungen. Wann mich im tragiſchen Seneca das künſtlich Traurige und künſtlich Erhabene rühret und in Verwunderung ſezt: ſo darf ein anderer ihm ängſtlich nachahmender Dichter ſich darum noch nicht gleiche Würkung von ſeinen Bemühungen verſprechen. Der eine hat eine beſondere Geſchiklichkeit dazu, welche dem andern fehlt. Was dem einen wohl anſtehet, und gut läßt, das misſtellt den an-

dern. Wie sehr übrigens ein Dichter auf die Reinigkeit und Richtigkeit seines Ausdruks zu sehen habe; dieses bedarf meiner Erinnerung nicht. Ich habe mich bemühet, rein und richtig zu schreiben; allein es fehlt uns noch eine, von allen gelehrten Deutschen als ein Gesez angenommene Sprachlehre, und da doch alles auf den Idiotismus einer Sprache, die Analogie, Authorität, und vornehmlich auf die mehrere oder mindere Bequemlichkeit im Ausdruke der Gedanken, und den Wohllaut ankommt: so habe ich dort blos die besten Schriftsteller; hier mein eignes Urtheil, mein Gefühl und mein Gehör zu Führern gehabt. Es bleibt richtig, daß die Vollkommenheit einer Sprache, das Werk der Philosophen, Dichter und Redner sey. Von der poetischen Freyheit ist folgendes mein Urtheil: Die Dichter sind eher gewesen, als die Regeln, welche man zusammen genommen die Dichtkunst nennt. Diese Regeln sind mit den Gedichten zugleich entstanden. Der Dichter hat sich nur des Wohllautes wegen eingeschränket; aber wie hat er sich eingeschränket? So, daß er sich vorbehalten, sich von diesem Zwange so oft zu

entfer-

entfernen, als ohne diese Abweichung der Leser oder Zuhörer eines gröſſern Vergnügens und Nuzens, als dieſer Wohllaut mit ſich führt, entbehren müſte. Die Kürze gehöret mit zum Wohllaute. Wenn ich ſage: Der Menſch, welcher ſich von ſeinem Schöpfer, ſeinem GOtte, treulos entfernet, erniedriget dadurch ſein Geſchicke; ſo iſt es allerdings die Kürze, welcher mir folgenden Vers angenehmer macht:

Der Menſch, der GOTT verläßt, erniedrigt ſein Geſchicke.

Dieſe Kürze, welche vom Accente ihre Modification bekommt, iſt der Urſprung der Scanſion; oder ſoll die Scanſion der Urſprung der poetiſchen Kürze ſeyn: ſo bleibt es in beyden Fällen doch richtig, daß ein Dichter, wenn er der Kürze wegen fehlt, eigentlich nicht fehlt; ſondern dem Geiſte des Geſezes, das er zu verlezen ſcheinet, vielmehr gemäß handelt. Wer wolte auch nicht bisweilen unreine Reime dulden, und zur Schadenserſezung reine und groſſe Gedanken annehmen? Was endlich auch in der Proſe ein Sprachfehler iſt, iſt darum noch keiner in

der Poeſie. Es kommt nur darauf an, ob durch den Sprachfehler dem poetiſchen Wohlklange etwas benommen wird. Es iſt ein Unterſchied zwiſchen der proſaiſchen und poetiſchen Sprache, und die Sprachfehler ſind in beyden Sprachen nicht dieſelbe; auch duldet die freye recitativiſche Versart mehrere poetiſche Freyheiten, als andere Versarten. Die Ordnung der Worte muß auch in Verſen nicht eben dieſelbe ſeyn, wie in Proſe, wenn ich ſeze:

Kan die Natur die Quell der Widerſprüche ſeyn?

So iſt es recht; aber auch kein Conſtructionsfehler in einem Gedichte, wenn ich nachdrüklicher die Worte alſo ordne:

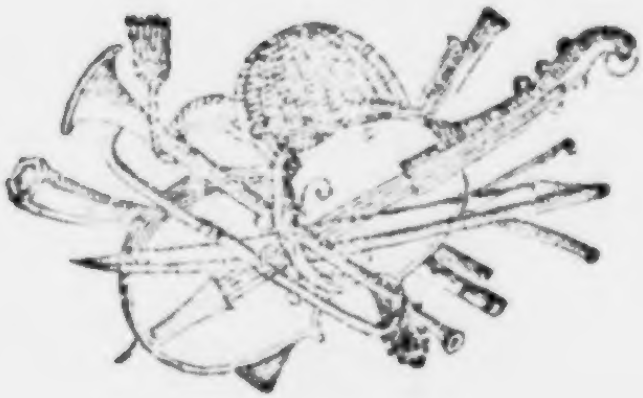
Der Widerſprüche Quell, kan die Natur ſie ſeyn?

Es iſt aber, als wenn ich doppelt fragte: Was iſt die Quelle der Widerſprüche? Kan ſie die Natur erregen? Wolte man ſagen, daß, wenn es nur um die Gedanken zu thun ſeyn ſolte, es einem Dichter frey ſtehe, in ungebundener Rede zu ſchreiben: ſo bleibt der Unterſchied doch allemal, daß die Proſe die

poetiſche Kürze mehr dulden, und dem Gedächtniſſe ſich nicht auf ſolche angenehme Weiſe, wie dieſe, empfiehlet. Es wird aber überhaupt mit dieſem Einwurfe nichts geſagt. Ein Dichter, welcher ohne alle ſolche Fehler zehen ſchöne, unerwartete, und nüzliche Gedanken vorträgt; ſolte dieſer Dichter um weniger andern groſſen Gedanken willen, die er ohne dieſe Fehler in Verſen nicht vortragen kan, eine ſo weit untadelhafte Ode in eine proſaiſche Abhandlung verwandeln? Es iſt auch ein Unterſchied zwiſchen Liedern, oder Gedichten, die blos zum Singen und alſo fürnehmlich für das Ohr beſtimmt ſind, und ſolchen Gedichten zu machen, die nur geleſen werden ſollen, und in welchen man mehr auf die Gedanken ſieht, mehr für den Geiſt als das Ohr ſorgt. Mit der poetiſchen Kürze iſt allemal ein Wohllaut verknüpft, und ich darf hier wiederholen, daß ich die Scanſion nur als das Mittel anſehe, durch welches der Zwek der angenehmen und geiſtreichen Kürze erreichet wird. Es iſt nicht einerley ein Uebellaut, und ein Scanſionsfehler; es herrſchen hier auch Vorurtheile, und

vieles, ja das meiſte kommt darauf an, wie ein Gedicht geleſen oder hergeſagt wird. Dieſes iſt indeſſen kürzlich meine alte oder neue Proſodie, und mit dieſem wenigen empfehle ich mich der Gütigkeit meines Leſers.

Hemburg vor der Höhe, am 24. Sept. 1759.



Inhalt.

Inhalt.

Die Gräber,

ſechs Geſänge.

Erſter Geſang . . Seite 3
Zweyter Geſang 10
Dritter Geſang . . . 17
Vorbericht zum vierten Geſang . . 27
Vierter Geſang 31
Fünfter Geſang . . 47
Sechster Geſang . . . 49

Anhang einiger Oden.

Chriſtliches Gebät . . . 67
Neujahrsgedanken . . . 69
An das Glük . . . 75
Gedanken an einem ſtillen Abend . . 77
Die Wege der Vorſicht bey einer gewiſſen Gelegenheit 79
Gedanken über die Eitelkeit . . . 81
Der Mittelſtand 85
An die Nacht 87
An eine Dame 89

Das höchſte Gut . . . Seite 89
Die Einſamkeit . . . 91
Die beſte Welt 95
Philoſophiſche Gedanken in Proſa . . 97
Schluß davon 118
Der Menſch oder Serens Klagen . . 121

Verſuch vom Menſchen,

Erſtes Buch 133

Druckfehler:

Seite 127. lies Vers 19. umfloſſen ſtatt umſchloſſen.
Seite 137. Vers 12. lies:
So fühl ich ſchon in mir die werdenden Begriffe.

Die

Die Gräber,

Sechs Gesänge.

Die Gräber.

In dem Heumonat, 1752.

SENECA.

Hic nulla pars immunis exitio vacat:
Sed omnis aetas pariter et sexus ruit,
Iuuenesque senibus iungit, et gnatis patres,
Funestus *locus*.

Erster Gesang.

Hier iſt der Ort! wo einſt der Leidenſchaften Wut
Beſänftigt in dem Arm verlaſſner Stille ruht;
Wo Sklaven, gleich den Helden, trozig thun
Und auf der Ketten Laſt ſanft, wie auf Siegen ruhn.
Verſöhnet ſchlummern hier, zu gleichem Tod geboren,
Die ernſten Weiſen bey den lächerlichen Thoren;
Und in ein gleiches Meer fällt ſchweigend hier ein Bach;
Stürzt dort ein lauter Strohm. Und Glük und Ungemach,
Ruhn hier in einem Schoos beyſammen:
Wie Schweſtern, die von einer Mutter ſtammen,
Und Kinder der geheimen Vorſicht ſind.
Hier läßt das unpartheyiſche Verderben
Den, deſſen Grauſamkeit und Neugier Rom verbrannt,
Wie jenen, welchen Rom der Menſchen-Laſt genannt,
Als, ihm gleich angenehme Opfer, ſterben.

O, Meer der Sterblichkeit! wer hat dich noch ergründt?
Wie, wann ein gräßlichs Erderschüttern
Von dem erschrotnen Land die neuen Inseln reißt:
So sehn wir, wie der Tod, vor dem auch Himmel zittern,
Der Gottheit Hauch, den ewgen Geist,
Vom widerstehnden Körper reißt.

Hier, wo die Wollust sich im vollen Lauf verweilet,
Und traurig vor den Gräbern steht;
Wo sie einst wie ein Wunsch vergeht,
Der ewig unerreichet,
Dem Schwarm von hundert neuen weichet:
Hier liegen in der ruhnden Mitternacht
Gedanken, die nur halbgedacht,
Der Tod urplözlich übereilet.

An diesem schaudervollen Orte
Sind Tugenden nicht von der Laster Schikſal frey;
Und ungerührt hörst Du des Brutus lezte Worte,
O harter Tod! und nichts schont Deine Tyranney,
Und die Verwesung, deines Zornes Kind:
So, wie dem losgelaſſnen Blitze
Die Hürden und die Königsitze,
In seiner Wut gleichgültig sind.

Hier gehet einsam, ungesucht, verlaſſen,
Der stolze Ruhm, um den wir oft ein Leben haſſen,
Nach dem er uns unbrauchbar ist:
Mit gleichem Rang geht die Verachtung ihm zur Seiten;
Ihm folgt im Wittwenflohr der Rest der Eitelkeiten:
Und hier entscheidt der Tod der Wünsche bangen Zwist.

O, welche tiefe Stille
Gebiehtet hier des Todes ſtrenger Wille!
O heilge Stille, die durch fromme Gräber geht,
Sanft, wie ein Morgenwind in keuſchen Roſen weht!
Nichts ſtöhrt, nichts hält dich in dem unſichtbaren Lauf,
Als ſelten nur ein dunkles Murmeln auf:
Wann Worte, die im Mund der ruhig Sterbenden
Aus Neid, der Tod erſtikt, noch aus den Gräbern gehn.
So hörte dort Petrarch, tief in die Nacht verloren,
Der Lauren ſanften Ton, in einer Gruft geboren,
In welche ruhend ſich ſein Kummer niederließ;
Was andrer Abſcheu iſt, war Ihm ein Paradies.
So hörte Caniz dort, voll Leids um ſeine Schöne,
Aus ſeiner Doris Gruft des Troſtes ſtarke Töne;
So hörte Haller einſt, in ſeinem ernſten Gram
Den Ton, mit dem ein Troſt von Marianen kam.

Wirſt Du von dem Gemahl auch noch ein Troſtwort hören?
Ulrike! wirſt Du Ihn im höhern Denken ſtöhren?
Hier, wo ich auſſer mir und unter Gräbern bin,
Sieht Ihn die Phantaſie noch einmahl von uns fliehn.
So wie die untergehnde Sonne
Noch einen Theil von ihrer Wonne,
Dem Abend traurig überläßt:
So floh Er! Dein untadelhaftes Glüke
Mit Ihm! Ein Lebe wohl! blieb traurig Dir zurüke,
Und hänget noch an Deinem Herzen feſt.

Wie öd und unfruchtbar o Tod! ſind Deine Fluren?
Die Vorſicht Deiner Grauſamkeit
Vertilgt ſo gar von der Vergangenheit
Die dem Zukünftigen misgönnte Spuren;

Hier wirbst Du unsre Sünden an,
Die, wie die Stürme aus dem Meere,
Aus unsren Herzen gehn: aus ihnen machst Du Heere;
Und sammlest eine Macht die alles zwingen kan.
Kein kühler Anhauch von gelinden Lüften
Beseeligt hier die umgestürzten Triften,
Wo keine Schäferflöte schallt;
Einsamer Schreken Aufenthalt!
Und hier, ach! hier erfrischt kein Kuß holdseelger Weste
Die ausgesogenen, die hingestorbnen Aeste;
Ein schwehrer schwarzer Dampf vermehrt den öden Graus,
Und ist der Gegend Last und brütet Seuchen aus.

Hier seh ich sie, die stille Traurigkeit!
Wie sanft schlägt sie die tiefen Blike nieder?
Die Schwehrmut, welche ihr die starren Hände beut,
Kömmt aus der Gruft, wohin sie einst geflohen, wieder.
Hier heft auf die Erwekung jeder Schlummer,
Und seinen Trost erwartet jeder Kummer,
Der ihn, wo er untröstbar ist,
Geduldig in der Welt der Lebenden vermißt.

Hier seufzt die Nacht, und auf des Ostwinds kühnen Wegen
Sieht sie dem grossen Tag, der sie erlöst, entgegen:
Wie eine Braut von fern den Bräutigam erblikt,
Und die Umarmung ihm im Wunsch entgegen schikt.

Der zweifelhafte Tag, wann wird er aufwärts steigen,
Und welche Niederlag wird er den Himmeln zeigen?
Wie sich ein dunkler Rauch schwehr in die Lüfte hebt,
Und eine Flamme dekt, die mitten in ihm schwebt:

So ſtellt ſich noch ein Heer von heilgen Dunkelheiten
Um jenen Tag herum, mit dem der Tod der Zeiten
Der jezt noch am Geſtad der Zukunft drohend irrt,
Gleich einem Strohme kommen wird,
Der uns verborgen zwiſchen Felſen flieſſet,
Und ohne Mitleid ſich durch fliehnde Thäler gieſſet.
Wo das unſchuldge Lamm in zarter Ruh geweidet,
Und die verliebte Schäferin
Ihm ſeufzend oft ſein ſtilles Glük beneidet,
Wirft nun der Fiſcher Neze hin.

O! welche Sterblichen noch ungewohnte Schreken,
O! welche Noht wird dieſer Tag entdeken?
Die hier dem ſcharfen Aug des Weiſen noch entflieht:
Wie dem, der nach dem künftgen Wetter ſieht,
Oft ein Gewölk entgeht, aus dem in ſichrer Nacht
Die Ueberſchwemmung ſtürzt, und Wüſteneien macht.

Er kömmt, der ernſte Tag! ihm weicht die lange Nacht:
So wich das erſte Nichts der erſten Welten Pracht!
Was ſäumt der Tod? er ſcheint noch Millionen Schaaren
Auf einen Augenblik, auf einen Hieb zu ſparen:
Schon ſeh ich ihn, wie er den mütterlichen Armen
Die Kinder in dem Jezt, das ſie zur Welt gebracht,
Mit Ungeſtümm entreißt und ohn Erbarmen
Sie in dem Angeſicht der Unſchuld niedermacht.
Von manchem ausgeſtorbnen Reiche
Seh ich im königlichen Tod,
Das Siegsgepräng der unbeſiegten Noht,
Und ganzer Völker lezte Leiche.
Der Tod erzittert ſelbſt vor ſeinem Tod,
Den ſeine eigne Wut ihm droht,

Und mit der Sterblichkeit nimmt er zugleich ein Ende;
Sein eigner Schauer würkt in ihn, und seine Hände
Erstarren schon, des ewgen Würgens müd;
Den Abgrund füllen Berge tiefer Leichen;
Verzweifelnd stürzen sich in ihn die matten Seuchen:
Ein allgemeines Trauerlied
Ertönt durch die Natur: wie, wann der prächtge Schwahn
Im gleichen Augenblik sanft mit dem Tode ringet,
Und ein beweglichs Lied Mäanders Ufern singet. *

So wie bey hagelreichen Stürmen,
Wann Dächer von Metall Tyrannen stolz beschirmen;
Der Landmann, den des Himmels Zorn erschrekt,
Die Hütte, deren Moos indessen ihn bedekt,
Mit bangem Schritt verläßt, und in der Luft den Frieden
Im Feld sein Gut erblikt, sein All, das ihm beschieden;
Und dann sein dürftigs Korn, nach dem sein Hunger schaut,
Noch unverlezet sieht, und doch dem Aug nicht traut:

So werden Geister, wann der Tag herangerükt,
Der ewge Tag, indem sie auferstehen,
Nicht ohne Sorg und Furcht noch nach sich selber sehen:
Ob nichts von ihrem Seyn so mancher Fall verkürzt,
Nachdem auf sie so manche Welt gestürzt,
Und sie so manches Himmels Last gedrükt:
So werden sie mit göttlichem Entzüken,
Voll heiliger Verwunderung,
Nach der entsezlichen Erschütterung,
Sich unverlezt und als Unsterbliche erbliken.

* Ad vada Mæandri concinit albus olor. OVIDIVS.

Dann wird ihr prächtger Flug nach unſichtbaren Höhen,
In einem Stolz, der nur Unſterblichen gebührt,
Von Dir, o Ewigkeit! allein gerührt,
Jenſeits der Welten Schutt durch Deine Reiche gehen.
Je mehr ſie ſich der Gottheit nahn:
Je göttlicher wird ihr Entzüken;
Mit immer höheren, mit immer fernern Bliken,
Sehn ſie die Eitelkeit, die ſie verlaſſen, an;
Und Hohen immer andern Höhen weichen;
Und nähern ſich durch die Unendlichkeit,
Dem Meer der göttlichen Allwiſſenheit;
Doch ohne Dich, o Gottheit! zu erreichen.

So breitet ſtolz die königlichen Flügel
Der Adler im Entſchluß, der ihn zur Sonne führt,
Gleich kühnen Segeln aus; von ihr allein gerührt,
Sieht er, je mehr er ſteigt, die immer tiefern Hügel;
Ein immer tiefres Thal: ein immer tiefres Meer;
Ein immer höhres Sonnenheer.

Zweyter Gesang.

Die Sonne sinkt! schon brechen ihre Blike,
Und schon verkündigen sie mir des Tages Tod;
Die Mitternacht, die mir mit neuer Schwehrmut droht,
Rükt nach und nach heran, so schwarz, wie mein Geschike,
So dunkel, wie zu mir mein untröstbarer Gram,
Mein ewig wehrter Fürst! mit Deiner Baare kam.

Wie still ists um mich her? o, holde Dunkelheiten!
Aus eurer Quelle will ich die Gedanken leiten,
Die sanft mit meinem Schmerz entstehn;
Und sanft mit ihm, ach! aber wann? vergehn.
Wo ist das Schauspiel, das mein Aug entzüket?
Der heitre Himmel, der den Morgenthau geschiket;
Der rohte Hügel, wo ich Lämmer weiden sah;
Der Strohm, der reissend von ihm schosse,
Und in das Thal, das ihm gefährlich nah,
Mit prächtigem Gebrausse flosse?
Ach! alles dekt einsamer Schatten Grauen,
Und alles liegt, nur ich nicht, in der Ruh!
So deket Ispaban die Schönheit seiner Frauen
Mit eifersüchtgen Schleyern zu.

Ihr Auen, wo, so oft der Himmel segnend floß,
In meine Seele sich ein Trost erquikend goß!
Ihr Linden, wo ich oft den Trieb zu singen spührte,
Und um mich her den Reihn vergnügter Scherze rührte!
Geborne Grotten, dort, wo meine Zärtlichkeit
So manche Phantasie betrogen und erfreut!

Du naher Waſſerfall, wo ich mit Wünſchen ſpielte,
Und ſich mein ſiedend Blut in Frühlingslüften kühlte!
Gebüſche, Zephyrn hold! gedankenvoller Hayn!
Ihr, mein Vergnügen ſonſt, ſolt jezt mein Kummer ſeyn!

Euch hält die Nacht vor meinem Aug verborgen:
So deket meine Luſt der Trauerflohr der Sorgen!
Die Zeit iſt hin, da ich ſelbſt in dem Ungemach,
Dem Troſt zu günſtig, des Vergnügens Roſen brach!
So wie des Weichlings Wunſch zu dem verlornen Glüke:
So kehrt mein ernſtes Lied zu Dir, o Tod! zurüke;
Zu euch, ihr Gräber, Freunde meiner Phantaſie!
O, wie gedankenreich iſt edler Seelen Kummer!
Wie hold der Traum! wie ſanft der Schlummer
Tiefdenkender Melancholie!

Mein eignes Denken an den Tod und ſeinen Schauer,
Befördert meinen Tod und meiner Freunde Trauer,
Bald wird mein Aſchenkrug die ſanfte Pein
Mich ſtill beklagender, mir holder Herzen ſeyn.
Doch, ach! wie lang ſoll noch die dunkle Wallfahrt währen?
Ach! hält den ſtärkern Geiſt der ſchwächre Körper feſt?
Wie lang misgönnt mein Feind mir ſelbſt die ſtillen Zähren,
Die manch berühmter Tod aus meinen Augen preſſt!

Sein Auge ſpielte noch: ſo ſpielt im ſanften Thau
Der ſanftre Frühlingsſtrahl. Noch ſeh ich Seine Wangen
Gleich Roſen blühn, die noch in Eden aufgegangen,
Ach, daß ich ſie auch ſchon ſo früh verwelken ſchau!
Ach, daß ein Aug erliſcht, das Herzen zu ſich riß!
Ach, auf ſolch ſchönen Tag folgt ſolche Finſternis!

Den Jammer seh ich noch, der, wo **Ulrike** gienge,
Ihr schwarz Gefolge war, und starrend Sie umfienge:
Gleich Nächten, welche sich um Orionen drehn:
O, mögten sie auch hier, so bald, wie dort, vergehn!

Mein Fürst erbleicht! Ihn sah ich und mein Hoffen,
Wie Er im Sarge lag, den Augen traurig offen:
O, welch ein Donner schlug die mütterliche Brust!
Welch eines Todes war die Schwester sich bewust!
Wie zitterte mein Herz, als ich vom Tod durchdrungen,
Ihm Seines Kindes Tod voll Ahndung vorgesungen!
O, wie gerührt war ich! es lächelte der Tod,
Der meinen Schmerz gehört und gröſſern mir gedroht.
Was sah ich nicht vor prächtige Vergänglichkeiten?
Den untergehnden Glanz; aufgehnde Dunkelheiten!

So konte der gerührte Borgia
Sein menschlichs Herze nicht verstellen,
Als er erstaunt, im Sarg der schönen Isabellen,
Des Todes Greuel und den Rest der Schönheit sah,
Die einst den stolzen Karl entzükte,
Und spahrsam noch aus Staub und Moder blikte:
Wie, wann durch dikster Nächte Dunkelheit,
Oft einsam noch ein Stern verlorne Strahlen streut.
In einem Aug, aus dem die Majestät geboht;
Auf Wangen, wo vordem der Keuschheit sanftes Roht,
Der Tugend winkend saß; in einer Brust voll Liebe,
Der Grosmut Thron, und dem Pallast erhabner Triebe:
Hier sah er überall Tod, Fäulnis, Ekel, Graus,
Und Moderwürmer sich um Ihre Wangen streiten,
Und stieß aus seiner Brust den Rest der Eitelkeiten
Mit einem Dir, o GOTT! geweihten Seufzer aus.

Welt, Luſt und Schönen hold, dem Hof noch nicht entflohn,
Und noch geblendet von der Eitelkeiten Schimmer
Tritt Rance ohne Furcht in das ihm wehrte Zimmer
Der schönen, ach! zu ſehr geliebten Montbazon.
O, hielte ihn nur jezt der Ahndung Arm zurük!
Unglüklicher! was ſieht hier Dein erſtaunter Blik?
O, welch ein lautes Ach! o, welche ſchnelle Thräne,
Bejammert Ihren Tod und nüſſet Deine Schöne?
O, welch ein Vorwurf ſtellt ſich Deinem Anblik dar?
Du ſiehſt Gedärm und Blut wo eine Schönheit war.
Wer drükt die Regung aus, die der Verliebte fühlte,
Als er der ewgen Ohnmacht nah,
Wo des Zergliedrers Hand mit frecher Freiheit wühlte,
Der ſchönſten Augen Trümmern ſah?
So ſah er Sie, ſein himmliſches Vergnügen,
Wie Sonnen, die verfinſtert, vor ſich liegen;
Ein Aug, das in ſein Herz der Liebe Pfeile ſchoß,
Und, wann es lächelte, von Anmut überfloß!
Wie jammervoll dacht er an jenen Mund zurüke,
Dem ſelbſt die Morgenröhte wich;
Und an ſo manchen Blik der feuervollen Blike,
Dem auch der prächtge Bliz nur unvollkommen glich!
Die Schwehrmut lieſſe ſich auf ſeine Glieder,
Wie eine Wetterwolke, nieder;
Ein Schauer ſchwunge ſich in ſeinen Geiſt,
Dem Schauer gleich, wann ſich der Geiſt vom Leibe reißt.
So ſah er Sie, die Schönſte ſeiner Zeiten,
In Ihr den Tod, und in dem Tod die Ruh;
Entſchloß ſich ſchnell, und floh, des Hofes Eitelkeiten
Vorbey, der Trape Wüſten zu. *

* Siehe von dieſen merkwürdigen Begebenheiten, mit mehrerm die ihrer Schönheit und Nuzbarkeit wegen beliebten, vermiſchten Abhandlungen und Anmerkungen u. ſ. w. S. 593.

Wie lang ſoll ich, o GOTT! mein Opfer Dir zu bringen,
Mich oft durch einen Schwarm von Eitelkeiten dringen?
Und, o, welch eine ſchwehre Nacht
Drükt Seelen, die der Leib ſich unterwürfig macht!
Verſuchend regen ſie ihr himmliſches Gefieder,
Ihr Mut erhebet ſie; die Ohnmacht drükt ſie nieder:
Wer ſtillt ein brauſſend Blut? Nichts hemmt der Triebe Lauf;
Und Wünſche dringen ſich uns wider Willen auf.
O, was iſt doch ein Herz, wann es noch irrdiſch iſt?
Des Menſchen Herz! Aus einer Quelle fließt
Sein Zittern und ſein Mut; im Glük iſt es ein Held;
Ein Flüchtling, wann die Noth ſich ihm entgegen ſtellt:
Gleich einer Welle, die an einem Sturme feſt,
Sich Himmeln naht und einen Abgrund hinterläßt,
Indem ſie fällt.

Wie thöricht hat mein Wunſch ſich hier ein Glük gewählt!
Wo ſuch ich Dich, o Troſt! wann Sorgen ungezählt,
Gleich langen Reifen mich ermatten?
So ſucht umſonſt des Frühlings Sängerin,
Den ungetreuen, den unholden Gatten,
Im kühlen Labyrinth verſchwiegner Schatten;
So flieht er ſie; ſo ſucht ſie ihn!

Ein Glük, das unſre Wünſche nicht bewegen,
Das hold dem Ueberfluß, und feind dem Mangel iſt:
Wie oft ein ſtiller Abendregen
Dem dürren Feld vorbey, in feuchte Tiefen fließt:
Dies iſt das Glük der Welt! dies Glük regiert die Tage,
Die Weiſe fliehen ſehn, und iſt der Unſchuld Klage.

GOTT! Deine rechte Hand voll, Güte sonder Schranken,
Streut Sterne durch die Nacht und mahlt Dein prächtigs Bild:
Wie, wann Dein Cherub mit unsterblichen Gedanken
Den grossen Umfang seiner Seeligkeit erfüllt.
Du bist es, der die Morgenröhte weket,
Und öfters donnernd sie im leisen Schlummer schreket;
Aus dessen sanftem Mund die Lebenswinde wehn;
Der Himmel von sich haucht, die wie ein Traum vergehn,
Wann es sein Zorn befiehlt; vor dessen ernstem Blike
Die Sonnen, stolz, wie eines Königs Glüke,
Als Funken seiner Allmacht übergehn.

O GOTT! wann Deine Hand Gestirne streut;
Die Morgenröht erwacht, wann es Dein Ruf gebeut;
Dein Mund das Leben giebt, und Himmel von sich hauchet;
Dein Zorn sie sterben heißt, so wie ein Traum verrauchet;
Und Sonnen Deiner Allmacht Blike,
Nur Funken und kaum sichtbar sind:
Warum verfolget uns parthenisch, flüchtig, blind,
Ein nur im Wechsel sich gefallend Glüke?

Denkst Du an uns, der Du so grosse Thaten thust,
Wann Du auf Triften, wie auf Himmeln, segnend ruhst?
O, Ja! Du denkst an uns; und in den sanften Fluren
Gehn wir auf Deiner Macht und Deiner Güte Spuren:
Die Welt, und was in ihr, zu künftgen Welten lebt,
Gleicht einem Himmel, dessen Heiterkeiten,
Noch hin und wider Dunkelheiten
Ihn zu verschönern, eingewebt.

O, wie vergeblich ſind die Sorgen die uns quälen!
Dein Wille, GOTT! bleibt unſre Pflicht!
So wie wir uns nicht unſre Väter wählen:
So wählen wir auch unſer Schikſal nicht.
Ja, Deiner Vorſicht ſind wir mehr als eine Sonne,
Die ungerührt von ihrer eignen Wonne,
Sich, unbewuſt der Pracht, die ſie umſtrahlt,
Wie ein geblendter Sklav, im ewgen Kreiſſe drehet;
Ihr Bild nicht ſieht, das ſie auf Waſſerwogen mahlt;
Und das Geboht nicht hört, worauf ſie ſtille ſtehet.

Dritter Gesang.

Hier, wo ich mich noch oft tief in die Zukunft wage,
Die meine Hofnung traurig durchgedacht,
Schallt mein verlassnes Lied und ungehörte Klage,
Durch die von mir bewohnte Nacht.

Noch fliesset durch die schlummerlosen Glieder
Des muntern Tags geschäftiges Gefühl;
Der Schuzgeist nächtlicher, einsamer Lieder,
Hört wachend mein geweihtes Saitenspiel.
Es schlägt die Mitternacht,
In der Lorenzo scherzt; Youngs hoher Kummer wacht;
Der ernste Dichter! dessen himmelvolle Klagen,
Die Nächte Albions auf stolzen Flügeln tragen;
Der wie ein Pelikan, vertieft in seinen Gram,
Zu seiner wunden Brust, die grosse Zuflucht nahm.

So mancher Freund erblaßt! und ich, zu sterben
Erwart ich ärmster noch ein allgemein Verderben?
Wann alles vor mir stirbt: bleib ich allein?
Mein und der Welten Grab, wird dies ein Grab nur seyn?
Erfodert wohl der Tod von einer Müke,
Daß eines Himmels Einfall sie erdrüke,
Und wann ihr kleiner Fittig lodert,
Wird einer Sonne Glut zu diesem Brand erfodert?
Was säum ich noch den Lauf, den ich vollenden soll,
Den kurzen Lauf, gelassen zu vollbringen?
Eröffnet sich der Abgrund wohl
Um einen Tropfen zu verschlingen?

Doch, wo ich geh, o Tod! geh ich auf deinen Wegen,
Wo keiner mich verführt, der Ewigkeit entgegen.
Jüngſt, als mein Aug erwacht; was war ſein erſter Blik?
Ach! eine Leiche wars; vor welcher ich zurük
Tief in mein Herz entwich. Ein künftger Staub!
Zukünftger Wirbelwinde Raub!
Wie wir gleichgültig die gewohnten Sterne ſehn,
Und wann Kometen ſich in nahen Wirbeln drehn,
Alsdann erſt nach den wundervollen Höhen
Mit aufmerkſamen Bliken ſehen:
Nur ſo gedenken wir, wann wehrter Freunde Tod,
Die harte Bruſt durchflicht, der allgemeinen Noht.

Ihr Gräber! die ihr ſtets den Sorgen offen ſeyd,
Den mir, wann alles flieht, nie ungetreuen Sorgen:
O, welch ein Schaz von Ruh und Zeit und Ewigkeit,
Liegt tief in eurem Schoos verborgen!
In allem ſeh ich Flucht, nur in dem Tod Beſtand.
Ihr Gräber ſeyd allein des Weiſen Vaterland!
Der Tod macht Weiſe, nicht das Schattenſpiel der Welt.
Die einem Kerker gleicht, von auſſen ein Pallaſt,
Wo ein Gefangener dem andern ſelbſt zur Laſt,
Und wechſelnd ſeine Plag, im Schmerz ihn unterhält;
Wo Weiſe ſich nach ihrer Freiheit ſehnen.
Wie wunderbar, wie flüchtig ſind des Lebens Scenen,
Oft an der Nohtdurft arm, am Ueberfluſſe reich!
Die glüklichſten ſind jenen Träumen gleich,
Die uns aus den geliebten Bliken
Die holde Gegenliebe prophezeyhn:
Zu flüchtig, wirklich zu beglüken,
Zu lebhaft, Träume nur zu ſeyn.

O, wie betrübt ſeh ich die Augenblike wandern!
Mit meinen Seufzern ſeh ich meine Stunden fliehn,
Und ein Gedank erſcheint dem andern
Und fraget ihn: Wo ſind ſie hin?

Wo ſind ſie hin, ach! ſie, die mich vergnüget?
Um die mein zärtlichs Herz, ſie zählend, klagt;
Nach welchen, wann ihn Traum und Phantaſie betrüget,
Mein tiefer Kummer oft noch hoffend fragt?

Schnell, wie in Wölken, die das Schwerd des Donners theilet,
Die Wunde, die es ſchlägt, von ſelbſt ſich wieder heilet:
So flieht die Zeit! umſonſt, eilt der Gedank ihr nach:
So ſchnell entfliehet nicht ein unbedachtſam Ach
Des Jünglings Bruſt. So ſchnell rührt Ormus Perle nicht
Das Aug des Geizigen, aus dem der Wucher ſpricht.
Ja! ſie ſind hin die ewig wehrten Stunden!
Die Stunden meiner Ruh, die ich die ſchönſten pries!
Wie eine Frühlingsnacht ſind ſie verſchwunden,
Wie eine Nacht, die Wunſch und Seufzer hinterließ!

Ach, alles ſtirbt! Gedanken ſelbſt vergehen,
Gedanken! die wir niemahls wiederſehen.
Wo biſt Du? o Vergangenheit!
Soll kein Erinnern Deine Nacht erhellen,
Und ſchlagen über dich bereits die ſchwarzen Wellen
Des Meeres der Vergeſſenheit?

Wie unverantwortlich verthut ein Thor die Zeit!
Kaum daß ihr flüchtger Anblik ihn ergezet;
Wie ohne Zwek ein Kind im Schachbrett Steine sezet:
So dient er ohne Zwek, in falscher Sicherheit
Der undankbaren Eitelkeit.

Traut nicht, o Sterbliche! den Lüsten, die euch winken,
Die Reue bleibt zurük, und sie vergehn:
So flieht der Bliz, und läßt, wann wir uns sicher dünken,
Thürm und Palläste brennend stehn.

Und, ach! in einem Herz voll Eitelkeiten,
Wo Triebe mit den Trieben streiten,
Ist der Gedank des Tods, das, was im Ocean
Ein Regentropfen ist.
O, wer ist, der an Dich, o Tod! gedenken kan,
Und nicht die Welt und ihren Tand vergißt?

Wie seelig der, durch den des Todes Warnung dringt!
Der aber, der die Zeit dem Geiz der Wollust schenket;
Und den Gedank erstikt, der Dich, o Tod! gedenket,
Gleicht einer Mutter, die ihr Kind dem Moloch bringt.

O, wie vergänglich ist der Menschen Freude?
Und ihre Pracht ist wie von einem Todenkleide,
Die fürchterliche Pracht!
Die Augenlust der künstlich hellen Nacht;
Das Blendwerk der erleuchteten Palläste,
Ist Todenfakeln gleich: Der Fürsten stolze Gäste,
Sind das Gefolg, vor dem die grosse Leiche geht;
Der Hof, der Strudel wo sich ihre Ruhe dreht.

In Augenblike seh ich Augenblike fliessen,
Und traurig, wie ein Tag den andern Tag verdringt:
Wie eine Eitelkeit die andere verschlingt:
Gleich Ströhmen, welche sich in andre Ströhme giessen.

Der Eitelkeit Gedank ist aus dem Tod entsprungen;
Nur er hat ihn zu erst in unsrer Brust erwekt:
So wurde nach und nach durch Erderschütterungen,
Durch Ueberschwemmungen, das erste Gold entdekt.
Indessen herrschet sie, freiwillig dienen Thoren;
Gezwungen ist der Weise unterthan;
Sie und die Sterblichkeit sind uns gleich angeboren,
Und keine fliehet, wer nicht beyde fliehen kan.

Könt ich in dieser Welt nur einen Ort
Von Eitelkeiten leer erbliken:
Wie unaussprechlich wäre mein Entzüken!
Wie schnell gieng nicht mein Lauf zu seiner Ferne fort!
Doch, ach! vergebens seh ich hin und her:
So wie der Reisende, von Mördern angegriffen,
Nach dem Erretter sieht; der Wandrer auf dem Meer
Im untergehnden Schiff nach andern Schiffen,
Und ihrer Hülfe sieht. Wohin mein Aug nur blikt,
Wird ihm das Bild des Eitlen eingedrükt.

Mein Dichten selbst ist Eitelkeit;
Ich sing der künftigen Vergangenheit
Ein Lied von meinem Gram. Auf meinen eignen Wegen
Geh ich, o Nachwelt! Dir in stillem Ernst entgegen.
Du selbst vergehst! o welche Eitelkeit!
Wird mich, nicht ungerührt, Dein künftger Kenner hören?

Das Land, das Milton hört, gönnt mir kein günſtigs Ohr;
Verfallene Freuden wird mein Nachtgeſang nicht ſtöhren;
Auch Taſſo's Vaterland mir keinen Blik gewähren:
Getroſt! mich höret Theodor.

Wie klein ſcheint alles mir,
Gleich Fernen, die dem Blik zulezt entgehen!
Selbſt Enakiten ſcheinen mir Pygmäen:
Das Groſſe ſeh ich nur o, Ewigkeit! in Dir.
Ich ſeh von Deinen Höhn, wo reinre Geiſter denken,
Der Menſchen Schikſale ſich ſchwehr herunter ſenken;
Nichts widerſezt ſich ihrem Lauf,
Und, Helden gleich, hält ſie kein Wall von Leichen auf:
So wie dem Groſſen Friederich,
Wie dem Unſterblichen, kein Sieg zurüke bleibet;
Wie Er ein Heer zerſtreut, gleich Wolken, welche ſich
Ein Sturm zuſammen weht; dann prächtig vor ſich treibet.

Hier liegt mein künftiger, mein ungewiſſer Tag:
So wie dort Phrygiens berühmter Knote lag.
Das künftge Jahrhundert liegt ſeinem Sturze nah;
Ein anders iſt bereits, es zu erſezen, da:
Wie, wann ein Schneegebürg ſich ſchwehr herunter wälzet,
Ihm gleich das zweyte folgt, mit dem das dritte ſchmelzet.

Wer zählt des Meeres Sand und unter tauſenden,
Wird der verwirrte Blik das erſte Sandkorn ſehn?
Und werden wir dereinſt im Meer der Ewigkeit
Die Kartenblättern gleich vermiſchte Zeit,
Von unſern guten und von unſern böſen Tagen,
Das Unterſchiedne ſehn und einen Ausſpruch wagen?

Werd ich noch dort der Jugend trüben Morgen sehn,
Der, wie des Römers * Roß, voll Mut zum Abgrund eilet?
Wie früh seh ich ihn nicht, in Klagen eingetheilet,
Des Alters Pfad vorbey, des Todes Strasse gehn?
Und werd ich sie, auch dort noch unbereuet,
Die hier noch nie bereute, sanfte Stunde sehn,
Da ich o . . . . Dir den ersten Wunsch geweihet?
Wird sie zum zweytenmahl, mir dort, wie hier, vergehn?
Und werd ich dort die Nacht, die dunkle Nacht noch sehn,
Die meines **Fürsten** holde Jugend kürzte?
Wo meine Thräne floß, und von der Zukunft Höhn
Auf meine Seele sich ein kalter Schauer stürzte?
Seh ich noch dort des sanften Augenblikes Spur,
Da ich, **Holdseeligs Kind!** Dir meine Treue schwuhr?
Prinz, der **Du** unbewust des Falls, der uns erschüttert,
Unschuldig lächelnd sahst, wie wir vor ihm gezittert!
Du grüneſt Stauden gleich, im heilgen **Libanon**
Einst prächtge **Cedern** . . . . O! welch ernste Künftigkeiten
Verbirgt **Dein** sanfter Scherz? **Dein** Auge wandert schon
Im **Väterlichen** Feld
Der angeborenen Vollkommenheiten:
Ein Aug, in dem der künftge Held
In voller Rüstung strahlt, und im Entschluß, zu streiten,
Sich schon im Sieg gefällt.

Ach! soll mein Geist sich noch fern von der Stille sehn,
Und stets in einem Kreis trostloser Klagen drehn?
Der Sonne, die im West, der, die im Ost uns strahlet,
Und nicht nur in dem Meer, nein, auch im Thau sich mahlet;

* Curtius.

Wie traurend seh ich ihr, wie ohne Schlaf und Ruh,
Hier in dem Untergang; dort in dem Aufgang zu!
O, welche Zinse soll ich deinem Geiz entrichten,
Und wann ruh ich, o Zeit! von Sorgenlasten müd?
So manch Geschäft und die Erfüllung mancher Pflichten,
Stöhrt mein ach! nur zu oft, von Dir verlassnes Lied.

Umsonst winkt mir die Gunst der Grossen und das Glük:
Der Circe sanfter Ton ruft nicht den Wunsch zurük,
Der nach den Gräbern geht. O, welche Dunkelheiten,
Umschweben Dich, o Tod! und doch bin ich Dein Freund?
Ja, ihr seyd mir verhaßt, ihr prächtgen Eitelkeiten!
So, wie die Höflichkeit von einem Feind;
So, wie die Thräne, die vom Aug des Heuchlers fließt,
Mir ekelhaft und unerträglich ist.
Wie haß ich jenen Sklav, an Wollustketten fest,
Der sich wie ein Kamel demütig niederleget,
Und von der Eitelkeit sich schwehr beladen läst,
Und mit Gedult und Schimpf die Zentnerbürden träget!

Doch vielleicht bin ich selbst der Kummer der mich quälet,
Und meinem Glük hat nur Zufriedenheit gefehlet?
Manch übereilter Wunsch hat mir vielleicht die Welt,
Und manch mislungner Zwek, ihr süssestes vergällt?
Des Lebens schönste Seit ist mir vielleicht verborgen,
Und tollkühn stürz ich mich in einen Schwarm von Sorgen:
Wie sich dort Decius in Tod und Feinde stürzt,
Und römscher Großmut voll, sein theures Leben kürzt?

Selbst in den Weisen herrscht nicht stets der innre Friede,
Und Weise werden auch des Himmels Schönheit müde:
Zu glüklich, wann die Furcht und Hofnung jener Welt,
Das Leben und den Tod im Gleichgewicht erhält.

Das Leben gleicht dem Strohm, der bald mit ſtillen Wellen
Den Durſt des Meeres ſtillt, bald über das Geſtad
Aufrühriſch ſich ergießt, und keinen ſichern Pfad
Dem Pilgrim übrig läßt:
Doch, Du, nur Du allein, o Tod! Du ſteheſt feſt,
Und gleichſt dem Damm, den wir dem Strohm entgegen
ſtellen.

Was ſeh ich durch die Spalten meiner Dunkelheit?
Was ſieht mein Blik? ſieht er in Dich, o Ewigkeit!
Wie wir durch Himmel, die geſchwinder Blize
Geſchärfter Fittig trennt:
Wie wir durch öder Mauren düſtre Rize,
Wo die Geſchichte noch zerſtöhrte Schlöſſer nennt,
Ein dunkles Etwas, welches uns verwirrt, erbliken:
So ſehn wir durch der Gräber Dunkelheit,
Durch Eitelkeit und Welt, in Dir, o Ewigkeit,
Die Freuden, die uns einſt in Deinem Schoos entzüken!
Welch ängſtlich freudig Herz erſchüttert meine Bruſt?
O könnt es ihr entfliehn! wie jauchzet meine Luſt!
Weit lauter, als die Luſt des Fürſts der Höllen,
Da er in einem Schaum von ſeinen ſchwarzen Wellen
Das Ungefähr der ſtarken Geiſter fand.

Mein Bau, o Ewigkeit! ruht ſtolz auf Deinem
Grund;
Ihn ſoll der Untergang der Welten nicht verheeren;
Zu ſeiner Quelle lauft kein Strohm zurük:
Und in ihr erſtes Nichts wird keine Seele kehren;

Dort wird ihr Lauf ſo lang als wie ihr Glük,
Und beydes wird die Ewigkeit durchwähren.
O Sak, der Du ſo ſchön des Glaubens Grund vertheidigt,
Des Glaubens, der Dich einſt mit Seeligkeit belohnt:
Sprich! welche GOTTHEIT iſts, die Wir beleidigt,
Und welcher GOTTHEIT Huld, iſt die, die Uns
verſchont?

Vorbericht

zu dem

Vierten Geſang.*

Ich habe die Gräber bereits in drey Geſängen betrachtet, und dafür gehalten, daß es vielleicht nicht unſchiklich ſeyn möchte, den wenigen Bogen, welche von der Unſterblichkeit der Seele handeln, ein Gedicht gleichen Inhalts, als den vierten Geſang, anzuhängen. Es iſt, wenn ich mich nicht irre, nicht genug, niemals an ſeiner Unſterblichkeit gezweifelt zu haben. Dieſe Wahrheit iſt zu wichtig, um niemals in Zweifel gezogen zu werden. So viele Zweifel glüklich aufgelöſt werden, ſo viele Gründe werden auch zu gleicher Zeit gefunden, womit dieſe göttliche Wahrheit bewieſen werden kann. So nimmt die äuſſerliche Ruhe und Sicherheit eines Staats mit jedem Siege zu, den man über die Feinde erhält, und ein Staat, der ſeine Feinde beſiegt hat, iſt ſicherer, als ein Staat der von ſolchen noch niemals angegriffen worden. Zweifel werden oft auf eine ſolche ſinnreiche und angenehme Art vorgetragen, daß ſie mehr Eindruck machen, als oft eine trockene mathematiſche Demonſtration zu machen vermag. So lange unſere Seele noch einen Körper und in der Gemeinſchaft mit ihm noch Leidenſchaften hat: ſo lange wird auch noch

* Zu beſſerem Verſtand dieſes Vorberichts finde zu erinnern nöhtig, daß dieſer vierte Geſang dem II. Theil des Verſuchs über die Seele als ein Anhang nebſt dieſem Vorberichte beygedrukt worden.

ein Vortrag, der die Leidenſchaften erreget, ſelbſt ſchwachen Gründen eine gewiſſe Stärke geben, und oft das helleſte Licht eines ſtrengen Beweiſes verdunkeln können. Es iſt alſo die Arbeit eines Dichters nicht überflüßig, wenn er Wahrheiten nach ſeiner Art zu beweiſen unternimmt, welche andere ſchon mathematiſch erwieſen haben. Wird unſer Verſtand gezwungen, einer Wahrheit Beyfall zu geben; ſo iſt dadurch noch nicht der Aufruhr des Herzens gedämpfet. Ein Dichter aber erweckt nicht nur das Nachdenken; ſondern rühret auch das Herz. Ich weiß nicht, ob ich gegenwärtig ſelbſt in dem Falle ſey, von dem ich rede. Meine Abſicht iſt wenigſtens keine andere, als dieſe, die Wahrheit der Unſterblichkeit unſerer Seele auch poetiſch gründlich auszuführen. In gegenwärtigem Gedicht mache ich hierzu den Anfang, und die weitere Ausführung verſpreche ich in dem fünften Geſange. Ich hoffe übrigens keinen meiner Leſer in einiger Ungewißheit zu laſſen, am wenigſten aber denjenigen, welcher das Werk ſelbſt, zu dem dieſer Anhang gehöret, mit Aufmerkſamkeit durchleſen. Ich verſpreche mir auch noch einen andern Nutzen von meiner geringen Arbeit. Ich habe, wie ich hoffe, die Thorheiten, von welchen die wenigſten Menſchen frey ſind, mit lebhaften Farben geſchildert, und die Vernunft bey ihrem Anblicke, gleich jenen Herolden ausrufen laſſen: Pompe de Néant! O könnte ich mit Beyſtand des Horaz meinen Mitbürgern in dieſer Welt begreiflicher machen, daß es Thorheit ſey,

in einem Hauſe, welches den Einfall drohet, Anſtalten zu einer ewigen Wohnung zu machen!

Tu ſecanda marmora
Locas ſub ipſum funus, et ſepulcri
Immemor, ſtruis domos.

Wir können uns den Eitelkeiten nicht anders entreißen, als wenn wir ihr Spielwerk wie Hippomenes die goldnen Aepfel, wegwerfen, um unſere Flucht zu erleichtern *). Wer würde wohl Bedenken tragen, ſelbſt eine Krone für die wahre Seelenruhe hin zu geben, wenn er einen wahren Begriff von ihr hätte? Können untergehende Gallionen den Geizigen nicht von der Vergänglichkeit aller Dinge überzeugen? Machen Ekel, Reue, Krankheit, Ueberdruß und die übrigen getreuen Gefährten der Wolluſt den Wollüſtigen nicht klüger? Wird der Ehrgeizige nicht gerühret, wenn man ihm zurufft:

- - - Cernis hos tumulos ducum?
Et nuda totis oſſa quae paſſim jacent
Inhumata campis? **)

Allein in der Welt, in welcher wir leben, ſcheint für die wahre Seelenruhe kein Raum übrig zu ſeyn. Sie muß alſo wohl in Dingen geſucht werden, die nicht für dieſe Welt gehören, und es muß ein Weg ſeyn, welcher uns in ein Land führet, wo der Unbeſtand keine Herr-

*) Obſtupuit virgo, nitidique cupidine pomi
Declinat curſus aurumque volubile tollit.
OVID. *Metam.* X. 11. v. 107.

**) Troas. Act. IV. v. 891. ſqq.

ſchaft hat. Wie vergnügt würde ich die vielleicht noch wenigen Tage meines Lebens zubringen, wenn ich alle Augenblicke dieſen ernſten Betrachtungen heiligen könnte! Erreiche ich dieſen Zweck nicht; ſo ſoll es doch ein Troſt für mich ſeyn, wenn ich den Leſern meiner Kleinigkeiten manchesmal Anlaß zu ſolchen ernſthaften Gedanken geben ſollte, welche ihnen beym Leſen deutſcher Tibullen und Properzen ſchwerlich einfallen möchten. Ehe ich ſchlieſſe, muß ich noch meinen Leſer ſehr ernſtlich bitten, meine Zweifel nicht für meine wahren Geſinnungen zu halten. Doch ich habe ohnehin keine Urſache zu fürchten, daß jemand ſo liebloß, ich will nicht ſagen ſo boshaft, ſeyn werde, von meinen reineſten Abſichten ein ſolches ſchwarzes Urtheil zu fällen.

Vierter Geſang.

Wo bin ich? wekt mich ſchon mein ungeſtümer Kummer?
Von welchem Traum bin ich erwacht?
Wo flog er hin, ach der unſtäte Schlummer?
Traurige Nacht?
Ach, ewig ſcheint mir Deine ſchwarze Dauer!
O welch ein Traum! ‥ ich wach? und noch iſt er mein Schauer?
O Zukunft! ‥‥ welch ein Traum von dir?
O Tod erſcheineſt du mit ſo viel Schreken mir?

Ich fühlte unter mir die fliehnde Erde wanken?
Vom lezten Tag ſah ich den blutgen Schein.
Welch eine Kluft ſah ich? ‥ Erſchrokene Gedanken!
O welch ein Wirbel ſchlung euch ein!
Wie? wird es dunkler? ach, von welchen Finſterniſſen
Wir meines Geiſtes Raum erfüllt!
Welch ſtarker Arm hat mich mir ſelbſt entriſſen?
Hin in das traurigſte Gefild,
Hin, wo des mächtgen Tods entzündte Lüfte ſauſen,
Wo der Vergeſſenheit einſame Waſſer brauſen,
Hin, wo der Höllenfluß aus tiefen Gräbern quillt?

Wie? hör ich nicht ein Murmeln? ‥ Wie im Grimme
Des drohnden Tods unlaute tiefe Stimme?
Gott! zwiſchen Seyn und Nichts, welch eine Kluft!
Und ach, in dieſer Kluft ſoll meine Seele ſchweben?
Wenn du aus meiner Bruſt den Athem weggeruft,
Ach, giebſt du meinem Geiſt auch denn ein andres Leben!
Ach, ſoll ich ewig ſeyn? ich ewig? Ach! ich Staub?
Ich, jedes Stummes Ziel? ich, jedes Unfalls Raub?

Ach, ſoll ich ewig ſeyn, um ewig mich zu quälen?
Nur Unruh, oder Tod, ſonſt bleibt mir nichts zu wählen,
Und du, o Tod, biſt du nicht meines Weſens Ziel?
Und dauret noch nach dir mein langes Trauerſpiel?
Mein ewigs Trauerſpiel? O höre meine Klagen,
O höre ſie, verſchwiegne Nacht!
Ihr Gräber, öffnet euch! laßt mich die Schatten fragen,
Ob Sterben glüklich macht!
Erſcheinet mir, Bewohner öder Grüfte!
Beſucht die längſt von euch verlaßnen Lüfte,
Und einen Sterblichen, der euch, wenn alles flieht,
Mit unerſchroknen Bliken ſieht!
Ihr zaudert! ach, euch hat vielleicht ein ewger Schlummer
Vom Seyn und von dem Kummer,
Von Zeit und Ewigkeit,
In gleichem Augenblik befreyt.
Ach hätt ich euch zurük, ach, euch, verlebte Stunden,
Wo ich der Weisheit thöricht nachgedacht!
Wo ich die Ruh geſucht und nirgends ſie gefunden!
Hätt ich euch jugendlich in Scherzen zugebracht!
Hätt ich ein reines Blut durch ein zu ernſthaft Denken
Nicht ſelbſt vergiftet, und dem Kummer gleich gemacht;
Den ſchwarzen Gram, in den ſich meine Freuden ſenken;
In deſſen Schlamm ſie untergehn!
Ich könnte ruhiger, ich könnte ſonder Klagen,
Den lezten Augenblik von wolluſtreichen Tagen,
Mit Lachen ſterbend, kommen ſehn!
Ich ſtürb den Geiſtern gleich, den großen Geiſtern gleich,
Die ſelbſt der Götter mächtigs Reich

Verheert, und ſie vom hohen Thron geſtürzet,
Und, wenn ein Unfall kam,
Der Freuden Feind, dem Gram,
Mit ihrem Seyn zugleich den ſchweren Lauf gekürzet.

Ach, ſchnell wie ein Geſpenſt ſind ſie der Hand verſchwunden,
Die kühn nach ihnen griff, des Lebens leichte Stunden!
Was quält ihr mich? verſchmäht den kleinen Raum der Zeit,
Ihr Sorgen, groß genug für eine Ewigkeit!
Was ſäumſt du, Unbeſtand? wirſt du auf deinen Schwingen,
Die Ruhe, die du nahmſt, mir einſt nicht wieder bringen?
Bleibt mir mein Gram allein, und wechſelt alles ab?
Iſt nur für meinen Leib, und nicht für ihn ein Grab?
Betrüglich iſt der Schluß, der aus dem Raum der Zeiten
Den Lauf von meinem Seyn führt in die Ewigkeiten,
Und meiner Tugend, hier im Leben unbelohnt,
Den Lohn vom Tod verſpricht, der ſelbſt den Geiſt nicht ſchont!
Des Laſters Leichenſtein läßt noch die Nachwelt leſen:
Hier ruht das Laſter ſanft, und iſt beglükt geweſen.

Wie elend wird der Menſch, der ſich im Stolz verlohr?
Der Staub will ewig ſeyn? was hofft und baut der Thor?
Paläſte für den Bliz, und für den Donner Thürme?
Weiß er, daß vor dem Tod auch Allmacht nicht beſchirme?
O kleiner Unterſchied, der uns von Würmern trennt!
Sie ſterben unbeklagt; wir werden noch genennt.
Verächtlicher als Gras muß oft ein Held vergehen,
Und Götteraſche ſich in Luft und Wellen drehen.
Die Erde .. ach, verwünſcht ſey ihre Fruchtbarkeit!
Daß ſie den Menſchen zeugt, hat nur den Tod erfreut.

Die Opfer sind umsonst, die wir den Leichen bringen,
Und im erstarrten Blut war ihrer Seele Sitz;
Die Trauerlieder, die wir wehrten Schatten singen,
Der Gräber Pracht, zeugt von der Thoren Witz.
Ists wahr, was uns von finstern Höllenflüssen
Ein Wiegenlied, und das Geschwätz der Fabel lehrt?
Wann hat die Augen, die wir ewig dunkel schließen,
Ein Tag noch wieder aufgeklärt?

Wie lang verliert sich noch der Mensch in tiefen Sorgen,
Und opfert der Vergänglichkeit?
Auf gleichem Flügel gleicher Zeit
Flieht unsrer Jugend Gram, und ein Gewölk am Morgen.
Ach, alles was wir sehn,
Ach, alles ist nur Schein! ein Blendwerk unsrer Sinnen!
Was Weise thun; was Helden stolz beginnen,
Wird mit der Thoren Thun, der Sclaven Thun vergehn!
Wie wann in schnellen Feuersbrünsten
Hier ein Palast, dort eine Hütte glüht,
Und nur in einem Rauch der Rest von beyden flieht:
So mischet die Vergessenheit,
Die Feindinn von dem Unterscheid,
Die Dummheit mit dem Witz, Unwissenheit mit Künsten.

Nur Schattenbilder sinds, womit die Seele spielet,
Ihr schwaches Aug verträgt kein heller Licht.
Das Glück, das ihr gesehn, habt ihr es auch gefühlet?
Betrogne! Schatten fühlt man nicht.
Des Nachruhms ungehörter Schall,
O Held, ist der der Grund von deinem Streit und Fall?
Und suchst du deinen Tod auf ungebahnten Wegen?
Das Zauberwort des Ruhms, kann das den Sturm erregen,

Der tauſend niederſchlägt,
Und dann erſt ruhend ſich in Schooß der Grüfte legt?
Wir ſchweben dunkel in dem Land der Phantaſeyen,
Wo man ſtets wünſcht, und nie genießt,
Wo unſer eignes Herz von Circens Zaubereyen
Die fürchterliche Werkſtatt iſt.
Ach, ſind wir alle denn gleich ſterblich, gleiche Thoren,
Und ewig einſt, ſo bald des Schrekens Stimme ruft,
Im dunklen Labyrinth der Grufft,
Zum Staub verdammt, vergeſſen und verloren:
So ſing auch künftig ich von Lieb und Wein,
Und meine Wiſſenſchaft ſoll nur die Thorheit ſeyn
Und die Unwiſſenheit, des ſtolzen Hofmanns Zierde,
Beiohnet mich vielleicht, dereinſt mit höhrer Würde,
Mit unverdientem zwar, doch größerm Glük,
Die Reue rufft dich noch: komm, erſte Zeit zurük,
Und ſey der Luſt geweiht, vor der ein Weiſer fliehet,
Weil er, Minervens Vogel gleich,
Nur in der Nacht, und nicht am Tage ſiehet;
O komm! und mache mich den andern Thoren gleich.
Doch wenn ſo oft auf mich ein Strohm von Unglük rauſchet,
Und keine Stunde Ruh, von Neidern unbelauſchet,
Mich noch verlaſſen hat:
Wann das Geſchik mir ſtets verſagte, was ich baht,
Wann mich im kurzen Schlaf der Sorgen Stürme ſtören,
Und dann ich gänzlich aufzuhören,
Beſtimmet und verwünſchet bin:
Wo ſind ich wahre Luſt? wo flieht mein Kummer hin?
Mir ekelt vor dem Ruhm; mir ekelt vor dem Lärmen;
Mir ekelt vor der Einſamkeit.
Ich lache, wenn die Thoren trunken ſchwärmen,
Und lächerlich ſcheint mir des Weiſen Nüchternheit.

Ja, wenn wir nie das Land, von dem wir träumen, ſehen,
Und in dem Meer des Nichts auch Seelen untergehen:
Unwürdig eines Gotts, des Zufalls würdiger,
Biſt du, o Welt für mich kein ernſter Anblik mehr!
Gleichgültiger, als ich, von Kindern aufgebauet,
Oft einem Kartenhaus halb lächelnd zugeſchauet,
Und Stunden, die beym Tanz in wilder Nacht vergehn,
Und manchem Poſſenſpiel der Bühne zugeſehn:
Will ich mein Leben ſehn, mit meinen Sorgen fliehen!
Kein Glük ſoll meinen Wunſch; mein Wunſch kein Glük bemühen!
Vom lezten Ruderſclav bis auf den erſten Held,
Bleibt alles mir verhaßt, bleibt alles mir vergällt.

Wo bin ich? ach, in welche Welt
Hat mich, Verborgener! dein mächtger Schluß geſtellt?
Ich hab den Tag geſehn, an dem die Bosheit ſiegte,
Und ohne Schuz die Unſchuld war.
An dem das Laſter ſich im Schooß des Glüks vergnügte;
Vor ihm vorbey gieng die Gefahr.
Und keine Strafe kömmt in einem andern Leben?
Und keine Zukunft ſoll den Lohn der Tugend geben?
O GOtt, in welche Welt,
In welcher Dinge Reih hat mich dein Wink geſtellt?
Wo, irrend in noch unbeſtimmten Schranken,
Die Fäden zweifelnder Gedanken,
Die mir die Schwermuth eingeflößt,
Und, wann der Tag ſie ſcheucht, die Nächte wiederbringen,
Sich oft in einen Knoten ſchlingen,
Den nur der Tod, mein ewger Tod, einſt löſt!
O welche Welt,
Die dich, Allweiſeſter, für ihren Schöpfer hält?

Ich ſuch Vernünftige, die dir freywillig dienen:
Was ſind ich? Himmel, ach, anbethende Maſchinen!
Welch Aberglaube täuſcht uns unterm Schein,
Von deinem Dienſt, o GOtt, die Wiſſenſchaft zu ſeyn!
O Sterbliche! ihr geht in ewgen Finſterniſſen,
Wo euch ein Strahl nur führt; das warnende Gewiſſen;
Doch dieſer Strahl, dem oft das Laſter ſcheu entwich:
In wie viel Farben theilt er ſich?
Nur ein Gewiſſen heißt den Königsmord begehen,
Und den, als Märtyrer auf glühndem Holze ſtehen.
Gewohnheit lenkt das Vieh, die Menſchen Vorurtheil.
Ach, bin ich denn allein für dieſe Welt gebohren?
Im ewigen Gedräng von Bosheit und von Thoren?
Dem Ganges iſt das Blut; das Recht der Tiber feil,
Und von der Tugend bleibt einſt kaum der Name mehr,
Und alles, alles, ach! beweiſt ein Ungefähr!
Ein Ungefähr? ich zittre - - welch ein Schauer!
Mich deucht, ich ſeh ſelbſt die Natur in Trauer,
Daß ein Gedank entſtanden iſt,
Der den, der ſie erſchuff, in dem ſie ſchwebt, vermißt,
Wo er allgegenwärtig iſt!

O Nacht! o Quelle meiner Trauerlieder!
Schlafloſigkeit! wie viel hab ich gedacht,
So oft du mir erſchienſt! du aber, bange Nacht,
Wie lange dekt mich noch dein zauderndes Gefieder!
Wie lange ſeufz ich noch, verworren, ungewiß,
Noch blinder, als die blinde Finſterniß?
Ach, Vorurtheil, du biſt ſchon unſrer zärtſten Jahre
Allmächtiger Tyrann!
Ach du begleiteſt uns bis zu der Todtenbahre!
Nun, frey von dir, ſeh ich, daß ich nichts hoffen kann,

Daß mit dem Athem auch der Geiſt vergeht,
Daß ihn mit unſrem Staub ein Wirbelwind verweht!
Ach, was der gröſßte Geiſt von ſich noch übrig läßt,
Vom Leibniz, welch ein Geiſt! ein Geiſt faſt ohne Schranken,
Von Newtons göttlichen Gedanken,
Was bleibt uns? ach, der Aſchen dunkler Reſt!
Der Aſchen, künftger Würmer Saamen!
Und noch ein ſchwacher Schall von ehmals lauten Namen!

So wirſt auch du mir noch, mein lezter Troſt, geraubt!
So hab ich dich umſonſt, Unſterblichkeit, geglaubt!
Ich war? ich bin nicht mehr? ich werde niemals wieder?
Ein ſchwarzer Schreken fließt durch die erſtorbnen Glieder.
Ach, warum trozt ich oft, umringet von Gefahr,
Auf eine Künſtigkeit, die ſchon vergangen war?
Ach, warum hoff ich noch, wenn Sorgen um mich ſchweben,
In dieſem Todtenthal ein auferſtehend Leben?
Wer leuchtet mir in dieſer Dunkelheit?
Wo iſt der Richter, der den groſßen Streit entſcheidt,
Und o, wie ungewiß ſind ſterbliche Gedanken!

Ein Zweifel macht den Schluß des tiefſten Weiſen wanken.
Das Merkmaal ſucht er noch, wie man das Wahre kennt,
Und zittert, wann man ihm der Zweifler Vater nennt,
Des Anarchs berühmten Schüler nennt.
Der urtheilt, ſchließt und irrt nach ſtrengen Schulgeſezen,
Und der bleibt ungewiß, aus Furcht, ſie zu verlezen.
Der glaubet, weil mit ihm die gleich getäuſchte Welt
Aus gleichem Vorurtheil ein gleiches Urtheil fällt.
Der Lehrer Mund beſtimmt ſchon unſre künftgen Schlüſſe,
Und ihre Nächte ſind auch unſre Finſterniſſe.

Wir sehn mit ihrem Aug, das öfters selber blind,
Und sehn die Dinge nie, so, wie sie wirklich sind.
Gleich einem Schiffer, der an Klippen hangen blieben,
Wohin ihn See und Sturm, und nicht sein Zweck getrieben,
Klebt unser junger Wahn an ihrem Irrthum fest,
Den mit der Jugend oft das Alter kaum verläßt.

Ja, die Vernunft hat mir zu sehr geheuchelt;
Die Wissenschaft hat mir zu viel geschmeichelt;
Die Wahrheit find ich nicht, die ich gesucht!
Und gröſsre Zweifel sind des Demonstrirens Frucht.
O Einfalt und Natur! Du hast oft überwunden,
Wo Kunst und Wissenschaft das Mittel schwer gefunden!
Dort, glüklicher als ich, in einem Haus von Laub,
Wohnt ohne Wiz ein Hirt, und glaubet, was ich glaub.
Um seine Ruh hat ihn kein Zweifel noch betrogen,
In sein einfältigs Herz ist noch kein Wahn gezogen!
Wenn Pascal selber sich des Geistes Stärke raubt,
Und an des heilgen Dorns verlogne Wunder glaubt.
O Wahrheit, möchtest du nur einen Strahl mir schenken,
Von deinem überirdschen Licht!
Gelassen will ich überdenken,
Warum es mir an Ruh; an Zweifeln nie gebricht.
Ich habe mich in einen Wald verirret,
Wo eine ewge Nacht des Wandrers Aug verwirret,
Und ungewiß die dunkeln Tritte macht!
Ich gieng, wo Pyrrho gieng, den, oft dem Abgrund nahe,
Sein treuer Schüler hielt, und vor dem Fall bewacht *);
Der, wo die Sonne schien, die allerdikste Nacht
Durchs falsche Glas des Zweifels sahe.

*) Daß andere eine solche vollkommne Gleichgültigkeit oder fast unnatürliche Zerstreuung der Gedanken mit deren Begriffe, welchen sie sich von dem Pyrrho machen, nicht zu vereinigen wissen, beruhet auf Gründen, die ich hier zu untersuchen für überflüssig halte.

O könnt ich fliehn, wo man nicht eine Stimme hört,
Wo Luft und Blätter ſchweigen,
Und die Gedanken, wann ſie aufwärts ſteigen,
In ihrem Sonnenflug nichts ſtört!
Wo auch kein Bach, der traurig murmelnd fließt,
Die Nahrung neuer Klagen iſt,
Und, wo befreyet von des Tages Lärmen,
Auch nicht der Nächte Schreken ſchwärmen,
Wo die Gelaſſenheit,
Von dir, o ernſte Ewigkeit,
Ein Lied in ſtiller Andacht höret!
Wo mich, o Allerheiligſter,
Die Wunder deiner Macht, und deiner Weisheit Ehr
Auch bloß ein ſtummer Anblik lehret.
O heilge Einſamkeit! gewähre mir
Gedanken von Unſterblichkeit und dir!

Woher entſtehen ſie, die Zweifel, die uns quälen?
Ja ſolche Zweifel ſind nur Zweifel ewger Seelen!
Ein mächtiges Gefühl; wer kann ihm widerſtehn?
Der Thor nennts Vorurtheil; der Weiſe das Gewiſſen,
Zwingt uns ein helles Licht zu ſehn,
Das Blinde thöricht ſchmähn, und doch ſich wünſchen müſſen.
Auf! wagt in euren Geiſt nur einen tiefern Blik!
Wie viel Gedanken ſind nicht ſtets in ihm zurük,
Und warum ſollen ſie hier nicht entwikelt werden,
Sind ſie nur für den Raum von dieſer kleinen Erden?
Je mehr ich forſch, je weiter muß ich gehn;
Je mehr ich ſeh, je mehr verlang ich auch zu ſehn.

In unſres Geiſtes uns noch unbekannten Schranken,
In ſeiner Tiefe, die nur der ihn ſchuff, ergründt,
Sind Millionen dunkler Gedanken,
Die für die Ewigkeit nur ſind:
Gleich Saamen, welche Stürme weit verwehen,
In einem andern Land beſtimmet aufzugehen.
Ich denke, bis mein Geiſt, der keine Ruhe hat,
Faſt ſtill zu ſtehn beginnt, vom ſchweren Denken matt,
Und doch wird mir ſtets etwas übrig bleiben,
Und niemals hab ich ausgedacht.
Gedanken, die einander treiben,
Wie ein Gewölk das andre flüchtig macht,
Die tragen mich mit ſchnellem Flügel
Auf ſchrekenvolle Höhn,
Auf andrer Welten höhre Hügel,
Wo größre Welſen nach erhabnern Sternen ſehn:
Wo fremde Sonnen, die der Sonne Glanz verdunkeln,
Vor der ein Mohr anbethend niederfällt,
In den Palläſien reinrer Himmel funkeln,
Und Strahlen ſtreun auf eine beßre Welt.
Und ein Gedanke, welcher neue Erden,
Eh Behaim ſie entdekt, vorher geſehn:
Soll deſſen Lauf vom Tod gehemmet werden?
Soll er vergeſſen untergehn?
Und ſollen wir umſonſt von ungemeßnen Räumen,
Wo unſre Erde ſich verliert,
Wohin uns einſt der Kahn des Todes führt,
Ach, ſollen wir umſonſt von einer Zukunft träumen?
Nein, dieſe Träume ſind für jene kurze Nacht,
Vor deren Ende uns ſo bang,
So bange wird! die uns oft ſo viel Unruh macht,
Sie ſind für ſie zu prächtig und zu lang.

Iſt unſer Geiſt ein Schiff, von reichen Laſten ſchwer,
Das nie in Hafen kommt, der ihm von ferne winket,
Und nur beladen für das Meer,
In ſeinen Abgrund unterſinket?
Ach, nirgends ſeh ich ja, mein höchſtes Gut, die Ruh;
Ich ſeh dem Lauf der Welt, wie einem Sturme, zu,
Der Maſten in der Sterne Gegend führet,
Und ſich ſo unſichtbar, als wie er kam, verlieret.
In dieſer Welt ſoll ich mein gänzlichs Ende ſehn?
Nein, heute noch kann ſie vergehn:
Zu gleichem Fall iſt nicht mein Geiſt erkohren.
Gedanken von der Ewigkeit,
Beweiſt, daß ich nicht nur für dieſe Zeit,
Für eine Zukunft auch gebohren.
Beweiſt, daß ihr vergeblich würdet ſeyn,
Dächt ich für dieſe Welt allein!
Ihr wäret Blumen gleich, die wir nur ſchauen ſollen,
Allein umſonſt genieſſen wollen.
Wer glaubt vom Wurme, deſſen träumend Seyn
In eines Tages Kreis die Vorſicht eingeſchränket,
Daß er, flieht nach und nach des Tages kurzer Schein,
Auf Ewigkeiten hofft? an künftge Tage denket.
Ach, ſoll dann unſer Staub des Geiſts, der ihn gelenket.
Und der betrognen Hofnung leztes Denkmahl ſeyn?
Fällt hinter uns die Thür des Grabes ewig zu?
Iſt dort für uns kein Glük; hier keine Ruh?

Was ſind die Güter, welche Thoren lüſtern machen?
Gemalte Trauben, die die Vögel an ſich ziehn;
Von welchen ſie betrogen fliehn.
Getroſt! Wir werden all an einem Tag erwachen,
Von einem Traum, von einer Nacht:
Der heute fällt und den der Morgen fallen macht,

Der in dem Elend, der im Rosenbett des Glükes,
Sind in der Ewigkeit nur eines Augenblikes
Vergangene Geschichte.
Entlegner Triften Furcht; das Schreken öder Wälder,
Des Helden Ehrgeiz irrt, und sucht Pharsalsche Felder;
Er findet sie und Ruhm und Blut.
Der Thor bricht durchs Meer; des Schiffes Flügel rauschen,
Für Thorheit Thorheit einzutauschen,
Und beyde finden nicht der Ruhe höchstes Gut.
Kommt, Thoren zu der Gruft! sprecht, ob ihr sie noch findt,
Die Wollust, die im Arm des Glükes lage,
Und deren schönste Frühlingstage
Nie sicher vor dem Dorner sind.
Ach, Eitelkeit nur ists, was ich in ihr erblike!
Sie gleicht dem Blize, der in gleichem Augenblike
Das Aug ergezet und verfehrt.
Es delt ihr Rosenbusch Gefahr und Schlangen,
Die sie uns nach dem Biß erst zeigt.
Wie treulos ist sie nicht? Wann sie am höchsten steigt,
So ist sie schon vergangen.

Ihr Gräber thut euch auf! zeigt mir die Seltenheiten,
Den Schaz, den geizig ihr in euch verschließt!
In euch verlohr sich schon ein Lauf von Künftigkeiten,
Der möglich war, und nicht mehr möglich ist.
Erweitert eures Reiches dunkle Schranken!
Sie sind zu eng für Welten von Gedanken,
Die künftig in euch untergehn,
Und wieder künftig auferstehn!
Hier kann man bey unausgedachten Siegen,
Zerstörte Carnavals, zerstreute Karten liegen,

Und ſchlummernd in den Armen einer Nacht,
Noch unvollkommen, noch unausgedacht,
Erhabene Theodiceen,
Und ungeſungne Opern ſehen.
Welch eine Deke fällt von meinen Augen ab?
Nun kenn ich erſt den Weg, der von der Wieg ins Grab,
Und von den Gräbern in die Ewigkeiten führet.
Bewundert ſeinen labyrinthſchen Lauf,
Ihr, die ihr forſchend euch in ihm verlieret!
Hier hört der Strom der Zeit zu rauſchen auf;
Hier wird vom Weltgetöß ein Athem kaum geſpüret!
Die Weisheit hemmet hier zukünftger Dinge Lauf,
Die nicht zu dem Entwurf der beſten Welt gehören:
Läßt Archimedens Zirkel ſtören,
Stürzt Cäſars Stundenglas, weil ihm kein Sieg mislung,
Und ſo blieb unvollendt der Welt Eroberung.
Ihr Gräber, die ihr voll Verſchwiegenheit
Der ewgen Weisheit Werkſtatt ſeyd!
Ach, laßt mich tiefer in euch bliken!
Wo iſt ſie nun, des Thoren wilde Luſt?
Ach, warum rief ich ſie zurük in meine Bruſt?
Der Anblik eines Grabs kann mich weit mehr entzüken.
Ein Gram, in dem vielleicht mein künftigs Wohl
Schon keimt; ein Gram, der mich nur weiſer machen ſoll,
Konnt er in meinr Bruſt, aufrühriſch und verwegen,
Der drohnden Zweifel Sturm, der Wünſche Krieg erregen?
Hier ſuch ich ja umſonſt die wahre Seelenruh,
Und auf mich ſtürmt ein Heer von Leidenſchaften zu,
Und warum gab ſie mir, die ewig weiſe Liebe,
Als für die Ewigkeit die ungemeſſnen Triebe?

So manche mögliche Veränderung der Welt?
Soll sie umsonst in öder Gruft verwesen?
Und wann ein Held, noch eh er sieget, fällt,
War dieser große Geist allein zum Tod erlesen?
Nur für der fliehnden Zeiten Raub?
Für die Vergessenheit? zum Moder, für den Staub?
O fliehet nur, ihr Sterne mit den Schatten,
Die mich umringet und umfinstert hatten!
Mein Geist, der heller strohlt, wird niemals untergehn,
Und euer Licht erlöschen sehn.
So wie man unter stolzen Pyramiden,
Die Memphis Sclaven aufgebaut,
Wann Zeit und Schikſal ihren Fall entschieden,
Noch unverweste Leichen schaut:
So werden einstens noch im Rest verrauchter Erden,
Die Seelen unversehrt gefunden werden.

Ihr Seufzer, wann vor mir im höhern Trauerspiel
Roms weiser euch verschwendt, und traurend sich gefiel:
Wann Young in stiller Nacht euch einsam zu sich winket,
Und tief in seinem Gram, als in ein Meer versinket;
O so kommt auch zu mir! mein Lied sey nur von euch,
Und meine Traurigkeit sey mir ein Königreich!
Durch sie beherrsch ich mich, und seh die Eitelkeiten
Stolz, wie ein Oetomann der Sclaven Demuth an:
Erhaben übern Kreis der flüchtgen Zeiten,
Stolz, daß im Meer der Ewigkeiten
Ich keinen Schiffbruch leiden kann!

Dort wird mein Traum erfüllt, von Geistern und von Welten,
Dort, wo kein Schlummer mehr, doch ewig Ruhe ist;
Wo nicht der Eitelkeit verrufne Münzen gelten;
Wo du, o Wahrheit, unsre Sonne bist:
Wo keine Wolken mehr sich um dich schlingen!
Da, wo die Flügel einer andern Zeit,
Mit leichterer Geschwindigkeit
Und ohne Nacht uns Tage wiederbringen.
Dort fangen wir zuerst das wahre Leben an,
Und unsre Scenen wird kein Zwischenfall verwirren:
Dort werden wir nicht mehr von Wissenschaft zu Wahn,
Von Furcht zu Hoffnung, und von Wunsch zu Klagen irren!
Hier ist ein Schritt nur von der Lust zur Reu;
Dort gehen wir, auf schon gebahnten Wegen,
In das Unendliche, stets gröſſerm Glük entgegen,
Und Frömmigkeit wohnt dort fern von der Heucheley!
Hier messen wir ein blutges Land nach Meilen,
Wann dort in Welten sich die reichern Geister theilen!
In welcher Gegend irrt mein Blik?
Wer wünscht sich wohl den schweren Traum zurük,
Den thöricht wir das Leben nennen?
O Ewigkeit!
Abgründe! sink ich schon? will sich mein Geist schon trennen?
Und seh ich schon von meiner Sterbenszeit
Den lezten Augenblik die schwarzen Flügel rühren?
Abgründe! soll ich mich in euch verlieren?
Dort seh ich Licht, und hier die tiefste Dunkelheit!
O Ewigkeit!

Fünfter Gesang.

Wo sind wir? welche Nacht! hier, Damon, laß uns klagen!
Hier wollen wir Nacht, Furcht und Schatten fragen,
Was unser künftigs Schiksal sey!
Getrost, wir lassen nicht die feste Hofnung wanken!
Wie süß ist ihre Schmeicheley!
Wie schmeichelt sie den traurigen Gedanken,
Daß die Unsterblichkeit ihr edler Ursprung sey!
Hier sieh ich still. Hier seh ich meiner fliehnden Ruh,
Der Beute manches neuen Kummers,
Fern von dem Traumgefild des Schlummers,
Wie einem Flüchtling, den der Feind verfolget, zu.
GOtt, welch ein Unbestand! so mancher Freunde Tod
Der gegenwärtge Gram, die künftig größre Noht,
Ach, alles stellt sich jezt auf einmahl meinem Blike,
Auf einmahl, schwarz und schröklich dar:
Was sonst noch mein Vergnügen war,
Ist nun mein Schmerz, und O, welch klägliches Geschicke
Führt mich dahin, wo meiner Freundin Bahr
Das Opfer sanfter Trauerlieder
Von andern Bahren unterscheidt:
Doch Sie ist hin! Ich seh Sie niemahls wieder!
O Wechsel! o Vergänglichkeit!
So flüchtig ist die Welt! So eitel sind die Sachen,
Die uns so grosse Sorgen machen!
Es droht ein Tag, da alles stürzen muß,
Was hoch und groß, und stolz und glänzend heisset!
Ein Tag, und ach, ein Tag, wo ein machtvoller Schluß,
Wie Stürme Cedern thun, selbst Welten niederreisset!

Ich flieh zum Ort, wo ich mich einsam quäle,
Und höre Dir, o Philomele, zu;
Wo aber irrst du nun, verlaßne Philomele?
Auf welchem Zweig hoffst du auf deine Ruh?
O singe mir von deinen Schmerzen
Das kläglichste im Ton, der Fels und Ufer rührt,
Mein lauschend Ohr ergezt, und sich in meinem Herzen
Nicht ohne tiefe Spur verliehrt!
Ein Ton, ja nur ein Ton von deinem Ungemach
Verwandelt sich in mir in traurig stille Triebe,
In Wehmut, Zärtlichkeit, in Mitleid und in Liebe,
Und in der Traurigkeit ahm ich allein dir nach.
O misch auch dankbar mich mit in dein Klaggetöne,
Und sprich mir nach: „ Sie ist nicht mehr!
„ Sie ist nicht mehr, die holde Olorene.
„ Sie flieht von Uns, ach, ohne Widerkehr!
„ Die würdigste der tiefsten Trauertöne!
„ Sie ist nicht mehr, die holde Olorene!
„ Ach, Olorene ist nicht mehr!
O spreche sie, die sanften Worte,
So sanft, wie sonst dein Kummer singt!
Im Ton, der bis zum ernsten Orte,
In das verklährte Herz von meiner Freundin dringt!

Sie war auf dieser Zauberbühne,
Wie jener Stern, der nur den Weisen schiene,
Und Thor und Pöbel sahn Sie nicht:
Der Menschen Weisheit ist ihr, wie ein Licht,
Das in der Mitternacht liebloſen Stunden,
Nah an der dunklen Erde schwebt,
Und Schätze zeigt, wornach der Geiz betrogen gräbt;
Wie solch ein Licht ist Sie nun ewig ihr verschwunden!

Sechster Gesang *.

SENECA.

Cernis hos tumulos ducum
Et nuda toris ossa, quae passim iacens
Inhumata campis?

1755 --- 1759.

Verhüllt in mich, ein Räthsel mir und andern,
Seh ich die ernsten Stunden wandern,
Die Stunden öder Mitternacht.
Gespenstern gleich seh ich Gedanken einsam schweben,
Die Tag, Geschäft, Zerstreuung umgebracht;
Wie Seelen nach dem Tod sind sie im andern Leben:
Ihr Himmelreich ist Einsamkeit und Nacht.
Ich denke fort, und scheue keine Grenzen;
Mich blendet nicht der Sterne Glänzen;
Es ist was göttlichers als sie.
Ich weiß nicht, sind es Götter, die dort wohnen;
Noch welch erhabner Zwek aus diesen Fernen strahlt;
Noch ob die Tugend dort, mit Scepteren und mit Kronen
Das Blut der Märtyrer bezahlt.

* Dem Schikſal, welches dem Verfaſſer im Jahr 1755 begegnet, iſt es zuzuſchreiben, daß der fünfte Geſang nicht ergänzet werden können. So weit war er damals ſchon gedrukt; der Reſt der Handſchrift aber iſt nebſt andern Papieren verlohren gegangen. Der Weiſer des vorigen Blats auf dieſes iſt alſo in Sechsler zu verändern.

Ich kenne kaum die Dinge, die ich ſehe,
Und ſieh am Rand des Meers, wo ich einſt untergehe;
Doch weiß ich, daß von mir ein Zwek noch übrig iſt;
Der unerfüllet bleibt, wann ſich mein Auge ſchließt,
Wann ich den Himmel nicht mehr ſchaue,
Wann von der Welt gewölbtem Baue
Das ſich en gebrochne Aug nur ein Gewölke ſieht,
Das ihm vorbey und mit ihm alles flieht.
Schufſt du uns, GOTT! (verzeih die frechen Fragen!),
Dich anzubeten, oder anzuklagen?
War unſer ſterbend Seyn des Worts der Allmacht wehrt?
War es der Weisheit wehrt, die uns erleſen?
Von jedem Augenblik wird unſer Tod begehrt;
Im zweyten war ich ſchon nicht mehr, der ich geweſen,
Der Kindheit hundertſter glich einem ganzen Jahr;
Von tauſenden, die längſt vergeſſen,
Iſt einer ſchon genug, mein ganzes Seyn zu meſſen;
Im lezten werd ich ſeyn, was ich im erſten war,
Und beyde ſind, und Wieg und Grab vereinet.
Wir blühen und verblühn, eh Tag und Licht erſcheinet,
Wie jener Baum in ſeiner Blüten Pracht.
Nur eine traurige, nur eine dunkle Nacht
Des Menſchen Rolle ſpielt, und eh Aurore wacht,
Iſt ſchon ſein Trauerſpiel vollbracht.

Wo ſind ſie . . . Sprecht, erſchrokne Zonen!
Zerſtörter Völker Millionen!
Wo ſind ſie? Sie erſcheinen kaum
Noch als ein weiſſer Wellenſchaum,
Im dunklen Abgrund der Vergänglichkeiten.

Carthago liegt . . . Rom ſieht mit ſiegeriſchen Freuden
Den Adler und das Glük in gleich erhöhtem Flug,
Und heiligt die von marmornen Gebäuden
Verlaßne Stätte mit dem Pflug.
O Eitelkeit der Eitelkeiten!
Auch Rom, die Stolze, fiel!
Das Schikſal ſchaut herab mit ſtets geſpannten Saiten,
Und nie verfehlt ſein Pfeil das Ziel.
Wir ſind im Meere der Begebenheiten,
Wie eine Feder iſt, der Wellen Spott und Spiel!
Was fiel, als Cäſar lag? als Rom mit Brutus fiel?
Ein Sandkorn in der Uhr der Zeiten.
Und unſre Erde ſelbſt, der Grund, auf dem wir ſtehn,
Mit welchem wir uns täglich drehn,
Steht dieſer dann ſo feſt, und iſt es nicht geſchehn,
Daß, Sterbliche, ſelbſt eurer Kriege Bühnen,
Die Felder, wo die Lorbeern grünen,
Mit Helden, Sieg und Lorbeern untergehn?

Ihr Völker kniet, ehrt GOTT in ſeinen Wettern!
Er ſpricht Worte, die zerſchmettern,
Und ſeine Hand wirft einen Ocean
Auf Länder, die er untertauchet.
Er bläßt in Thulens Schoos das ewge Feuer an,
Das unter Eis und Schnee bis zu den Wolken rauchet.
Der erſte Nord, von ihm kaum losgelaſſen,
Tobt brüllend um ſich her, ſtürzt Fels auf Felſen um:
Die Meere fiengen an, das feſte Land zu haſſen,
Und raubten Inſeln, nun ihr Eigenthum.
Doch wie oft zittern noch der Erde Veſten
Vor ſeiner Allmacht ernſten Bliz!

Manch weites Land iſt längſt der Wellen Grund und Siz:
An ehmals Thürmen und Paläſten,
Verſenket nun im blauen Ocean,
Hänat ſich ein Muſchelbeet, gleich als an Felſen, an.
O reich an Scenen und Veränderungen
Warſt du, o Welt, ſchon jung des Schikſals Trauerſpiel!
Noch hatteſt du dem Nichts dich glüklich kaum entſchwungen,
Als ſchon . . . o welch ein kurzes Ziel!
Durch gräßliche Erſchütterungen
Deine ſtärkſten Adern ſprungen,
Tauſend Fluten dich durchdrungen,
Und in ſich ſelbſt dein Bau, noch unvollführt, zerfiel!
Er wurde hergeſtellt . . . Doch was hat er erfahren
In der Unfürdenklichkeit
Der tauſenden verfloßner Jahren!
In ſeeliger Unwiſſenheit
Pflügt jezt der Landmann dort, wo Schiff und Wellen waren:
Auf jenem Berge kan man noch den Anker ſehn,
Den jenes Schiff verlohr . . . Es ſolte untergehn.

Welch Palinur war es, der dieſes Schiff regierte?
Wars Ehre, war es Geiz, der dieſe Kühnen führte?
Was haben ſie in ihrem Lauf entdekt?
Und welch Orkan hat ihre Kunſt beſtritten?
Welch Volk von nun mit ihm urlang zerſtörten Sitten
Hat einſt ihr Überfall erſchrekt?
Hier, wo jezt Fluren blühn, und dunkle Haynen grünen,
Hier ſchwebten ſorgenlos mitleidige Delphinen;
Und manches Wilden Kahn verlohre ſich vielleicht,
Wo die goldfarbne Saat die Senſe nun durchſtreicht:
Hier ſchwamm der Walfiſch, ihm vorher angſtvolle Schaaren
Von Fiſchen, welche kleiner waren:

Hier, wo der Wallfisch schwomm, herrscht nun ein Held . . .
Doch ach!
Im Laufe seiner Götterthaten,
(Sprich du, sein armes Volk! sprecht überwundne Staaten!)
Nimt er dem Wallfisch glüklich nach.
Wo ist der Zwek von seinen grossen Sorgen?
Will er vom Nachruhm längres Leben borgen?
Die Welt, die er verheert, soll sie ihm dankbar seyn,
Und unwürdig, von ihm der Aschen Rest zu fassen,
Da, wo er Wüsten hinterlassen,
Ihm Tempel und Altäre weihn?

Des Menschen Thun! Was sind ich zu betrachten?
Wer es kennt, wird es verachten.
Welch ein Räthsel ist die Welt!
So sorgen Menschen, nahe dem Verderben,
Für andre, die nach ihnen sterben!
So stirbt der Sclave für den Held;
Der Held für Sclaven, beyde oft vergebens:
Der reif zum Tod, der müd des Lebens:
Ach! so ist unsre Welt!
So ist sie! und wir fahren fort zu sorgen:
In mancher einsamen, verschwiegnen Nacht
Wird an den tausendsten entfernter Morgen
Vergebens und zu spät gedacht.

Verdammt zum Pflug zieht dort sein kummervolles Leben,
Durch Noht und Hunger, die es stets umgeben,
Der Landmann müd und kraftlos fort:
Die Sorge für das allgemeine Beste
Verirrt sich nicht zu diesem Ort:
Sie schwebt im Labyrinth der Schlösser und Paläste:
Des Landmanns Elend dauret fort.

Seht jenen Schwarm von Männern und von Rossen,
Versammlet zum gemeinen Wohl!
Er wird beraubt und sein unschuldigs Blut vergossen,
Damit er glüklich werden soll.

O Unschuld! rette dich, da, wo der Billigkeit,
Der Freundin der Natur, der Himmel Schuz verleiht!
Hier ist kein Schuz für dich! Sieh, Heere, dich zu würgen,
Stehn der Tyrannen Wink bereit!
Flieh nach den Andischen Gebürgen;
Du findest keine Sicherheit!
Trau ihren Höhen nicht, indem sie Wolken spalten,
Der Himmel blizt auf dich, den ihre Spizen halten *

Von Schiffbruch und Gelübd siehst du hier ein Gemählde;
Der rief die Götter an, und ist dem Tod entschwommen:
Dem Pinsel kanst du traun; er ist es nicht, der fehlt:
Allein Dingoras vermisset das Gemählde
Von tausenden, die umgekommen.
Doch dann, wann unsre Todesnacht
Unserne droht, und das Gewissen endlich wacht,
Zeigt sich das Recht, das dir, o Unschuld! widerfähret,
Und ringend mit dem Tod, wer hat sich nicht bekehret * *?

Der opfert einen Hahn, und thut den lezten Schritt;
Der nimmt des Lama Harn zu seiner Stärkung mit;
Auf Amida's Verdienst flieht sicher jenes Seele;
Der tritt die Reise an, gesalbt mit heilgem Oele;
Der wartet auf den Tod und ein glükseelgers Land,
Der frömmsten Ehrfurcht voll, den Kuhschwanz in der Hand.

* Hier fehlen einige Zeilen.
* * Hier fehlt eine ganze Stelle.

Der tritt mit groſſem Mut vom Schauplaz dieſer Erden,
Wo nichts ihn reizt, nichts mehr bewegt;
Doch eh ihn noch des Prieſters Keule ſchlägt,
Muß er, wie ſie, erſt blau gefärbet werden.
Dann ſingt er noch der Schwanen kläglichs Lied,
Und macht mit trozigen Gebärden
Den Prieſter und die Keule müd:
So können Thoren auch den Helden ähnlich werden!
Dort ſucht ein Philoſoph, um ruhig zu erblaſſen,
Auch ohne Rom und Genf Schluß, Troſt und Mut zu faſſen:
Er kennt die Welt; ſie ſoll die beſte ſeyn.
Verborgen noch in ſeiner eignen Tiefe
Spinnt ſich ſein Geiſt in dunkele Begriffe,
Wie in ſein feidnes Grab der Wurm der Perſer ein:
Auf einen Augenblik der Ziffern und Monaden,
Und ſelbſt der beſten Welt entladen,
Dreht er, vom Tod ereilt, ſich nur im Bette um,
Wirft die Argenis weg, und ruht auf ſeinem Ruhm.

O Welt! von ihm noch nicht genug betrachtet,
Noch nicht genug von Heraclit beweint,
Noch nicht genug von Democrit verachtet,
Wo Pythagor verwandelt noch erſcheint!
Wo Epikurs Atom noch in dem Leeren ſchwebet,
Wo in ungeſtirnter Nacht,
In manchem Winkel noch Spinozens Spinne webet,
Und unſichtbare Netze macht.

Welch ein Gewühl von Menſchen und von Thieren!
Sinds Triebe der Natur, die ſie in Abgrund führen?
Zerſtören ſie ſich ſelbſt, und iſt dann nichts, das lebt,
Und nicht vom Raube lebt? Was thun Vernunft und Seele?
Die Auſter raubt, die dumm am kalten Felſen klebt;
Die Welt iſt eine Rauberhöhle.

So muß stets etwas untergehn,
Und so kan eines nur durchs andere bestehn.
So nähren Flüsse sich von Dünsten aus den Meeren,
Und Meere können sich nicht ohne Flüsse nähren;
Die Erde trinkt den Thau; die Sonne zieht ihn auf;
So ist der Dinge Lauf; die Welt, in der ich lebe,
Ein penelopisches Gewebe,
Ein zauberischer Cirkellauf.
Und Scenen der Verwandelungen
Sind hier natürlich und gemein:
Wie mancher Geist hat sich vielleicht dem Grab entschwungen,
Ein Schmetterling, ein neues Thier zu seyn!
Vielleicht ists wahr, und über Idens Hügel
Erhoben Priams Sohn, des neuen Vogels Flügel?
Von einem Sclaven treibt des Uhrwerks blechern Rad
Vielleicht der Geist Achills, der Götterthaten that?
Wer ehmals als Tyrann die Welt verheeret,
Wer Völker ausgetilgt, und Reiche umgekehret,
Natur und Recht, und Bund, Eid und Altar verletzt;
Wer einst ein Nero, einst ein Attila gewesen,
Ist jezt vielleicht der Wut der wilden Irokesen,
Und ihrem Pfal und Flammen ausgesezt;
Vergebens ist vielleicht die Sorge, die mich quälte,
Womit ich oft mein ganzes Herze füll,
Der Bühne Meister, der die Rollen wählte,
Der weiß es, und die Welt ist das nur, was er will:
Vielleicht nur ein bewegliches Gemählde,
Und steht auf einmal gänzlich still.

Tyrannen! würgt dann nur, bannt aus der Welt den Frieden!
Macht alles öd, entthronte Fürsten blind!
Seid grausamer als Pest, und Meer, und Flammen sind!
Von Menschenlösen baut euch Pyramiden!

Zieht unſers Elends Verhang auf!
Kein beſſres Loos iſt uns beſchieden!
Von Menſchenköpfen baut euch Pyramiden!
Mit Leichen hemmt der Ströme Lauf!
Ach, alles eilet ja, Zerſtörung, dir entgegen!
Den heut des Wütrichs Schwerdt entleibt,
Iſt er unglüklicher, als den auf längern Wegen
Des Todes Schrecken vor ſich treibt?
Der Sorgen Stachel, der durch Helm und Panzer dringet,
Wird von Tyrannen auch gefühlt:
Ein Tod erwartet ſie, der langſam ſie verſchlinget,
Wie Ceylons Schlange dort mit ihrem Tyger ſpielt.

Was denk ich länger nach? Es iſt das alte Meer,
Wo Inſeln hier entſtehn, und Länder dort gehn unter:
Die Zeit bringt wiederum die alten Scenen her,
Macht uns und Sonnen alt, und bleibt ſelbſt immer munter.

Geiſt, Thiere, Welten ſind Gefährten deiner Reiſen;
O Zeit! Geſpräch und Räthſel unſrer Weiſen;
Der Himmel Schweſter, Kind der Ewigkeit!
O Abgrund, voll von Furcht und Hoffen,
An Ruhe leer, ſtets zum verſchlingen offen!
Kaum kehrt, o Zeit! von dir ein Augenblik,
Hat er im Streit mit Welt und Sonnen
Den zweifelhaften Sieg gewonnen,
Von dieſer Beute ſatt, zurük;
Ein Geiſterheer fehlt noch, das dich ernähret,
Und von Gedanken noch ein Lauf, der ewig währet,
Aus deinem Durſte quillt ſtets eine Künftigkeit,
Und werdend wird ſie dir ſchon zur Vergangenheit.

Wo ist, o Zeit! der Ort, wo deine Schwingen ruhn?
Das Glük schwärt uns vor, so wie die Gaukler thun,
Und lässt uns nicht sehn, wie sich die Räder wenden,
Wie der Maschine Lauf erhalten und einst enden:
Den Grund der Dinge sollen wir nicht sehn,
Und als Unwissende vom Schaugerüste gehn;
Das Vorspiel hält uns bis zum Abend auf;
Wo aber, flichende Zeit, wohin geht dann dein Lauf?
Sieh, an die letzte der Secunden
Des Jahrs, dem ich entronnen bin,
Das drohend mir, wie ein Kometenstrahl, verschwunden,
Reiht sich die erste meiner künftgen Stunden . . .
. . . O Zukunft! Wolken gleich, nur halb noch angebunden,
Und gleich dem Schwerdte, das an zarter Seide fest,
Zur Scheitel, die es warnt, den Schlaf nicht kommen läßt.

Ach! soll mein Traum noch bis zum Morgen währen?
Soll erst der Tag mein Schattenschloß zerstören?
Was hoff ich? Sterben ist mein Loos.
Zu glücklich, wann mein Herz die eitlen Wünsche hasset;
Doch ach! ein falsches Glük nimmt schmeichlend mich in Schoos,
Und drükt, indem es mich umfasset,
Noch unter dem Gefühl der Lust,
Dolch und Tod in meine Brust.
Ich denke noch an jene Augenblike,
An jenen Traum . . . doch so ist mein Geschike:
Mein Schmerz, mein Gram, mein Fall soll niemals klein,
Und mein Verlust soll stets der größte seyn.
O! dürft ich noch ein Lied von meinem Kummer wagen?
Ein Dichter darf den Wäldern klagen,

Der bunten Flur, dem sanften Bach
Erzählet er sein Ungemach;
Allein ich darf es nicht mehr wagen,
Auch dieses ist ein Ungemach.

Mein Morgen, o wie traurig war sein Schein!
Was wird, o Freund! mein früher Abend seyn?
Die schönsten Wünsche meines Lebens . . .
Wie Blüten fallen sie dahin;
Wie Blüten ohne Frucht; ein Frost macht die vergebens,
Und jene macht ein Glük vergebens,
Dem ich zu wenig Thor, dem ich zu ernsthaft bin.
Was zürnen wir dem widrigen Geschike?
Verdienst und Schiksal sind nicht gleich.
Es ist das Spiel von einem blinden Glüke;
So ist ein König arm, so ist ein Bettler reich.
Es ist das Werk von einem Augenblike;
So sterben wir, so sind wir alle gleich.

Ihr Freunde, gute Nacht! ich folge dem Geschike.
Ich sterb, und o wie viel sind Sterbende zurüke!
Ich seh mit gleichem Aug das Leben und den Tod;
Das Glüke, das mir winkt; den Unfall, der mir droht;
Ich seh auf gleicher See, ich seh in gleichen Tiefen,
Die Bretter eines Kahns; den Wald von Orlogschiffen.
Und alles, was ich laß, ist nichts als Eitelkeit;
Und alles, was ich flieh, ist Unzufriedenheit.
Mich reut es nicht, daß ich nicht die Natur ergründet,
Und daß mein Geist noch nicht sein eignes Wesen findet;
Daß mir so mancher Zwek noch unerreichet bleibt,
Daß ich das Rad nicht seh, das meine Tage treibt.

Seh ich die Menſchen an, ſo, wie ſie gleich den Thieren
Ein Leben, wo ſie nie ans künftge denken, führen:
So ſind ich ſie des Tods und ihres Schikſals wehrt,
Und zürne nicht dem Wurm, der meinen Leib begehrt.
Von höhern Geiſtern wird der Unterſchied belachet,
Den Aberglaub und Stolz noch zwiſchen beyden machet.
Des Rieſen Knochenberg, der kleinſten Müke Leib,
Sind beyde der Natur gleich leichtes Zeitvertreib.
Der Steuermann, der jezt das größte Schiff regieret,
Hat einen kleinen Kahn zuerſt geſchift geführet.
Der Menſch, der ſeine Kraft kühn nach der höchſten mißt,
Wo weiß er, ob ſein Tod der erſt und lezte iſt?
Wir haben keinen Geiſt, der ſogleich himmliſch denket;
Von jenen Geiſtern, die kein Körper noch umſchränket,
Iſt unſre Herkunft nicht: wir ſind von einer Art,
Mit welcher unaefkraft ſich jeder Körper paart,
Und wir empfangen nur, daß unſre Kraft ſich übe,
Den oder jenen Leib, mit ihm Gefühl und Triebe,
Und unſre Seele wrt in dieſem prächtgen Bau,
Den heute ich vielleicht zum leztenmale ſchau,
Bis daß wir, unſrer Kraft und Fähigkeiten Meiſter,
Uns in den Kreis erhöhn der körperloſen Geiſter.

Ihr Freunde, gute Nacht! ich ſeh die dunkle Höhle:
Hier ruht indeſſen meine Seele
In dem Gedank des Tods, der ſie ſo ſanft vergnügt,
Und ſänfter noch als in den morgenländſchen Feldern,
Als in Arabiens glükſeelgen Zimmetwäldern *
Die matte Wolluſt ſich im Arm der Trägheit wiegt.

* Cinnamis fluas Arabum beatas
Vidit . . . SENEC.

Hier iſt der ernſte Ort, der Ort, wo nichts mich ſtöret;
Hier herrſchen Einſamkeit und Nacht;
Hier klag ich, wo mich Niemand höret;
Hier weicht mein Recht nicht vor der Macht;
Hier klag ich, wo mich Niemand höret;
Hier herrſchen Einſamkeit und Nacht.

Hier in den Gräbern find ich dich;
Dich, erſte Nacht; dich, erſten Schauer;
Hier ſeh ich dich, o Welt! in deiner erſten Trauer,
Als Tag und Unſchuld von dir wich.
In dieſem kleinen Raum ſeh ich das groſſe Ganze,
Der Dinge Strom, wie er in Abgrund ſchießt,
Und dich, o Welt! wie du nach dem verlohrnen Glanze,
Dir ſelbſt zur Laſt, dir ſelbſt ein Greuel biſt.

Hier iſt die Gruft, wo noch in ſtillen Nächten
Mein Kummer einſam, ungehöret weint;
Die Gruft des Gütigen, des Holden, des Gerechten:
Hier liegt, hier ſchläft, hier ruht mein Freund.
Was ruhn in dieſen engen Schranken,
Für prächtige, für himmliſche Gedanken,
Welch eine Zukunft ſchlummert hier!
O Seele! die in jenen Sphären
Jezt Sonnen überſtrahlt, verſchmäh nicht meine Zähren!
Ihr Strom nimmt ſeinen Lauf zu dir.

Hier iſt das Grab, das mir die Sorgen früh bereiten,
Vielleicht mein erſtes Glük, das mir kein Feind mißgönnt;

Hier iſt die Grenze, wo ſich von den Sterblichkeiten
Unſterblich meine Seele trennt;
Hier iſt kein Neid, der unſre Unſchuld kränket:
Kein Purpur mehr, vor dem ſich ihre Blöſe ſcheut,
Und auf die Frage: Was die Nachwelt von uns denket,
Antwortet die Gleichgültigkeit.

Hier iſt der Fall der übermütgen Wellen,
Die mit den Wolken ſich vermählt:
Hier wird kein Freund ſich mehr verſtellen;
Hier wird nichts mehr bereuet und gewählt.

Hier iſt der Ort, hier finden meine Klagen
Ihr letztes, ihr erkohrnes Ziel.
Hier endet ſich mit meinen Trauertagen
Des Glükes blindes Spiel.
Hier hört das Labyrinth von meiner Laufbahn auf.
Hier endet ſich mit meinen Kräften,
Von ſo viel quälenden Geſchäften,
Von ſo viel Sorgen einſt der Lauf.
Von ſo viel Wünſchen, die dann mit den Sorgen ſchlafen
Vereint im Arme der Zufriedenheit:
So ſammlen Schiffe ſich im angewiſnen Hafen,
Von Sturm und Nacht zerſtreut.
Hier faſſen meines Sarges enge Räume
Des Lebens ganze Luſt und Müh,
Entwürfe, Hoffnungen und Träume,
Schluß, Wahrheit, Wahn und Phantaſie.

Ich ſehe mich ſchon an des Fluſſes Munde,
Der meines Lebens Kahn ins Meer des Todes führt:
Sie rauſcht daher, die fürchterliche Stunde,
Wo ſich mein Herz zum leztenmale rührt;
Wo es kein Blut mehr durch den Körper ſpritzet,
Das kalt in ihm ſich häuft, und jene Angſt gebiehrt,
Wo auf der Stirn der kalte Schreken ſitzet,
Der Athem, den ich ſuch, auf einmal ſich verlichrt;
Wo meine Haut ein Eis aus allen Röhren ſchwitzet;
Wo aus dem trüben Aug, das ſich noch ängſtlich dreht,
Des Lebens kleiner Reſt zulezt noch ſpahrſam blitzet,
Und dann ſein Glas zerbricht, und dann ſein Licht vergeht;
Und dann ſein Licht vergeht!
Wo iſt mein Geiſt, der ſonſt aus dieſem Auge ſtrahlte?
Der Himmel, der ſich ſonſt in ihm ſo prächtig mahlte?
Ach! alles iſt beraubt des Lichts,
Für mich nunmehr ein Schatten und ein Nichts.
Der Wangen Feld verblüht, nun bald der Würmer Weide;
Ihr Purpur gleichet ſchon dem blaſſen Todenkleide,
Und Erd und Moder iſt mein Leib nun unterthan,
Und den Lebendigen iſt er nun ſchon zuwider;
Ein ewger Froſt dekt ſeine Glieder,
Die keine Sonne mehr erwärmen kan.
So ſterb ich? Ja, ihr Freunde ſeht mich ſterben,
Noch eine Scham nur kan die bleichen Wangen färben;
Dem Schmerz kan ich vielleicht nicht widerſtehn;
Ihr werdet mich vielleicht ihn noch empfinden ſehn,
Und unruhvoll trett ich vielleicht von dieſer Bühne,
Es ſey; doch ſeht, es flieht mein Geiſt,

Noch zornig auf den Schmerz, voll Zorns auf die Maſchine,
Von der er ſich grosmüthig reißt:
Ja, ſeht, wie ich ganz ohne Furcht verlebe;
Wie ich gelaſſen, einſam, ſtill,
Gleich einem Licht, das jezt verleſchen will,
Des Denkens lezten Blik noch ſterbend von mir gebe.

Anhang

Anhang einiger Oder.

Chriſtliches Gebät.

Wie wird mir, wann ich dich gedenke?
Nicht ohne Zittern nenn ich dich!
Allweiſes Weſen, führ und lenke,
Wie Welt und Sonnen, ſo auch mich!
Ich bin ein Staub, und ach! noch minder,
Wann dich dein Sohn allmächtig nennt:
Du biſt gerecht; was ich? Ein Sünder;
Verzeihe dem, der es bekennt.
Ja, ich bekenn es, ſchweigt, ihr Spötter,
Mit Schaudern füllt mich euer Spott:
Ich ſpreche mit dem GOTT der Götter,
Und mein Gebät erhört mein GOTT.
Still, Meer! ſtill, Stürme! und ein Schweigen
Sey allgemein in der Natur!
Wie ſich die größten Geiſter beugen,
Schau ich, und knie in ihrer Spur.
O Weſen, deſſen heilgen Namen
Der erſte Menſch vorm Fall nur ſprach;
Dein Hauch iſt aller Geiſter Saamen;
Sie wurden; Welten folgten nach.
Du kennſt den Kreis, in dem wir ſchweben;
Ach, dir iſt er unendlich klein:
Du ſchreibſt ins Buch von unſerm Leben
Zugleich der Würmer Schikſal ein.

Die Hand, die Ströhme ſelbſt mit Rinden,
Gleich deinen Cedern, feſt umſchließt,
Winkt nur dem Frühling; ſie verſchwinden:
Ein Strohm, der Schiffe duldet, fließt.
Du ſprichſt, und es erbebt die Erde;
Gefahr macht Thron und Pflüge gleich,
Und Länder zollt dem Wort: Es werde,
Das grenzenloſe Waſſerreich!
Doch deine Wunder zu erzählen,
Wagt nur ein ſeraphinſcher Mund!
Du kanſt von tauſend Zungen wählen;
Ihr Himmel, machts den Erden kund!
Ich krümme mich in meinem Staube;
Auch dieſer Staub gehöret dir:
Ich ſpreche nur ein Wort: Ich glaube,
Und dieſes Wort gehöret mir.
Dies Wort allein darf ich noch wagen,
Und würdig ſchallt es bis zum Thron,
Den ſo viel Himmel prächtig tragen;
Was ſagt ich? —— Doch du hörſt mich ſchon.

Neujahrsgedanken.

1753.

Longus ad manes properatur ordo
Agminis moesti. SENECA.

Nacht, die mein Herze haßt und liebet!
Wo meine tiefe Schwehrmuth klagt!
Die mir die Ruhe nimmt und giebet!
Den Sorgen winkt und sie verjagt!
Du bringst den Schlaf den Thälern wieder,
Und selten den Paläſten Ruh!
O Mutter sanfter Trauerlieder!
O höre meinen Klagen zu!

Wie flieht die Zeit, in der wir währen,
In der wir fliehn! ihr Spiel! ihr Raub!
Sie fällt zugleich mit reifen Aehren;
Schmelzt mit dem Schnee; welkt mit dem Laub;
Und sie verweſt mit unſern Leichen;
In unſrer Wiege wird ſie jung;
Sie ſtürzt mit Thronen und mit Reichen,
Und jeder Fall iſt ihr ein Schwung.

Das Glück mit seinem Zauberspiegel,
Mit dem es Könige verblendt,
Flieht mit der Zeit auf gleichem Flügel,
Und bleibt den Thoren unerkennt:
Schnell hat ihr Flug sie unserm Blike,
Und dem Saturn vorbey geführt;
Die Thräne ruft sie nicht zurüke,
Die Valierens Aug verlichrt.

Ich sehe, wie, kaum aufgegangen,
Schon unser Heut ein Gestern ist.
Das schönste Roth der schönsten Wangen
Deckt nur des Todes Hinterlist.
Ich sah manch eisernes Geschike
Schon über meine Scheitel gehn,
Und hinter manchem falschen Glüke
Den Unfall, sich verbergend, stehn.

Gleich vollen Segeln fliehn die Jahre
Mit ihren Augenbliken fort.
Der Sommer ist des Frühlings Baare,
Und nichts behauptet seinen Ort.
Wie ein Gewölk das andre treibet:
So ist kein Ding, das Dauer hält.
So wie kein Strohm derselbe bleibet:
So ändern wir uns, und die Welt.

Wie Rom im stolzen Siegsgepränge
Verheerter Städte Bilder trug:
So zeigt des größten Lebens Länge
Der Tod in einem Aschenkrug.
Der eitle Stolz der Erdengötter
Wird tausenden zum frühen Grab:
So werfen Cedern ihre Blätter
Verachtend in das Thal herab:

Wer ſchläft, und iſt von Sorgen freyer?
Der Tod belauſcht die ſtille Nacht:
So wie des Nilſtroms Ungeheuer
Des Ufers Schilf unſicher macht.
Er ſpielt mit Pflügen und mit Kronen:
So wie das Meer, das ewig trinkt,
Des Wilden Kahn, und Gallionen,
Als gleiche Laſten, in ſich ſchlingt.

Oft, eh ſich Nichts und Weſen trennen,
Empfinden wir ſchon ſeine Macht.
Eh wir das Licht gewöhnen können,
Umringt uns eine blinde Nacht.
Sein Name tönt in allen Zonen,
Und ſeiner lauten Tyranney
Sind ungeheure Patagonen,
Und Grönlands Zwerge einerley.

Wer zählt die Rümpfe *, die dort liegen?
Den feigen Flüchtling und den Held,
Den ſchnell im Fliehn, den ſchnell im Siegen,
Vermengt der Wahlſtatt rothes Feld.
So ſeh ich Wünſche, die ſich drängen,
Im Wirbel der Vergeſſenheit,
Und Scherze ſich mit Thränen mengen,
Im Strudel der Vergänglichkeit!

* . . . . inter ſine nomine truncus.
VIRGIL.

Jahrhunderte, verſchwelgt im Glüke,
Wer zählt ſie in der Ewigkeit?
Träumt nicht in einem Augenblike
Uns eine ganze Lebenszeit?
So wird in jenem Nachtgefilde
Einſt unſer Schatten einſam gehn,
Und ſo, wie eine Schlacht im Bilde,
Die Fälle dieſes Lebens ſehn.

Wer hat des Weltlaufs Sinn erkennet,
Und ſtrebt noch nach Vollkommenheit?
Die Sonne iſt zu weit entfernet,
Die unſerm Glanz die Strahlen leiht.
Die Gruft hört nicht der Nachwelt Töne;
Der Nachwelt, die uns leicht vermißt,
Und ſo, wie eine ſpröde Schöne,
Auch ihren Buhlern grauſam iſt.

Welch Schikſal ſtellt die Uhr des Lebens,
Und rükt den Zeiger unſrer Zeit?
Der Kindheit Sorgen ſind vergebens;
Des Alters Sorgen Eitelkeit.
In dieſem Reich der Flüchtigkeiten
Sind wir, wenn Unglüks ürme wehn,
Und Wellen wider Wellen ſtreiten,
Wie Büſche, die am Ufer ſtehn.

Was wirſt du uns, o Zukunft! bringen?
Welch Unfall folgt dem Abendſtern?
O Zeit! ſoll alles dir gelingen?
Iſt, Welt! dein Ende nicht mehr fern?
Flieht, Menſchen! heut vor künftgen Wettern;
Ein jeder Morgen gleicht dem Tag,
Der in Sybillens drohenden Blättern
Prophetiſch eingehüllet lag.

Wie räthselhaft sind unsre Tage,
Im Aufgang und im Untergang?
Zu kurz sind sie des Thoren Klage;
Dem Wunsch des Weisen oft zu lang.
Welch Fabelwerk ist unser Leben?
Halb ists ein Wesen; halb ein Schein;
Zu kurz, nach eitlem Glük zu streben;
Zu lang, ohn eitles Glük zu seyn.

Es blühn der Tugendhaften Stunden,
Wie Nachtgewächse traurig blühn:
Der Morgen kommt; sie sind verschwunden;
Wie Vögel, die vorm Winter fliehn.
Es fliehn der Lasterhaften Tage
Gleich Dünsten aus der Erde Schooß,
Der reinen Lüfte schwehre Plage,
Ihr Bliz und des Gerechten Loos.

Wo flieh ich hin? Welch ein Geschike
Ist meiner Zukunft ausersehn?
Ach! soll dann nur für Bubenstüke
Die heilge Freystatt offen stehn!
Kein holder Traum teuscht meinen Kummer,
Der nirgends eine Zuflucht findt;
Des Pilgrims Trost, kein sanfter Schlummer
Kehrt ein, wo meine Sorgen sind.

Wohlan, den Unmuth zu zerstreuen,
Flieh ich der Trape Kerker zu:
Doch ach, umsonst! auch Wüsteneyen
Sind, wie die Städte, leer an Ruh.
Die Jahre, die mir schon verschwunden,
Sind öd, wie ein zerstöhrtes Reich;
Die meinem Gram noch künftge Stunden
Sind unbekannten Ländern gleich.

Erſcheine bald, geliebter Morgen,
Wo ewig einſt mein Auge wacht!
Hold, wie ein Kind, das ohne Sorgen
Im ſichern Arm der Unſchuld lacht.
Ich zähle ſchon die Augenblike,
Als Schritte zu der Ewigkeit,
Und meinem Wunſch gefällt kein Glüke,
Das reinre Geiſter nicht erfreut.

An das Glük.

1753.

Hier seh ich ferne dir zu, in den verlaßnen Gründen,
Wo ich! o Glük! dich ohne Reu verlohr!
Du stürzest Felsen herab, und gleich den Wirbelwinden
Hebst du oft noch den kleinsten Staub empor.

Du führst dem Helden, der sich in blutgen Siegesmälern
Verliebt besieht, die Cirkel seiner Ruh,
Und gleich verrätherisch siehst du in des Todes Thälern
Der Fürsten und der Bettler Ankunft zu.

Wer, wenn du lächelst, dir traut, schläft unter falschen Schatten,
Und Schlangen schaun erboßt auf ihn herab;
Die Mörder siehet er nicht, die auf dem Zweig sich gatten,
Der untreu ihm Schlaf, Ruh und Schatten gab.

Der Weg zur Ehre geht fort bis in die Labyrinthen
Der Gräber, wo er dunkel sich verlichrt:
Der Wollust Wünsche drehn sich in eines Meeres Gründen,
Wo jede Lust auf Sand und Klippen führt.

Ein unerbittlich Geschik lenkt unsichtbar von oben,
Den leichten Wagen unsrer Lebenszeit;
Kein Weiser wird einen Tag noch vor dem Abend loben;
Kein Leben vor der Nacht der Ewigkeit.

Was noch kein Vorwiz erforſcht; noch kein Columb entdekt;
Wohin kein Gold die Gallionen ruft;
Was kein Arzt aus noch maß, kein Kriegsvolk noch erſchrekt,
Das iſt das Land jenſeits der ſtillen Gruft.

Wer weiß, wie bald ich dahin die kurze Reiſe thue!
Wie ekelt mir, o Glük, vor deinem Spiel!
Dort iſt ein ſichres Geſtad; der niedre Siz der Ruhe,
Die nie, o Glük, von deinen Sproſſen fiel!

Gedanken
an
einem ſtillen Abend.
den 3. Julii 1753.

Ein unvollkommenes Stük.

Wie ſanft ſchlägſt du die goldnen Blike nieder?
Wie ſchön biſt du im ſtillen Untergehn?
Werd ich, o Sonne! dich, ach werd ich wieder
Dich, und mit dir mich auch vergnügter ſehn?

Du biſt, o Nacht! mit deinen Dunkelheiten,
Von meinem Herz das Bild; ein traurigs Bild!
Wo Triebe, gleich erzürnten Stürmen, ſtritten,
Ein Abgrund, nur mit Wünſchen angefüllt.

Wie ſchnell ſind ſie, die Schritte meines Lebens!
Wie kurz iſt ſie, die Reiſe nach der Gruft!
Mein ganzes Thun, ach GOTT! o wie vergebens!
O wie umſonſt, wann deine Stimme ruft!

Nichts, was der Stolz mit prächtgen Namen nennet,
Entrinnt der Flut der Zeiten, und dem Grab.
Wie Blüthen, die kein Sturm den Aeſten gönnet,
So fallen einſt vom Held die Lorbeern ab.

Die Ehrſucht war, o Himmel! nie dein Feuer;
Wo Siege ſind, da iſt auch Eitelkeit;
Die Wiſſenſchaft iſt blöder Thorheit Schleyer;
Ein Weiſer rühmt ſich der Unwiſſenheit.

Die Sonne kan ich in den ſtillen Bächen,
Und GOTT kan ich in meinem Herzen ſehn.
Doch ach! mein Aug hängt nur an Oberflächen,
Und weiter darf mein kurzer Blik nicht gehn.

Hier ſchweben wir, mit uns ſelbſt unzufrieden,
Den Schwalben gleich, die Sturm und Wetter jagt.
Ein Tag der Ruh iſt wenigen beſchieden,
Und meiner Ruh ein Augenblik verſagt.

Die

Wege der Vorsicht,

bey einer gewissen Gelegenheit.

Ein unvollkommenes Stük.

1 7 5 5.

Ja, du beherrschest meine Tage!
Wann ich dir meine Sorgen klage:
Wem klag ich sie, als meinem HERRN?
Ja deine Weisheit, welche Tiefe!
Dein Wort, das einst den Himmeln riefe,
Dein Wink gebeut; ich folge gern.

Und, o, auf welchen dunklen Wegen
Kömmt deine Hülfe mir entgegen!
O Nacht, die nur dein Strahl verkläret!
O welche Nacht! o welch ein Grauen!
In deinen ewgen Rahtschluß zu schauen,
Ist irrdschen Bliken nicht gewährt.

Zu schwach, die Fluten durchzubrechen,
Schwebt unser Schiff bang auf den Flächen
Der Ewigkeit grundlosen See.
Was hilfts Gedankenberge häufen?
Das Unbegreifliche begreifen
Kan nur der Unbegreifliche.

Wie heu vergehn die größten Staaten;
Wie Blumen welken; gleich den Saaten,
Die eine ſtrenge Glut verzehrt.
Du ſiehſt von deiner Himmel Höhen
Die Rieſen klein, wie Würmer, gehen,
Und deiner Macht iſt nichts verwehrt.

Gedanken über die Eitelkeit,

bey der frühen Gruft

der

Durchlauchtigsten Prinzessin,

Maria Anna,

Herzogin von Braunschweig und Lüneburg *.

1755.

Träume nur durch deine Nächte,
Unglükseliges Geschlechte!
Menschen, alles ist nur Schein!
Augenblike, und vergebens
Werden Jahre unsers Lebens
In des Todes Zeitbuch seyn.

Sterbliche, nichts kann bestehen!
Länder wurden schon zu Seen!
Ströme troknet einst die Zeit!
Norden sausten sonst gelinder!
Unsre Sonne wärmt schon minder!
Alles, ach! ist Eitelkeit.

* Dieses Gedicht hat einer Hohen Anverwandtin der Hochseeligen Prinzessin gnädigster Befehl veranlaßt.

Cäsars Lorber ist so eitel
Wie die Rose, die der Scheitel
Des Anakreons geziert!
Meine Seufzer will ich fragen:
Ist die Welt, wo Alle klagen,
Nicht ein traurigs Schattenspiel?

Ach, wir stürzen, und geschwinde,
In die Klüfte, in die Gründe
Ewiger Vergessenheit!
Doch welch ahndende Gedanken,
Die wie Wellen um uns wanken,
Warnen vor der Ewigkeit!

Schatten, dürften wir euch fragen?
Doch — ihr Geist, den unsern Tagen
Traurig das Geschick entriß;
Einen Geist, den unsre Zähren,
Unsre Klagen zärtlich ehren,
Jammert unsrer Finsterniß.

O wie göttlich wird SIE denken?
Wird IHR Blik so tief sich senken,
Daß SIE unser Thun noch schaut?
Ach, ein Thun, dem SIE entrinnen:
Hell, wie SIE, hat SIE den Sonnen
Unversehrt sich anvertraut.

Ja SIE ſieht von hohen Sternen,
Menſchen ſich vom Arzt entfernen,
Der allein ſie heilen kann:
Wie wann Würmer ſterbend ſchleichen,
Halb zertreten, halbe Leichen,
Sieht SIE unſre Wallfahrt an.

Tod und Welt ſind überwunden,
IHRES Lebens lezte Stunden
Lehren noch die künftge Zeit.
Wer kann IHREM Sieg beſingen?
Welcher Engel goldne Schwingen
Trugen SIE zur Ewigkeit?

Ja SIE denket, ja SIE lebet,
Und wornach SIE hier geſtrebet,
Dieſes Ziel erreicht SIE dort!
Welche Kluft hat uns geſchieden?
Welche Ruh! In welchem Frieden
Sezet SIE IHR Denken fort!

Auf der Morgenröthe Wegen
Geht SIE jenem Glük entgegen,
Das die Tugend ihr verſprach:
Strahlen webt SIE SICH zum Kleide
Und ein Strohm der reinſten Freude
Rauſchet IHREM Tritten nach!

Seeligſte, ſieh nicht zurüke!
Welche Seufzer! welche Blike,
Die halb ſterbend nach DIR ſehn!
Augen, die mit tauſend Thränen,
So viel Schmerzen, ſo viel Sehnen,
So viel Wehmut DIR geſtehn!

Der Mittelstand *.

Scheu nicht zu klug, Licin, der Stürme drohend Heer,
Und zeige, wie dein Mut nie den Gefahren weichet!
Du lebest weiser, wenn, gleich weit vom hohen Meer,
Dem Ufer nicht zu nah, dein Schiff die See durchstreichet.

Beglükt, wer ohne Stolz vom Pöbel sich entfernt,
Die Hütten flieht, nicht schmäht; die Mittelstrasse wählet,
Und auch im kleinsten Haus zufrieden leben lernt;
Weil ihm mit dem Palast zugleich der Neider fehlet.

Trau nicht zu grossem Glück: Ist die Gefahr nicht da,
Wo hohe Fichten sind? Um Höhen wohnen Stürme.
Ein Wolken naher Berg ist auch dem Donner nah,
Und vor dem schwerern Fall schüzt Hoheit keine Thürme.

Des Weisen starke Brust wird ohne Hofnung nicht
Im schnellen Unfall seyn; nicht ohne Furcht im Glüke.
Ein holder GOTT gönnt uns des Frühlings wärmrei Licht,
Und bleibt der nemliche, ruft er den Nord zurüke.

* Die neunte Ode des zweyten Buchs des Horaz.

Dem Wunſch, den das Geſchik uns heute nicht gewährt,
Dem iſt ein künftiger, ein ſchönrer Tag gewogen:
So weckt Apoll, der einſt zu ſingen aufgehört,
Die Cither wieder auf, und ſpannt nicht ſtets den Bogen.

Es kömmt die trübe Zeit; das Unglük rauſcht daher:
O Freund, o bleib beherzt! auch zieh des Schiffes Flügel,
Die ſtolzen Segel, ein, wenn auf dem falſchen Meer,
Dir ein zu holder Wind von deines Glükes Hügel.

An die Nacht.

Zu dir, o einsame, verschwiegne, lange Nacht,
Kehrt seufzend sich ein Herz, das nichts mehr fröhlich macht!
Du hast mich klagend oft: doch ungerührt, gehöret,
Nie hat dein Schlummer mich und nie dein Traum gestöhret:
O hör, geheime Nacht, und rühret dich mein Schmerz,
Wie gern vertrau ich dir mein Denken und mein Herz!
Die Göttin, welcher ich verschwendrisch Weihrauch streute,
Mir gestern noch geneigt, und meine Feindin heute,
Die Hofnung, die noch nie im Unfall von mir wich,
Sie, meine Trösterin, ach, untreu flieht sie mich.
Nur Blize in der Näh, Cometen in der Ferne,
Und euch seh ich nicht mehr, ihr Strahlen guter Sterne?
Wie ruhig sah ich nicht des Glükes Zauberspiel,
Als dir, o Hofnung, noch mein Opfer wohl gefiel!
Ich sah die Fluren weiß, von Schnee und Eis bedekket,
Im Frühling wieder grün, gleich als vom Tod erwekket;
Ich sah in jenem Bach des Wandrers trokner Fuß,
Und bald ihn schwellend hoch und voll zum Ueberguß.
Ich sahe, wie sich schnell das Rad der Dinge kehrte,
Und sah im Wechsel stets die Hofnung, die ich ehrte.
O Nacht, du gehst vertraut mit Traum und Hofnung um;
Leg jenen lezten Wunsch noch in ihr Heiligthum:

Wird von der Hofnung ihn ein ſanfter Hauch belebt,
Wie mutig wird er ſich zur Sonnenſtraſſe heben!
Indeſſen komm, o Traum, und teuſche meinen Schmerz!
. . . . . .

An eine Dame.

1 7 5 8.

Du wilſt mich zu den Dichtern zählen?
Ach, Dichten iſt ja Eitelkeit!
Du thuſt es auch nur, mich zu quälen;
O welche Grauſamkeit!
Doch du biſt von den ſchönen Seelen,
Die ſtets vergnügen, wann ſie quälen:
O wäre Quälen nicht, wie Dichten, Eitelkeit!

Das höchſte Gut.

O höchſtes Gut! Glükſeligkeit!
Du lezter Ton von allen Stimmen!
Du gleichſt den Inſeln, welche ſchwimmen,
Dem, der ſie ſuchet, ſtets gleich weit!

Was hat von dir in ſtiller Nacht,
Wo Träum und Schatten um ihn wanken,
In hohen einſamen Gedanken,
Der Weiſe göttlich ausgedacht?

Was fand er? ach, er seufzt und schweigt,
Weil sich, o Zufall! o Geschike!
Loos, Wechsel, Ungefähr und Glüke,
Vor eurem Scepter alles beugt!

Was sucht der Weise? Ach, die Ruh,
Er sucht der Seelen wahren Frieden:
Doch wem ein solches Theil beschieden,
Dem sieht kein Engel neidlos zu.

Hier ist es nicht, hier in der Welt,
Die einem wilden Sturme gleichet;
Kein Hafen wird vor ihm erreichet;
Kein Anker ist, der vor ihm hält.

Wo ist die Ruh? Ach, in der Gruft!
Hier ist sie nicht, wo wir noch leben,
Wo wir gleich jenen Fischen schweben,
Verfolgt im Meer und in der Luft.

O Freundin! lese dieses Gedicht,
Und frage nicht nach stärkern Gründen:
Ist hier ein höchstes Gut zu finden,
Wer dich besizt, dem fehlt es nicht.

Die Einsamkeit.

Ihr Inseln, ferne dort im lezten Ocean!
Verfingte Wüsten, wo der Tiger traurig fliesset!
Gestad, wo sich ins Meer der starre Oby giesset,
Nun bald ein Eisgebürg, wo niemand landen kan.

Verlohrne Felsen, wo sich kein Geschöpf erfreut!
Ihr Grotten der Natur, und ihr gebohrne Grüfte!
Vesuve jener Zeit; nun ausgebrandte Klüfte!
Seyd izt mein Trauerbild! Mahlt mir die Einsamkeit!

Hier strahlt der Höfe Pracht, das Spiel, der Masken Tanz,
Und was die Eitelkeit für Mittel sonst erfunden,
Zum Gift der edlen Zeit, zum Tod der kostbarn Stunden,
Wie jener Würmer Licht, wie eines Irrlichts Glanz!

Wie eines Irrlichts Schein, der uns in Sümpfe führt;
Wie eine Luftgeschicht, die schrekend uns ergetzet;
Hier wird nach wahrem Wehrt ein jedes Ding geschätzet;
Hier ists, wo sich ins Nichts der Menschen Thun verliehrt!

Hier sizt der Weise still in der gelehrten Gruft,
Von Todten, deren Nam durch alle Zonen tönet,
Umringet und umarmt, und andrer Lust entwöhnet,
Aufmerksam auf die Stimm, die laut von hier uns ruft;

Und in die tiefste Zeit senkt er den ernsten Blik;
Daß einst die Welt gebrandt, entdekt er dort die Spuren;
Verwundernd geht er von versteinerten Figuren
Bis in dein altes Bett, versezтes Meer, zurük.

Nun sieht er eine Kluft, die Tod und Feuer speyt;
Den Rachen eines Thiers, das Länder in sich schlinget,
Das, einer Allmacht gleich, was widersteht, bezwinget,
Der Zwietracht gräßlichs Bild, das Bild der Grausamkeit.

Er sieht den Krieg; erblaßt, und denket göttlich nach:
Was hat Unsterbliche zu solchem Thun bewogen?
Ein Geist, wie Sterne hell, mit einer Haut umzogen,
Verwandelt in ein Thier? . . . . O Plato, welche Schmach!

Wo ist der Zauberstab, der Kreiß, das dunkle Wort?
Wer hat, Unsterbliche, wer hat euch so mishandelt?
Auf welchen Wegen hat der erste Mensch gewandelt?
Auf welchen Wegen geht die böse Nachkunft fort?

Vernunft, dein Licht verlescht in dieser Finsterniß!
Ists Manes, welcher uns des Bösen Ursprung lehret?
O Räthsel, hat vielleicht mein Leibniz dich erkläret?
Er seufzt, und schweigt, und denkt: Ach, es bleibt ungewiß!

Ja, niemals soll mein Geist, o Plato, untergehn!
So spricht er, und sein Blik sieht nun in Ewigkeiten,
Wie in ein dunkler Schwarz, jenseits der Nacht der Zeiten,
Wie wir nur ein Gewölk statt ferner Ufer sehn.

Entlegnes Holz, wo kaum ein scheuer Vogel klagt,
Scheu vor dem grössern Thier, dem Menschen, scheu vorm Wetter;
Er findet Ruh und Schuz im Schatten deiner Blätter:
Gewähr auch mir die Ruh, die mir die Welt versagt!

Wie ein geschlagnes Heer das Feld der Leichen scheut,
Und von der Furcht berauscht die fliehnde Hauffen wanken:
So fliehn vorm Lärm der Welt die traurigen Gedanken,
Und sezen ruhig sich in Schoos der Einsamkeit!

Hier sammle dich dann nur, du mein zerstreuter Schmerz;
Hier unterm Schatten, den der Ahorn traurig schenket;
Hier in dem Thal, das sich matt vom Gebürge senket;
Hier, Einsamkeit, empfang und schüz ein traurend Herz!

Was hab ich von der Welt, von mir und vom Geſchik,
O wie viel hab ich dir, verſchwiegne, zu vertrauen?
O ſagt ich dirs ſchon heut! Könt ich dich heut ſchon ſchauen!
Doch ach, es hält mich noch ſo manche Pflicht zurük!

Ach, daß ich im Gedräng und noch nicht einſam bin!
O warum lernt ich dann das Thun der Menſchen haſſen,
Seh ich nicht ruhig bald, zufrieden und gelaſſen
Von meinem ſchwülen Tag die lezten Stunden fliehn!

Die beſte Welt.

1757.

Humanum genus infelix, o pectora coeca!
LUCRET.

Ich hörte manches Freundes Klage:
Der ſeufzt um ſeiner Schönen Gruft,
Die in der Jugend erſtem Tage
Aus Neid der Himmel zu ſich ruft.

Der heiligt mit untröſtbarn Thränen
Des treuſten Freundes frühe Baar:
Dort rief des beſten Vaters Sehnen
Den beſten Sohn, der nicht mehr war.

Der flehet edel um ein Herze,
Sein einziges und höchſtes Gut,
Und zürnet aus gerechtem Schmerze
Dem Einſpruch, den das Glük ihm thut.

Der ſieht die Tugend unterdrüket;
Wie ſich vorm Thoren alles beugt,
Und wie dem Laſter alles glüket,
Sieht er und ſeufzt: O GOtt! . . und ſchweigt!

Der klaget einſam und verlaſſen,
Verrahten ſelbſt von ſeinem Freund:
„ So muß ich dann die Menſchen haſſen,
„ Die meiner nicht mehr wehrt! . . Er weint!

Der gieſſet einen Bach von Zähren
In Ströhme Bluts, dort in dem Feld,
Wo Menſchen ſelber ſich verheeren,
Um Ehre der, und der um Geld.

So klagt das Kind der reinen Sterne,
Ein Geiſt, den Großmuth unterſcheidt,
In dieſer traurig öden Ferne
Von Himmel und Glükſeligkeit.

O Seelen, die ſo edel trauren,
Für euch ſind Glük und Pöbel taub,
Und o, wie ſeyd ihr zu bedauren,
In dieſer Welt, und beyder Raub!

Du ſahſt den Lauf von meinen Jahren,
Und meines Glükes Unbeſtand,
Ja, Freund! ich hab es ſelbſt erfahren:
Hier iſt des Uebels Vaterland *.

* Vielleicht iſt dieſe Welt, die wie ein Körnlein Sand
Im Meer der Himmel ſchwimmt, des Uebels Vaterland.
Von Haller.

Philo-

Philoſophiſche Gedanken *.

Des Menſchen Beſtimmung iſt zu leben, ſich zu vermehren und zu ſterben. Unſere Seele ſey unſterblich oder nicht; in einem wie dem andern Falle höret allemal der Menſch durch den Tod auf. Eine Folge von Empfindungen und Gedanken macht unſer thieriſches und vernünftiges Leben aus. Die Beſchäftigungen der Menſchen ſind mannigfaltig, und da ſich alles unſer Thun und Laſſen im Tode terminirt; ſo ſcheinen alle unſere Beſchäftigungen von gleichgültiger Beſchaffenheit zu ſeyn. Unter dieſen Beſchäftigungen können jedoch diejenigen, welche den Leib blos zum Vorwurfe haben, nicht die edelſten ſeyn. Wir müſſen jeden Augenblik gewärtig ſeyn, daß dieſes Gebäude von Staub in ſein Nichts zerfällt. Wenn von vergangenen Schmerzen und vergangener Luſt die Rede iſt: ſo iſts gleichgültig, ob von einem Jahrhunderte, oder einem Augenblike geredet werde. Ein angenehmes oder unangenehmes Gefühl unſers jedesmaligen Zuſtandes, welcher von unſerm Willen nicht abhängt, macht allerdings gewiſſe Sorgen nothwendig: aber ſolche Sorgen ſolten billig nur die jedesmalige Gegenwart, und unſerm Künftigen nur die nächſte Zukunft zum Vorwurfe haben; ohne in unſern Sorgen weiter zu gehen, ſolten wir billig die von unſern Beſchäftigungen ſich von ſelbſt ins entferntere Künftige erſtrekende Folgen nur ruhig erwarten, und der Tod ſolte nur die Zukunft ſeyn, die uns immer vor Augen ſchwebte.

* Dieſe Gedanken haben gleichen Vorwurf, wie das denſelben aus dieſer Urſache auch angehängte Gedicht von der Natur und den Schikſalen des Menſchen.

* * *

Wir müſſen eine zeitlang auf den Tod warten, und dieſe Zeit ſuchen wir uns ſo kurz als möglich zu machen. Wir fürchten gleichwohl den Tod, und ſchweben ihm immer gleich unfürſichtigen Mücken entgegen. Schlechte Hütten, die Speiſe, welche uns die Erde; und der Trank, welchen uns ein reiner Bach von ſelbſt und freywillig darbiethet, wären für Reiſende, wie wir ſind, und für einen ſo kurzen Weg gut genug geweſen. Und ſo weit hat der Philoſoph von Genf Recht.

* * *

Aber wir haben unſere Bedürfniſſe, und damit unſer Elend ſelbſt vervielfältiget. Die Menſchen überhaupt leben in dieſer Welt, als ob ſie ihnen zum ewigen Aufenthalte beſtimmt wäre. Wie man von den Caraiben ſagt, daß ihre Vorſicht ins Künftige ſich nicht auf den Abend erſtrecke: ſo beweiſen wir alle durch unſere Handlungen, daß wir an den Tod wenig oder gar nicht denken, und alle in dieſem wichtigen Mangel der Vorſicht Caraiben ſind.

* * *

Was hat das menſchliche Geſchlecht dabey gewonnen, daß Städte, Schlöſſer und Paläſte gebaut, und die Menſchen durch Gewalt, Aberglauben und Geſätze in groſſe Geſellſchaften, wie Schaafe in den Pferch, zuſammen getrieben worden? Das Loos der wilden Thiere in den entlegnen Wäldern und Wüſten iſt nur dadurch beneidenswehrt geworden. Millionen Menſchen ſind jezo nur um weniger einzelnen Menſchen willen da, die mit ihnen, wie mit Kinderuhren umgehen, ſie nach Gefallen ſtellen, und wann ſie wollen, zerbrechen.

* * *

Das Glüke geht mit uns um, wie die guten Mütter und Ammen mit den Kindern. Sie ſtillen ihren in Thränen ausbrechenden Schmerz mit Zukerbrod und Spielwerk. Aber die Kinder wachſen zum männlichen Alter heran, und ſehen ihr vergangenes und gegenwärtiges Elend nur zu deutlich ein. Man ſtelle ſich einen Menſchen vor, welcher durch die Macht eines Zauberers in einen hundertjährigen Schlaf verſenket würde, in welchem er aber eine ununterbrochene Reihe der angenehmſten Träume hätte. Wäre dieſer Menſch in dieſem Zuſtande glükſeelig? Und wo ſolte ſich der Thor finden, der wohl und deutlich von der Sache unterrichtet nicht jeden andern wachenden Zuſtand dieſem glükſeeligen Traume vorziehen würde? Es ſind Bedingungen möglich, unter welchen ein ſolcher hundertjähriger Traum einem hundertjährigen wahren Leben in gewiſſen Umſtänden vorgezogen werden könte; aber ich rede hier von der Sache überhaupt.

* * *

Der Menſchen Innerſtes hat ſich vor dem Auge des Philoſophen umſonſt verborgen. Des Menſchen Herz iſt voll Unruhe, voll eitler Wünſche, deren Erfüllung theils nicht möglich iſt, theils vergeblich, und nur neuer Wünſche Saamen wäre. Wir ſuchen unſern Zuſtand unaufhörlich zu verändern, zum deutlichen Beweiſe, daß es uns in keinem recht wohl iſt, oder daß wir nicht glükſeelig ſind. Eine thieriſche Eigenliebe iſt der Grund unſerer Handlungen. Wir ſuchen alles von uns abhängig zu machen; alles ſoll uns zum Opfer dienen; alles thun wir in Abſicht auf uns. Was iſt auch natürlicher als dieſes, da die Leiber und die lebloſen Körper alle zerſtöhrlich ſind, und kein Grund da iſt, warum ein unſterblicher Geiſt mit ſeinem Staube anders umgehen ſolte. Was unſer Leib

bezwingen kan, iſt ſein Eigenthum. Das iſt das Recht, das ihm die Natur gegeben hat. So denkt ein Thier ganz natürlich; Geiſt und Leib aber machen ohne Unterſchied ein Thier, und der Menſch hat vor andern Thieren, wenn ſich ſeine Seele von jener Seelen nicht unterſcheidet, keinen wahren, weſentlichen oder etwas bedeutenden Vorzug.

* * *

Niemals werden wir uns glükſeelig ſchätzen, wenn unſer Wille nicht erfüllet wird, und niemals kan in dieſem Zuſammenhange der Dinge, in dieſem Leibe unſer Wille ganz erfüllet werden, ohne daß nicht etwa eines einzeln, nein, vieler ja, aller übrigen Menſchen Wille unerfüllt bleibe. Wenn die Glükſeeligkeit nicht ein Räthſel iſt, welches einmal ein witziger Kopf ſich zur Luſt erdacht hat, damit die Menſchen, beſonders die Philoſophen, ſich die Köpfe darüber zerbrechen mögten: ſo muß ſie doch, ſie ſey, was ſie wolle, ein gemeines Gut aller Menſchen, oder ein Gut ſeyn, woran alle Menſchen einen gleich gegründeten Anſpruch haben. Es iſt aber keine Glükſeeligkeit hier möglich, die allen gleich zukomme. Was dem einen Vergnügen macht, deſſen Beraubung iſt allemal des andern Schmerz. Meine Abſicht wird erreicht, weil des andern ſeine unerreicht bleibt. Warum iſt die Begierde, vollkommner als andere zu ſeyn, oder andere zu übertreffen, uns allen natürlich? Glükſeelige aber wollen ſich einander nicht übertreffen; ſie wollen nicht vollkommner als andere ſeyn, wohl aber ſich mit dem vollkommnern vereinigen, und freywillig von ihm abhangen. Geſetzt, es wäre, und der Himmel weiß, in welcher Einöde, ein Glükſeeliger; würde ſeine Glükſeeligkeit mit dem Anblicke des Elends ſo vieler Tauſenden beſtehen können? Mit welchem Vergnügen kan derjenige eſſen, welche tauſend um ſich herum Hungers ſterben ſieht?

* * *

Die Thorheiten, Vorurtheile und Irrthümer anderer machen uns ein Vergnügen, und erhöhen unsere Weisheit. Die Dunkelheit anderer Namen macht den unsern heiter. Anderer Armut ist unser Reichthum. So machen wir immer Eroberungen über uns selbst; so ist ein Mensch des andern Opfer und Raub. So ist es dann mit unserer Vollkommenheit und unserer Glülseeligkeit beschaffen!

* * *

Den Menschen kennen, heißt die wahren Gründe wissen, aus welchen er handelt. Der Mensch handelt aber theils blos nach thierischen Trieben; theils nach gewissen angebohrnen Begriffen, oder geistigen; oder, wenn man lieber will, moralischen Trieben; theils nach idealischen Begriffen. Der nach thierischen Trieben handelnde Mensch ist in Ansehung seiner Gemüthsart weder gut noch böse; sondern man muß sagen, daß die Menschen von Natur zum Theil zur Bosheit, zum Theil zur Gutheit, zum Theil zu einer Mischung von Bosheit und Gutheit geneigt, und, um sie mit den Thieren zu vergleichen, theils als gebohrne Wölfe, theils als gebohrne Schaafe, theils als Thiere mittlerer Art zu betrachten sind. So können wir uns der Gemüthsart eines Menschen, der ganz ausser aller menschlichen Gesellschaft in der Wildnis aufgewachsen, nicht auf die natürliche Gemüthsart aller andern schliessen. Jener wilde Mensch kan, wie ein Wolf; ein anderer Wilder wie ein Schaaf seyn. Die Erfahrung bestättigt meine Meinung, und die Gemüthsart eines natürlich Boshaften wie eines natürlich Gütigen verrahten selbst beyder verschiedene Gesichtszüge. Die Menschen verfahren bey ihren Entschlüssen und Handlungen auf mancherley Art, die sie von einander unterscheidet. Geschwindigkeit oder Lebhaftigkeit, Feuer,

Nachdruk, Beständig- oder Dauerhaftigkeit sind bald in verschiedener Mischung und Graden beysammen, bald getrennet. Was man von solchen Erfahrungen abstrahiret hat, hat man mit dem Namen des Temperaments bezeichnet, und die Menschen nach ihren Temperamenten unterschieden. Die Menschen erwählen sich zu den Vorwürfen ihrer Beschäftigungen diejenigen, welche ihrer natürlichen Gemüthsart und ihren Temperamenten die gemässesten sind. Die Eintheilung der Menschen in Ehrgeizige, Wollüstige und Geldgeizige gefällt mir nicht. Ein Choleriſcher kan geldgeizig, ein Sanguiniſcher ehrgeizig, und ein Melancholiſcher wollüstig seyn, ob sich gleich die Verschiedenheit des Temperaments bey jedem dieser Ehrgeizigen, Wollüstigen und Geldgeizigen deutlich äussern wird. Wenn man vom Begriffe des Ehrgeizes, der Wollust und des Geldgeizes alles das absondert, was schon zur natürlich-boshaften, guten oder mittlern Gemüthsart der Menschen und ihrer natürlichen oder angebohrnen Handelsweise, die ich das Temperament nenne, gehöret: so wird dasjenige, was übrig bleibet, zu den vorübergehenden oder veränderlichen Leidenschaften zu rechnen, und ein freyes idealiſches Werk der Seele seyn. Die künstlich erregten Triebe sind von den natürlichen wohl zu unterscheiden. Das Genie unterscheidet sich vom Temperament, und die Menschen unterscheiden sich dadurch nicht minder als durch das Temperament.

* * *

In Ansehung der moraliſchen Triebe kommt es hauptsächlich darauf an, ob wir von einem Rechte und Unrechte und einer Glükseeligkeit, als dem lezten Endzweke unsers Seyns angebohrne Begriffe haben? Es ist aber von dieser Seite der Mensch noch am wenigsten bekannt. Gesezt aber, daß wir solche angebohrne Begriffe hätten: so ist nichts natürlicher, als daß wir, in wie fern wir uns selbst dirigiren, und die Seele

aus ihren eigenen innerſten Principiis handelt, auch bey der Einrichtung aller unſerer Handlungen den von Recht und Glükſeeligkeit uns angebohrnen Begriffen gemäß verfahren werden; da aber die Erfahrung hiermit nicht übereinſtimmt, ſo müſten wir von etwas auſſer uns dirigiret werden, und ſolches eine mächtige Herrſchaft über unſere Seele haben. Die idealiſchen Begriffe bildet ſich die Seele nach ihrer Freyheit, und die Natur des Menſchen müſſen wir nach dieſen frey gebildeten Begriffen nicht beurtheilen. Die Verſchiedenheit der Sitten und moraliſchen Denkensarten der Menſchen ſind bekannt, und aus den verſchiedenen Syſtemen der Philoſophen, den Werken der Dichter und Redner jeden Jahrhunderts lernen wir den Menſchen von dieſer Seite am beſten kennen. So war der groſsmüthige freye Römer, ohne die Wahrheit der Geſchichte in den mindeſten Zweifel zu ziehen, kein natürlicher, ſondern ein künſtlicher, nach ſeinen idealiſchen Begriffen handelnder Menſch.

* * *

Die Menſchen können nach dem Leben, das ſie führen, und ihrem Schikſale wieder in verſchiedene Claſſen eingetheilet werden. Sie führen zum Theil (und die allermeiſten) ein mehr thieriſches als geiſtiges Leben; zum Theil (und die wenigſten) ein mehr geiſtiges als thieriſches Leben. Unter leztern unterſcheiden ſich die betrachtenden Menſchen, die ihrer philoſophiſch bewuſt, und natürlich beſtimmt ſind, die andern zu dirigiren. Die erſtern werden dirigiret, und wenige von ſolchen unterſcheiden ſich von dem groben Hauffen der übrigen, welche faſt nur als Maſchinen und Werkzeuge brauchbar ſind. Es unterſcheidet ſich faſt jeder einzelne Menſch von dem andern durch gewiſſe ihm eigne Meinungen und einen ihm eignen Geſchmack, und ganze Völker ſind ſo ſehr an Genie, Geſäzen, Religion, Sitten und Gebräuchen unterſchieden, daß diejeni-

gen, welche die Natur der Menſchen unterſuchen, faſt nicht mehr wiſſen, was natürlich und künſtlich (factitium) iſt. Wenn aber die Natur ſich nicht widerſpricht, einförmig und unveränderlich iſt: ſo iſt alles dasjenige, worinn die Menſchen ſo verſchieden ſind, als etwas erkünſteltes oder als ein idealiſches Werk der Seele anzuſehen, und nur das natürlich, was man bey allen beſtändig und ungeändert antrift, daß alſo die natürliche Gemüthsart, das Temperament, Genie und die Empfindungen, welche die Lage des Körpers verſchiedentlich verändern, als Hunger, Durſt, Schlaf, Schmerz, Vergnügen, die Haupt- und Weſentheile des Begriffs vom wahren natürlichen Menſchen ſeyn werden. Die Lebensart des natürlichen Menſchen iſt alſo nicht mannigfaltiger, als gedachte Empfindungen ſind, und in ſeinen Beſchäftigungen auſſer dem, die nicht groß ſeyn können, wird er von ſeinem Genie dirigiret. Gegen andere Menſchen oder Thiere verhält er ſich nicht anders, als ein böſes oder gutes Thier, und iſt entweder mitleidig oder grauſam. In allem übrigen iſt der Menſch von der Natur ſich ſelbſt überlaſſen worden, und wie ein Wachs aller Eindrüke und aller Formen fähig. Man darf ſich alſo über die Verſchiedenheit der Sitten und moraliſchen Begriffe der Menſchen ſo ſehr nicht mehr verwundern. So bald Menſchen einmal ſich der Directien anderer unterwerfen: ſo iſt alles aus ihnen zu machen.

* * *

Die Menſchen, nach ihrem Schikſale betrachtet, ſind nach den Himmelsgegenden und der verſchiedenen Beſchaffenheit des Landes, deſſen natürliche Bewohner ſie ſind, an Geiſt oder Genie, Leibesſtärke, Geſtalt, Farbe und ſonſt in mehr als einem Betrachte unterſchieden. Die Religion und Geſätze, nebſt dem herrſchenden Geſchmacke in Abſicht auf Sitten, Künſte, Wiſſenſchaften, und überhaupt in Anſehung aller Vorwürfe

unserer Leidenschaften; diese entweder Tyrannen oder weise und gütige Regenten, welchen uns die Geburt schon unterwirft, sind hier zu vorzügliche Betrachtung zu ziehen. Dort sind die Götter schwarz; hier weiß, und so ist unser Schikſal. Die Umstände, in welchen die Menschen gebohren werden, und die von unserer Wahl nicht abhangen, verdammen einige zu den niedrigsten Sorgen des Leibes, wobey sie einer Seele fast entbehren können. Sie und ihr Vieh, ihr Vieh und sie bestellen den Acker. Andere bringen ihr Leben mit Geschäften, die den Leib nicht minder angehen, zu, welche aber in so ferne edler genennet werden können, als die Seele etwas mehr mit arbeitet, und man merket hoffentlich schon, daß ich von Künstlern rede. Eine kleine Anzahl Menschen unterscheidet sich dadurch, daß sie nichts thut, und alle übrigen Menschen sind ihre Ameisen, Hamster, Bienen, Biber, Seidenwürme und Singvögel. Einige ihre Aelstern, Papagoyen, Affen und Raben. So sammlen tausend Menschen für einen oder wenige die verschiedenen Nahrungsmittel und Reizungen des Gaumens; andere bauen die Paläste, worinn die Faulheit ruht; andere weben den Purpur, welcher oft Dummheit und Niederträchtigkeit bedekt; andere vergnügen das Ohr des Wollüstigen mit mühsam erlernten Tönen. Andere sind darum da, um die Gebärden der Grossen, wie die Affen, nachzumachen, und um ihre Worte, wie die Papagoyen, nachzuschwätzen. Andere müssen dem grossen Hauffen mit der Beredsamkeit der Aelster vorschwätzen, und was können dieß anders seyn, als die M**n**si**r* und Pf***? Die Raben; wer kennt sie nicht? Wo ist der Regent, der nicht Diebe im Solde hat, die für ihn (und auch für sich selbst) stehlen? Kurz: Die Menschen, ihrem Schikſale nach, sind Spartaner oder Ilotten.

* * *

Welch einen Begriff ſoll ich von der ſogenannten ſchönen und groſſen Welt geben? Iſt ſie ein Siechhaus voll lauter Kranken, die von Tarantuln von beſonderer Art geſtochen worden, und deren Krankheit, wie es ſcheinet, nichts als Karten, Masqueraden, Gaſtereyen und die gröbſte Unzucht unter den feinſten Namen heilen kan? Ein Siechhaus voller Kranken, die ſich allein für geſund und ſchön halten, und welche von Millionen Menſchen mit Verluſt ihrer Geſundheit und Lebens verpfleget werden? Der Arzt, der Weiſe, welcher ſie mit den wahren und beſten Mitteln ſeiner ächten Kunſt heilen will, dienet ihnen zum Geſpötte. Er allein iſt von keiner Tarentul geſtochen, und was kan ſolchen artigen Tänzern und Spielern lächerlicher ſeyn, als ein geſunder Menſch, welcher mit natürlichen Schritten bedachtſam einher geht, und ſtatt der Karten die heiligen Blätter des Buchs der Weisheit in der Hand hat! Doch man ſiehet dieſe fröhlichen, dieſe heiteren Geſichter auch von Runzeln der Traurigkeit ins Kürzere zuſammen gezogen, und an den Weiſen kommt auch die Reihe zu lachen, wenn er mit Verachtung nicht lieber weinen will. Spiel, Tanz und Wolluſt haben ihre leeren Zwiſchenräume, welche Langeweile, Etel, Unluſt und Reue erfüllen. In wenigen Jahren wird dieſen ſchönen, dieſen Menſchen von feinerem Stoffe ihr voller Bauch und leeres Gehirn gleich unerträglich ſeyn. Tunc rifum teneatis amici! *

* * *

Sind wir unſterblich; welche Beſchäftigungen für unſterbli-

* Dieſe groſſe oder ſchöne Welt iſt allerdings einer andern und vortheilhaftern Beſchreibung fähig; allein hier iſt die Rede von philoſophiſchen Gedanken, und ſelbſt in der groſſen Welt philoſophirt man von der groſſen Welt ungefähr auf gleiche Weiſe.

che Seelen? Sind wir ſterblich; wie thöricht handeln wir, daß wir unſere Dauer ſo mutwillig verkürzen, und nicht durch tauſendfache Würkungen, durch eine ununterbrochene lange Reihe von Gedanken ſie zu verlängern ſuchen? Dieſes wäre ein unfehlbares Mittel, aus wenigen Jahren der Sonne Jahrhunderte des Verſtandes zu machen. Das phyſiſche Leben ſey ſo kurz als es will; im Laufe des moraliſchen Lebens ſind Augenblike Jahre. Und ſo ſiehet ein Philoſoph die Sache an; ſo vergleicht er die Menſchen mit einander, und findet eine Gleichheit in ihrer Lebensdauer. Sterben Kinder in der Wiege, ſo ſezt er ſterbende Greiſe, welche das Alter wieder zu Kindern gemacht hat, in dieſelbe Todesliſte. Vergangener Schmerz und vergangenes Vergnügen ſind von einander nicht unterſchieden. Das Vergangene hat die Eigenſchaft, daß es allen Unterſchied aufhebet. Es gleicht der Nacht, welche allen Dingen nur eine Farbe, nur eine Geſtalt giebt. Der bis zum lezten Tage eines Jahres geſunde; am lezten aber erkrankende Menſch, und der von einer, wie jenes Geſundheit, gleich langen Krankheit am lezten Tage gleichen Jahres ſich völlig erholende Kranke ſind beyde in gleichen Umſtänden. Dieſem erſezt der erſte Tag ſeiner Geſundheit das Ungemach der jährigen Krankheit, und durch einen Tag Krankheit verliehrt jener die Geſundheit eines Jahres. Dieſer iſt nun nicht mehr gegen jenen unglüklich; jener nicht mehr gegen dieſen glüklich. Man vergleiche die Menſchen nach ihren wahren Verhältniſſen mit einander, und allemal ein ganzes Leben mit einem ganzen Leben; man nehme endlich alle Relationen oder Verhältniſſe, in welchen die Menſchen mit einander ſtehen, zuſammen: ſo haben wir ein relativiſches Ganzes oder eigentlich nur einen Menſchen zu betrachten, der glükſeelig oder unglükſeelig oder keines von beyden iſt.

* * *

Dieſes hebt indeſſen das würkliche Uebel nicht auf, welches die Menſchen einzeln empfinden. Ein Philoſoph kan jedoch alle Menſchen ſich als eines gleichen Schikſals gewürdigte Geſchöpfe vorſtellen, und je mehr Vergleichungen er anſtellt, deſto mehr wird er in ſeinen Schlüſſen beſtärkt werden. Man ſondere von eines Menſchen Jahren die ganze Zeit ab, wo er nicht an ſich gedacht hat; man ziehe von eines Jünglings ſchönen Geſtalt alle die Vortheile ab, die er daraus nicht gezogen hat, und man rechne ihm ſo viel an der Schönheit ab, als er durch Lüderlichkeit einen Misbrauch davon gemacht hat; man ziehe am Reichthum ſo viel ab, als der Geiz ungebraucht läßt, und der Ueberfluß Sorgen macht; man ziehe am Verſtande ſo viel ab, als zur Selbſterkenntnis nicht angewendet wird; an der Gelehrſamkeit ſo viel, als in dieſem Leben entbehrlich und in jenem unbrauchbar iſt; ein Barle ziehe von ſeinem Ruhme ab, was an Lob und Beifall in unſern an Barlen armen Zeiten den elendeſten Sammlern, welche in der Republic der Ameiſen kaum zu Handlangern tüchtig ſeyn würden, ſelbſt in den beſten unſerer gelehrten Tagebüchern verſchwenderiſch beygeleget wird: man ziehe denn alles dieſes von den Vortheilen und Vorzügen einiger Menſchen ab: ſo wird die Ungleichheit ſo groß nicht mehr ſeyn, und wenn jeder Menſch in etwas wieder einen Vortheil für dem andern haben ſolte: ſo wird gar bald eine völlige Gleichheit herauskommen. Es iſt nicht erſt meine Anmerkung, oder vielmehr wahrſcheinliche Vermuthung, daß, wenn die Menſchen ihr Gutes und Uebel in dieſem Leben auf zwey abgeſonderte Hauffen zuſammen würfen, jeder wieder zu dem ſeinigen greiffen und ſolches vorzüglich für des andern ſeinem erwählen würde.

* * *

Es leben aber die Menſchen nicht alle in den Umſtänden, in

welche ſie die Geburt verſezt hat, ſo ſchlechtweg fort, und beſchäftigen ſich nur mit den Vorwürfen, welche ſich ihnen von ſelbſt darbiethen; ſondern ſie bilden ſich auch idealiſch einen Zuſtand, machen ihn zu ihrem Hauptzwek, und richten alle ihre Bemühungen und Würkungen dahin, dieſen Hauptzwek zu erreichen. Einigen gelingt alles: eines geht ihnen, wie man ſagt, nach Wunſche; andern mislingt alles; ſie ſind in allem ſo unglüklich, wie jener Engelländer, welchem alles ſo ſehr mislunge, daß er zu glauben oder zu ſagen bewogen wurde, GOTT würde, wenn er ein Hutmacher geworden wäre, Menſchen ohne Köpfe erſchaffen haben, damit er ſein Fortkommen nicht finden ſolte. Dieſes hat betrachtende Menſchen längſt auf den Gedanken eines beſondern Schikſals jedes Menſchen gebracht. Eine metaphyſiſche Ausführung dieſer wichtigen Materie ſchikt ſich hieher nicht. Ich will alſo meine Meinung hievon mit wenigem, und ſo deutlich als es mir nur möglich iſt, eröffnen. Es ſind Millionen Menſchen verdammt, ſich mit den niedrigſten Sorgen des Leibes zu beſchäftigen, und ſolche ſind dem groſſen Hauffen der gemeinen Soldaten eines Heeres gleich, welche ohne Unterſcheid zum Sturme commandiret werden, und da es gleichgültig iſt, welcher von ihnen die Wälle erſteigt oder fällt. Es ſind hingegen wenigen Menſchen, wie den Generalen vom oberſten Feldherrn, gewiſſe Rollen zugetheilt, von welchen ſie nichts loszählen kan. In der Grundverfaſſung oder urſprünglichen Einrichtung der Welt liegen nothwendig ſolche unvermeidliche Begebenheiten, welche wir Schikſale oder Verhängniſſe nennen. Es ſind aber Begebenheiten möglich, welche in derſelben Welt ſich ſo wohl ereignen als nicht ereignen können, deren würkende Urſachen freye Weſen, und welche alſo nothwendig zuzulaſſen ſind, wenn alle Freyheit der Geiſter nicht ganz und all zu offenbar aufgehoben werden ſoll. Dieſe zufällige Begebenheiten ſind die Vorwürfe der Vorſehung, welche

ich also vom Schiksale unterscheide, und diese Begebenheiten lenket die Vorsehung, ohne ihre Natur im mindesten zu verändern, theils in besonderer Rükſicht auf jene unvermeidliche Begebenheiten, theils überhaupt, damit auch in der moraliſchen oder freyen Welt alles so schön zuſammen ſtimme, als in der mechaniſchen. Es kan auch ein **Ungefähr** in gewiſſem Sinne zugelaſſen, und ein Glük oder Unglük genannt werden. In dem Sinne findet es nemlich nicht ſtatt, da es eine Würkung ohne Urſache heiſſen ſoll; auch in dem Sinne nicht, da es eine Begebenheit ſeyn ſoll, welche von der Herrſchaft der Vorſehung ausgenommen wäre. Es iſt aber ein anders, der Vorſehung unterworfen, und ein anders, ihr würklich gegenwärtiges Object ſeyn. Es kan dieſe oder jene kleine Begebenheit, welche freye Weſen zur würkenden Urſache hat, der Vorſehung, in Abſicht auf ihren Endzwek, gleichgültig ſeyn. Ein **Ungefähr** iſt alſo eine Würkung, welche ihre Urſache, womit aber es folgende Bewandnis hat. Es würken freye Weſen, ohne es zu wiſſen, oder ohne gleiche Abſicht zu haben, zuſammen, und aus ihren Würkungen entſteht eine Begebenheit, welche ſie alle nicht intendiret haben. Dieſe von ihren Urſachen nicht intendirte Würkung nenne ich ein **Ungefähr**. So begegnen Wagen und Schiffe einander, ohne eben von der Vorſehung zuſammen geführet zu werden. So vereinigt aber die Vorſehung auch oft Menſchen mit einander, welche zuſammen Würkungen herfürbringen ſollen, bey welchen das Ganze, ſo zu reden, intereſſiret iſt.

* * *

Unter den Menſchen thun ſich einige wenige, und in ſeltenen Zeiten herfür, welche Weſen einer höhern Claſſe zu ſeyn ſcheinen, und daher als Genii oder Genies betrachtet und vorzüglich alſo genennet werden. Zu der völligen Ausbildung dieſer Genies werden oft Jahrhunderte erfordert, und ſie ſind aller-

dings Geſchöpfe des Schikſals und der Vorſehung. Es entſtehen durch ſie die gröſten Veränderungen in der moraliſchen Welt; neue Religionen, Sitten, Geſätze, Geſchmak; kurz, ein neues Menſchenſyſtem. Sie machen den Unterſcheid zwiſchen Weiſen, Klugen, Thoren, Tugendhaften und Laſterhaften am merklichſten. Dieſe groſſen Menſchen ſondere ich von den übrigen ganz ab: ſie erſcheinen, entfernen ſich und kommen wieder als Kometen.

* * *

Hier ſagt ein Philoſoph; dort ein Dichter: Alle Menſchen ſind Thoren. Doch werden bald wiederum einige ausgenommen, und man ſpricht von Weiſen und Thoren. Aber was iſt denn eigentlich ein Thor? Es iſt der Mühe wehrt, den Begriff von ihm zu beſtimmen. Ein Thor iſt derjenige, welcher den wahren Wehrt der Dinge nicht kennt, und alſo unrichtig ſchäzt, folglich hochachtet, was er verachten; und verachtet, was er hochachten ſolte. So wie er nun den Wehrt der Dinge unrichtig ſchäzt: ſo wird er auch bey ſeinen Handlungen verfahren, und ſo wird er ſich in Glük und Unglük betragen. Was iſt alſo ein Weiſer? Welcher den wahren Wehrt der Dinge kennt, hochſchäzt, was Hochachtung; verachtet, was Verachtung verdient, und nach der Käntnis, welche er vom wahren Wehrte der Dinge hat, bey ſeinen Handlungen verfährt, und in Glük und Unglük ſich darnach beträgt. Wie unrichtig ſtehen ſich die den Weiſen für, welche ihn für unempfindlich halten? Aber wie unterſcheiden ſich die edlen und prächtigen Klagen erhabener Geiſter vom Jammer gemeiner Seelen? Ja, auch in anderm Betrachte kan ſich der Körper eines Weiſen in einer Lage befinden, wo die Seele zu wenig Herrſchaft mehr über ihn hat. Man muß ſich allemal mit dem Weiſen zugleich den Menſchen vorſtellen. Es läßt ſich unabhängig von einem Naturgeſatze eine Tugend gedenken. Die

Fertigkeit, dem Naturgesätze gemäß zu leben, iſt nur die Art der Tugend, welche man die Gerechtigkeit nennt; ſie iſt die Gerechtigkeit, welche wir gegen uns ſelbſt und gegen andere ausüben, indem wir die uns und andern ſchuldige Pflichten auch den dem Geſätzgeber ſchuldigen Gehorſam erfüllen. Aber unabhängig von einem Naturgeſätze ſtelle ich mir eine Tugend oder einen groſſen Menſchen vor, welcher ſich mit den größten und edelſten Vorwürfen mit einer Lebhaftigkeit, Nachdruk und Beſtändigkeit in einem vorzüglichen Grade beſchäftiget, und ſeine Würkungen mit Vergnügen auf den Nuzen anderer oder das Gute überhaupt (in dieſem Sinne) dirigiret, und dieſen groſſen Menſchen nenne ich tugendhaft, und einen Weiſen im vorzüglichen Sinne, wenn er ein Geſätzgeber oder Lehrer iſt; einen Helden aber, wenn er an der Spitze eines Heeres ſein Volk oder Vaterland ſchüzt. Wer iſt aber in dieſem Falle laſterhaft? Wer ſich mit den niedrigſten Vorwürfen alſo beſchäftigt, daß er ſeine Würkungen mit Vergnügen auf den Schaden anderer richtet, oder nur Böſes (in dieſem Sinne) zu thun, und darinn Vergnügen ſucht. Wer ſich zwar mit an ſich groſſen Vorwürfen beſchäftigt, aber auf das Böſe ſeine Abſicht allemal richtet, der wird als ein groſſer, vornehmer oder berühmter Laſterhafter (Illuſtre ſcélerat) bemerkt und alſo genennt.

* * *

Es thut nichts zur Sache wenn die Tugend, in dieſem Verſtande genommen, ein Ziel iſt, welches nicht von allen Menſchen erreichet werden kan. Man nehme dieſes Wort, in welchem Verſtande man wolle; die Anzahl der Tugendhaften bleibt doch allemal mehr als klein. Aber ohne Tugend iſt keine Glükſeeligkeit, und alle Menſchen haben gleichwohl einen gleichen Anſpruch auf die Glükſeeligkeit. Die Sache verhält ſich anders. Ein Tugendhafter und ein Glükſeeliger ſind nicht eine

Perſon.

Perſon. Es iſt der gröſten Mühe wehrt, den Begriff von der Glükſeeligkeit recht genau zu beſtimmen.

* * *

Die Glükſeeligkeit iſt entweder ein Wort, welches noch keinen Sinn hat, und worunter alſo ein jeder verſtehen kan, was er will, und in dieſem Falle wäre es faſt nicht der Mühe wehrt, ſich dabey länger als einen Augenblik aufzuhalten; oder alle Menſchen verſtehen darunter, jeder in ſeiner unbeſtimmten Sprache, wenigſtens überhaupt einen Zuſtand, welcher mit ſeinen liebſten Wünſchen, ſeinem Verlangen, ſeinen Hofnungen und Abſichten am vollkommenſten übereinſtimmt; der Philoſoph aber einen Zuſtand, in welchem und durch welchen der Zwek unſeres Daſeyns am völligſten erreichet wird. Wenn nun die Rede von einer in dieſem Leben ſtatt findenden Glükſeeligkeit, und welcher alle Menſchen fähig ſeyen, ſeyn ſoll; ſo frage ich billig, ob man ſich eine von unſerm Körper oder deſſen mannigfaltigem Zuſtande unabhängige Glükſeeligkeit einbilde? Aber wenn ich nun den Körper in eine Lage ſeze, in welcher er die gröſten Schmerzen leidet; wo iſt alsdann der glükſelige Menſch? Wäre er in dieſem Falle in einem andern Sinne glükſeeliger, als ein Kind, welchem die Amme Zucker giebt, indeſſen die Mutter es mit der Ruthe hauet? Wer wolte ſich eine ſolche lächerliche Glükſeeligkeit einbilden? Aber, ſagt man, der Menſch iſt allemal glükſelig, wenn die Summe der Güter, die er genieſſt, oder genieſſen kan, gröſſer iſt, als die Summe der Uebel, die er nicht vermeiden kan. Dieſes lautet ſchön und tröſtlich; allein ein Matroſe, welcher auf dem Schiffe nur die Hälfte ſeiner täglichen Koſt bekommt, iſt darum noch nicht faſt, wenn er gleich nicht Hungers

ſtirbt; er iſt darum noch nicht ſatt, wenn er gleich andere verhungern, und ſich alſo in Vergleichung mit dieſen glüklicher ſieht. Aber ein gutes Gewiſſen kan doch den Namen eines wahren Guts, einer wahren Glükſeligkeit verdienen? Ein gutes Gewiſſen iſt allerdings ein groſſer und wahrer Troſt; aber was ein Troſt iſt, iſt darum noch keine Glükſeeligkeit. Der Matroſe iſt darum noch nicht ſatt, wenn ihm ſein Gewiſſen gleich das Zeugnis giebt, daß er mit ſeiner ſchweren Arbeit die völlige Tagsleſt, ja noch mehr verdienet habe. Unſere Seele iſt endlich entweder ſterblich oder unſterblich. Iſt ſie ſterblich; welch eine Glükſeeligkeit, auf welche der Tod folgt? Eine Luſt von flüchtiger Dauer, auf welche ein Uebel, Eiel oder Reue folgt, wird für keine wahre Luſt gehalten. Unſere Sittenlehrer ermüden uns recht mit ſolchen Anmerkungen. Und Glükſeeligkeit und Sterblichkeit ſolten zuſammen beſtehen können? Welch ein Unterſchied im Grabe zwiſchen dem todten Glükſeeligen und dem todten Unglükſeligen? Doch ich gerahte in die Gefahr, zu wiederholen, was ich ſchon geſagt habe. Iſt nun unſere Seele unſterblich; iſt ihre Dauer unendlich: Was ſind wir in dieſem kurzen Zeitraume anders als Kinder? Laßt uns alſo erſt, wann wir das männliche Alter in jenem Leben erreicht haben, von einer Glükſeeligkeit reden. Geiſter, die in ihrer Kindheit die Glükſeeligkeit ſuchen, gleichen Schulknaben, welche ſich um Ehrenämter bewerben.

* * *

Was iſt alſo der wahre Begriff von der Glükſeeligkeit? Sind wir als Menſchen keiner fähig; welcher ſind wir denn als Geiſter fähig? Ich muß noch, ehe ich mich näher erkläre, den Begriff, welchen man ſich von einer Glükſeeligkeit,

welcher wir, wenn wir nur wollen, theilhaft seyn könten, zu machen gewohnt ist, genauer zergliedern. Man versteht entweder darunter eine in der Einbildung bestehende Glükseeligkeit, welche die Glükseeligkeit der Thoren genennet werden könte, und dabey halte ich mich nicht auf; oder eine zwar nicht reelle, sondern idealische, aber gleichwohl nicht chimärische Glükseligkeit, wo man nemlich in Erreichung einer gewissen Absicht sein höchstes Gut sezt, als ein Regent in der Aufnahme seiner Staaten, ein Vater in der guten Erziehung seiner Kinder u. s. w. und alsdann kan man zwar der Mode zu Gefallen oder Misbrauchsweise (abulive) sagen: Der glükseelige Regent, der glükseelige Vater; jedoch niemals der glükseelige Mensch. Wolte man aber behaupten, daß unter der Bedingung, daß wir das Naturgesez erfüllten, es nur von uns abhienge, in jenem Leben wenigstens glükseelig zu werden: so habe ich für jezt nur dieses darauf zu antworten, daß hier die Frage nur davon sey, worinn die Glükseeligkeit eigentlich bestehe, und nicht, wodurch sie erlangt werde, oder was uns des Genusses oder Besizes derselben fähig mache? Es ist aber ohne einen Generalbegriff von der Welt, und mit solchem eine ganze Metaphysik voraus zu schicken, sehr schwer, den Begriff von der Glükseeligkeit, deren wir in diesem Leben fähig sind, recht genau zu bestimmen, und allen Einwürfen vorzukommen. Was folget, sind nur wenige Gedanken, die sich vom Gedränge der übrigen gleichsam losgewikelt oder losgerissen haben.

* * *

Die absolute Welt, oder wie sie an sich ist, ist eine Reihe mit einander verknüpfter Substanzen. Es würde mich zu weit führen, hier die metaphysischen Fragen zu untersuchen, ob

unſere Seele in jenem Leben auch einen Leib haben, und in welchen Verhältniſſen ſie mit den übrigen Körpern ſtehen werde; imgleichen ob die Körper oder ihre Grundtheile auch als Subſtanzen anzuſehen ſeyen? Ich will mir alſo lieber eine bloſe Geiſterwelt vorſtellen. Die Geiſter muß man ſich aber nicht als ſpecalirende Einſiedler einbilden; auch ſind ſie in immer höhern Claſſen von einander unterſchieden. Dieſes voraus geſezt, iſt bey Beſtimmung des Begriffs von der Glükſeeligkeit billig zu unterſcheiden dasjenige, was ſie, wenn ſie ſtatt haben ſoll, vorausſezt, was ihr Materiale und ihr Formale iſt. Sie ſezt aber ſo viel Gutes, als das Weſen, das glükſeelig ſeyn ſoll, fähig iſt, und eine Abweſenheit alles deſſen, womit ſie nicht zugleich beſtehen kan, folglich alles Uebels voraus. Unter dem Guten verſtehe ich hier alle Realitäten, welche in der Exiſtenz unſerer Seele ſich unterſcheiden laſſen, und die ganze Summe aller Wirkungen, welche durch ſie möglich ſind. Der Zuſtand, in welchem ſich die Seele befinden muß, wenn ſie glükſeelig ſeyn ſoll, und welcher unter allen ihren möglichen Exiſtenzarten nothwendig die beſte ſeyn muß, worunter ich denn auch das Materiale der Glükſeeligkeit verſtehe, iſt derjenige Zuſtand, worinn ſie periodiſch jedesmal ſo viel Würkungen auf einmal herfür bringt, als erfordert wird, ſich ihres Daſeyns mit Freude bewuſt zu werden, und in dieſer mit dem Bewuſtſeyn ihres Daſeyns verknüpften Freude ſeze ich das Formale der Glükſeeligkeit. Ohne einer Seele Bewuſtſeyn Ihrer ſelbſt zu einer von Ihr ſelbſt unterſchiedenen Subſtanz zu machen, läßt ſich nicht gedenken, daß eine Seele, indem ſie würket, alle Würkungen, die auf ihr Würken erfolgen, vorher ſehen ſolte; es bleibt dieſes ein Vorrecht eines Weſens, das von ſich ſelbſt iſt. Die endlichen Geiſter ſind, wie ich vorausgeſezt habe, keine Einſiedler; ſie ſind mit einander verknüpft, und ohne dieſen ihren Zuſammenhang wäre keine Welt. Sie würken zuſammen, und ſehen nicht

alle ihre Würkungen vorher. Es entſtehen alſo unvermutete, aber im Reiche der Glükſeeligkeit angenehme Begebenheiten, und dieſe unvermutete, aber angenehme Begebenheiten verurſachen die Freude, welche das Formale der Glükſeeligkeit iſt. Dieſe ſich mit einander alſo vereinigende Geiſter lieben einander auf eine reine Art: denn unrein oder eigennüzig lieben heißt nur, ſich mit dem andern in einziger Abſicht auf eigne Glükſeeligkeit, ohne Abſicht auf des andern gleiche Glükſeeligkeit vereinigen. Wenn aber das Vergnügen, welches ich aus des andern Glükſeeligkeit ſchöpfe, nur darum mir ein Vergnügen iſt, und ſonſt keines ſeyn würde, weil es des andern Glükſeeligkeit, und nicht meine zum Vorwurf hat: ſo iſt meine Liebe unſtrittig rein. Es läßt ſich aber eine Vereinigung von Geiſtern auf keine andere als dieſe Art gedenken, und es iſt hier eben oder ganz genau von einem aus der reinen Liebe entſpringenden Vergnügen die Rede, welcher Vortheil alſo, der dem Liebenden hieraus entſpringt, der Reinigkeit der Liebe nichts benehmen kan; man müßte ſonſt zu einer reinen Liebe erfordern, daß beyde liebende Theile (denn beyde befinden ſich in gleichem Falle) ihrer ſelbſt nicht bewuſt wären, oder beyde einander liebten, ohne Vergnügen aus dieſer Liebe zu ſchöpfen. Ohne dieſe reine Liebe wäre keine Glükſeeligkeit möglich: denn da die Weſen ins Unendliche immer vollkommener ſind: ſo würden die minder vollkommene Weſen die gröſſere Vollkommenheit der andern ohne Neid nicht anſehen können. Aber die Vereinigung mit dem Vollkommneren, eine mit Ehrfurcht verknüpfte reine Liebe, ſtellt eine Art von Gleichheit wieder her, mit welcher kein Neid beſtehen kan. Wenn das Object unſerer Liebe ſo ungleich vollkommen iſt, daß keine gemeinſchaftliche Würkung mit ihm Plaz greift: ſo iſt unſere Liebe mehr eine Anbehtung, und dieſe eigentlich der höchſte Grad der reinſten Liebe.

* * *

Man wird ohne Zweifel hier den Unterſchied zwiſchen Glükſeeligkeit und Seeligkeit erinnern. Ich rede aber blos von der natürlichen Glükſeeligkeit; die Seeligkeit iſt eine poſitive Glükſeeligkeit, welche im Genuß göttlicher Belohnungen beſteht. Worinn aber ſolche Belohnungen beſtehen, davon habe ich dem Leſer keine Entdeckung verſprochen.

Schluß:

So gewiß als es iſt, daß alle Luſt, alle Schätze der Erde, alles, was ſterbliche Sinnen und Begierden nur jemals gereizet hat, nicht hinreichend ſind, uns in einen Zuſtand zu verſetzen, welcher den Namen der Glükſeeligkeit verdiente: ſo wenig folgt doch daraus, daß wir deswegen allen ſinnlichen Ergezlichkeiten und Gemächlichkeiten des Lebens entſagen, und eines in einer traurigen Einöde beſchlieſſen müßten. Es iſt hierauf mit Unterſchied zu antworten: Alle dieſe Güter, die uns das Leben angenehm und erträglich machen, ſind Münzen, die nur in ihrem Lande gelten, und bey dem gröſten Haufen der thieriſch lebenden Menſchen den ſtärkſten Cours

haben. Für ſolche Kinder gehören ſolche Spielwerke; ſie können ihrer nicht entbehren. Die einzige Lebensregel, welche ich dieſem groſſen Hauffen zuruffen kan, iſt dieſe: **Seyd niemals müſſig: beſchäftigt euch! Bauet das Feld, welches das Schikſal für euch ausgeſteinet hat, und denket nicht.** Kurz: ſeyd Thoren, aber beſchäftigte Thoren. Kein Theophraſt, kein Seneca, Epictet, kein Antonin, kein Addiſon, Steele, kein Pope werden euch zu Weiſen machen. Ihr aber, die ihr die reinen Freuden der Seelen kennt, die ihr gefühlt habt, wie ungleich gröſſer das Vergnügen iſt, welches die gefundene Wahrheit den forſchenden Geiſtern gewährt: die ihr in dem Kriege mit den Thoren die größten und edelſten Vorwürfe unſterblicher Seelen zur rühmlichen Beute davon getragen: ihr edlere und reinere Seelen beſchäftigt euch in einer ſtolzen Entfernung vom übrigen Hauffen mit euren groſſen Betrachtungen. Macht euch euren Körper durch eine ſtrenge Mäſſigkeit unterwürfig! Verachtet die Sinnlichkeit, oder genieſſet der kleinen Luſt ſparſam, nur im Vorbeygehen und ohne Anhänglichkeit. Steigt in die Tieffen des Meers, in die Klüfte der Erden, und entdekt ihre erſte Geſtalt! Sagt die Begebenheiten des Himmels, die Wiederkunft der Komten voraus! Betrachtet die Wohnungen der Menſchen, ihr Thun, ihre Sitten! Irret gedankenvoll und betrachtend in den Labyrinthen des menſchlichen Herzens. Verfolgt den Strohm der Zeit von ſeiner Quelle an bis in die Gräber, wo er ſich verliehrt, dann jenſeits derſelben wieder zum Vorſcheine kommt, und ſich in das Meer der Ewigkeit ergieſt! Ihr, trachtet das unermeßliche Leere, oder bewegt euch, wenn ihr könnt, im vollen Raume! Sezt eure Welt aus Atomen oder Monaden zuſammen; oder theilt eure Materie ins Unendliche, oder erfindet neue und beſſre Syſtemen! Baut dem groben Hauffen Tempel und Paläſten; in gröſſerer Anzahl aber Befängniſſe, Galgen und Rad. Schikt ihm von eurem Muſen-

hügel eherne Gefäße herunter. Seyd ihm in der Ferne leuchtende Sonnen; ihr aber vergeßt selbſt nicht, eure Augen zur wahren Sonne zu kehren, und würdig von eurem Schöpfer zu denken. Erwartet denn gelaſſen den Tag, welcher auf eure Nacht folgen wird!

Der Menſch,

oder:

Serens Klagen *.

Hier iſt das Nachtgefild troſtloſer Traurigkeit!
O melancholiſches Gebüſche,
Voll dunkler Stimmen, voll von nächtlichem Geziſche,
Von magiſchen Geſängen oft entweiht!
Hier hört man unterirrdſcher Stürme Sauſen,
Und aus der Tiefe manches Jammers Schall,
Und der Verzweiflung wildes Brauſen,
Gleich Niagarens Waſſerfall!
Hier iſt die Einkehr ſchwermutvoller Geiſter,
In fürchterlicher Mitternacht,
Des trägen Körpers nicht mehr Meiſter,
Den nun auf kurze Zeit der Schlaf zum Leichnam macht.
Hier liegt er, ſtarr zum Tod, und traurig hingeſtrecket,
Von kaltem Schweiſe breit bedecket,
Vergebens öffnet Angſt zum lauten Ach den Mund;
Beladen ſchwehr mit tödtend kühlem Schauer,
Umhängt mit ſchwarzem Flohr der allertiefſten Trauer,
Macht ein prophetiſcher Traum ihm dunkle Zukunft kund.

* Der geehrte Leſer findet hier Fragmente eines Trauerſpiels, welches der Verfaſſer Anfangs in der Abſicht gehabt hatte. Er ſehe alſo Serens Klagen als ein tragiſches Soliloquium oder Selbſtgeſpräch eines bis zur Verzweiflung traurigen Menſchen an. Solte ſichs nicht zwiſchen regularen und irregularen Trauerſpielen unterſcheiden, und z. B. Youngs Nachgedanken zu den lezten zählen laſſen?

Hier irret jezt Seren, verfolgt von manchem Grame,
Den keine Sonne noch mit in das Weltmeer nahme,
In dem ſie prächtig ſich verliehrt;
Hier irrt er, tiefer ſtets im greſſen Grame,
Hier ſang er, und ich hört ihn ſanft gerührt:

„ Soll ich in meinen Finſterniſſen
„ Der Hoffnung Sternenlicht noch miſſen?
„ Wie hart, in ſolchen Finſterniſſen
„ Nichts als des Unglüks Bliz zu ſehn?
„ Wie? Wird es dunkler? Wird es trüber?
„ Was rührte mich und flog vorüber,
„ Und lieſſe mich erwartend ſtehn?
„ Doch ach, in meinen Finſterniſſen
„ Soll ich des Unglüks Bliz nur ſehn!

„ Ihr Felſen, dekt mit euren Schatten
„ Ein Herz, das Wunſch und Gram ermatten!
„ Ihr Felſen, dekt mit euren Schatten
„ Ein ſeiner Ruh entriſſnes Herz!
„ Nacht, ſey ein Bild von meinem Kummer!
„ Ich, Traurigen entweicht dem Schlummer,
„ Den Sorgen feind und ſind dem Schmerz!
„ O Felſen, dekt mit euren Schatten
„ Mein ſeiner Ruh entriſſnes Herz!

„ Einſamer Fluß, der mir gefiele!
„ Noch ſeh ich deiner Wellen Spiele,
„ Fluß, der mir einmal nur gefiele,
„ Noch ſeh ich deinem Laufe zu!
„ So wie er ſich in Strohm verliehret,
„ Der einen prächtgern Namen führet,

„ Verliehrt im Gram ſich meine Ruh.
„ Fluß, der nur einmal mir gefiele,
„ Wie traurig ſeh ich jezt dem Spiele,
„ Dem Buhlen deiner Wellen zu!

„ O Fall! ich zittre . . und mein Herze
„ Verzehret von vergiftem Schmerze,
„ Ich zittre . . und mein ſterbend Herze
„ Verliehret ſich im naſſen Blik.
„ Mein höchſtes Gut hab ich verlohren!
„ Unholder Tag, da ich gebohren,
„ O weich in jene Nacht zurük!
„ Mein höchſtes Gut hab ich verlohren!
„ O weich, o Tag, da ich gebohren,
„ O weich in jene Nacht zurük!

„ Soll Nacht und Gram mich ſtets ermatten,
„ Beraubt der Sonne holden Scheins?
„ Abgründe, dekt mit euren Schatten
„ Die leere Stelle meines Seyns!
„ Soll Nacht und Furcht mein Herz ermatten,
„ Beraubet ſeiner Sterne Scheins?
„ Ihr höchſten Berge, füllt mit Schatten
„ Die leere Tiefe meines Seyns!

„ Noch nenn ich nicht den Schmerz, der mich unſterblich quälet;
„ Ich ſuch ein mich, wie Gift, gleich tödtend Wort,
„ Das mich gleich einem Schwerdt entſeelet,
„ Gleich einem Bley das Herz durchbort.
„ Schall durch die Wüſten weit, und ſchrek die Caravanen,
„ Schrek ſelbſt die ruhnden Löwen dort,
„ Du meinem Schmerz noch unausſprechlich Wort!

„ Doch wird ein Allmachtsfunk auch meinen Leib zerstäuben,
„ O welch ein Untroſt, ach! So Schmerz als Seele bleiben!
„ Vernichte dann das Meer, Hand, die den Donner hält,
„ Aus welcher, wenn ſie ſinkt, das Weltgebäude fällt!
„ Vernicht' den Ocean, und in der leeren Tiefe
„ Erſchaffe Ruh und Schlaf für mich!
„ Und in der leeren Tiefe
„ Erſchaffe Ruh für mich!
„ Doch ach, auch in der leeren Tiefe
„ Iſt weder Ruh noch Troſt für mich!

„ O wär der Pfeil, der von des Schikſals Bogen flieget,
„ So wie der Parther Pfeil, in tödtend Gift getaucht;
„ Ich hätte lange ſchon, vom wilden Gram beſieget,
„ Mit einem kurzen Ach mein Leben weggehaucht!
„ Und ach, ſo hätt ich nicht ſo manche That geſehen,
„ Die vor dem Himmel und vor meinem Aug geſchehen;
„ Vor welcher die Natur, wär ſie, wie Jene meint,
„ Die Augen weggewandt, und hätt aus Schaam geweint.
„ Säh ich den Himmel nur, wie er von Rache brennt,
„ Und roht, wie Blut, die Stern am hohen Firmament:
„ Säh ich die Sonne nur ins Chaos Nacht verhüllet
„ Und Erd und Meer mit Graus und Todesangſt erfüllet:
„ So ſäh ich ſterbend doch, daß noch ein Richter iſt,
„ Und niemand ungeſtraft der Unſchuld Blut vergießt:
„ Daß ungeſtraft ſich nicht ein Thor auf Thronen ſetzet,
„ Den Scepter gleich dem Bliz, die Kron gleich Sternen ſchätzet.
„ Dem Himmel gleich, der Thau und Regen reich verſchwendt,
„ Der Menſchen Blut verthut, und ſich ihr Vater nennt;
„ Daß ungeſtraft ſich nicht der Menſch die Freyheit rauben;
„ Verſtand nicht zwingen läßt ins Joch vom Aberglauben;
„ Daß ungeſtraft nicht wird Eid und Altar verletzt;
„ Daß nicht der Weiſe irrt, der alles eitel ſchäzt;

„ Daß der nicht wohl gewählt, der dorten ſtirbt um Ehre;
„ Der Jüngling, welcher dort ertrinkt im Wolluſtmeere;
„ Der Geizige, erdrükt von goldner Ketten Laſt:
„ Daß du, o Weisheit, doch dein Recht behauptet haſt!
„ Dies alles ſah ich doch, und ſtürb . . . Es iſt geſchehen!
„ Des Unrechts Sieg ſah ich; die Straf werd ich nicht ſehen.

„ Dort prächtig ſtill, wie unter Pyramiden,
„ Wie in Mauſolſchen Gräbern prächtig ſtill;
„ Dort ſchau ich einen Ort, zu dem ich fliehen will.
„ Er iſt ganz von der Welt geſchieden;
„ Ein abgebrandtes Theil der Welt,
„ Von der Natur halb wieder hergeſtellt.
„ Dort ſiehet man von Schwefelſtröhmen,
„ Und von metallnen Ströhmen noch das Bette
„ Und dann das äuſſerſte der diamantnen Kette,
„ Die durch die beyden Polen geht;
„ Einöden, die ihr mir dort traurig offen ſteht;
„ Dort, wo ein unbetracht Geſchlechte,
„ Vielleicht beneidenswehrt, des Lebens bange Mächte
„ Einſiedleriſch durchträumt, ſtets glüklicher, als ich;
„ Dorthin, o Seele! flüchte dich.
„ Wie ſchweigend dort Socrat in ſtiller Majeſtät
„ Das Gift ergreift, und ſtirbt und nicht um Gnade fleht;
„ So ſchweigt hier die Natur in ſtiller Majeſtät,
„ Und ſieht den Abgrund an, in dem ſie untergeht.
„ Im Unermeßlichen hört man des Sturmwinds Sauſen,
„ Den noch ihr Fall erregt; des Weltmeers leztes Brauſen.
„ Hier land ich nach Gefahr und Schiffbruch ſchwimmend an;
„ Ja, hoher Geiſt, dein Gram verſchmäht unedle Schranken;
„ Vom Untergang der Welt die prächtigen Gedanken
„ Stehn dir, und keine niedern, an!

„ Ruhst du; o so vergleiche deinen Schlummer
„ Mit der schlummernden Natur,
„ Und mit der seufzenden Natur
„ Vergleiche deinen Kummer.

„ O wären es verschlungne Gallionen,
„ Verlohrne Schlachten, ungewisse Kronen,
„ Um die mein Herze trostlos klagt!
„ Wär es die Herrschaft reicher Jonen,
„ Die das Geschike mir versagt!
„ O wären es gestürzte Thronen,
„ Um die mein Herz verzweiflend klagt!
„ Des Mogols diamantne Trauben,
„ Und goldne Reben sind zum Rauben;
„ Ein Thor, der sich mit solchem Grame plagt!
„ Von höherm Wehrt ist das, was ich verlohren,
„ Und unersezlich . . Grausames Geschik!
„ Um eine Ewigkeit bin ich zu früh gebohren,
„ Und sterb zu spät um einen Augenblik!
„ Vertrocknet traurig nun, verliehrt euch und versieget,
„ Ihr Quellen jenes Bachs, der sonst mich still vergnüget,
„ Der in mein Herz zuerst Empfindungen gerauscht,
„ Die um kein Indien, wer beydes kennt, vertauscht!
„ O schaffe, o Natur, die lauen Frühlingslüfte,
„ Die mich vor dem erquikt, in Wetterwolken um!
„ Ihr grünen Hügel stürzt, und werdet drohnde Klüfte,
„ Die Tod und Feuer speyn! . . . Ihr Vögel, werdet stumm;
„ Der Morgenröthe Feld entbehre eure Lieder!
„ Ein ewger Winter herrsch, und nie der Frühling wieder!
„ Von Felsen, deren Haupt die Wolken weichen heißt,
„ Stürz ein allmächtger Strohm, der alles mit sich reißt,

„ Und unterstüzt von oben mit Gewittern,
„ Versenk er Thäler, die vor ihm erzittern!
„ Ihr Thäler, werdet nun der Boden eines Meers;
„ Ihr Thäler, die ich sonst nie ohne Lust gesehen;
„ Die ungetröstet mich nie liessen von sich gehen;
„ Ihr Thäler werdet nun der Boden eines Meers!
„ Und ihr, Paläste, die ich denkend oft durchirret,
„ Wo um die prächtge Eitelkeit,
„ Die jener Grossen leeres Haupt verwirret,
„ Nie mit dem Glüke sich mein höhrer Wunsch entzweyt,
„ Paläste steht und trozt der Zeit!
„ Von allem, was ich haß, soll mir ein Denkmaal bleiben!
„ Ihr aber, stille Hütten dort,
„ Will euch noch nicht ein Sturm, ein Strahl zerstäuben?
„ Trägt euch noch nicht die Ueberschwemmung fort?
„ Soll der verlohrnen Ruh ein traurend Denkmaal bleiben?
„ Sieht traurig euch mein Wunsch, der oft die Welt gestohn,
„ Euch froh gegrüßt, und sprach den Königsschlössern Hohn?
„ Seh ich die Grotte noch, wo ich von Lust umschlossen,
„ Der ersten Freundschaft Bund mit heilgem Ernst geschlossen?
„ Seh ich die Aue noch, wo ich . . . Gedanken
schweigt!
„ Die Schmehrmut, welche still aus meinem Herzen steigt,
„ Wie, eh der Meersturm tobt, und Flotten untergehen,
„ Wir auf der trüben Fläch ein Ungeheuer sehen,
„ Das aus der Tiefe sich, wie ein Prophet, erhebt,
„ Und sagt den Sturm voraus, vor dem der Abgrund
bebt;
„ Die Schmermut, welche jezt tief aus dem Herzen steiget,
„ Und der Verzweiflung Sturm auf finstrer Stirne zeiget;

„ Die Schwehrmut hemmet schnell der dunklen Worte Lauf:
„ So hält dort einen Strohm ein Berg von Leichen auf!

„ Ach! meine Seele wird erschüttert;
„ Ich fühle, wie mein Herz vorm nahen Sturme zittert:
„ So bebt die Welt vor ihrem Untergehn,
„ Eh sie die Allmacht untertauchet,
„ Und Erd und Meer vermischt im Unermeßlichen,
„ Wie dorten tief im Wald ein nächtlichs Feuer rauchet,
„ Um welches Bettler hungrig stehn.
„ Wie klein war er im Anfang nicht mein Fall,
„ Atomen gleich, im Leeren fast vergessen:
„ Sie sammlen sich, und plözlich wird ein All;
„ Wird eine Welt, und niemand kan sie messen.
„ So hat mein Unfall stets im Lauffe zugenommen,
„ Bis er in der Gestalt, die, wie der Tod, erschrekt,
„ Bis er so fürchterlich als ein Gespenst gekommen,
„ Das in der Mitternacht mit kalter Hand uns wekt:
„ Bis er so fürchterlich erschiene
„ Dem von dem Trost verlaßnen Sinn,
„ Als Richter, Schwerdt und Todesbühne
„ Der Schotten stolzen Königin.
„ Der Trost, den mir die Weisheit gabe,
„ Wo find ich, Seele, seine Spur?
„ Wo find ich sie in deinen Tiefen?
„ Ach, in noch dunkleren Begriffen,
„ Als meines Grams, find ich sie nur:
„ Wie wann dort von den höchsten Höhen
„ Sich eine Sonn in Abgrund stürzt,
„ Verlescht, und dann ein dunkler Dunkel
„ Dem Abgrund statt des Lichtes dient!

Ein

„ Ein Feld der Traurigkeit, ein ödes Feld von Grauß,
„ Wo Ungeheuer in verlohrnen Höhlen wohnen,
„ Dähnt ohne Grenzen sich vor meinen Augen aus:
„ Wie dorten über unsre Zonen
„ Die Mitternacht verbreit der Erde Schuzgeist sieht.

„ Ich seh die Menschen tief im Jammer vor mir liegen,
„ Und stets zu grösserem Verstand,
„ Sich gröſsre Schmerzen sinnreich fügen!
„ Ach ja, ich seh sie tief im Jammer vor mir liegen,
„ Wie dort in Lybiens verbrandtem Sand
„ Verscharrte Mamien, Europens Neugier, liegen!
„ Ach, alle sind unglüklich . . Nur der Schein
„ Theilt in Unglükliche und Glükliche uns ein.

„ Flieg ich dem Himmel zu, schwing ich mich durch die Lüfte;
„ Wo find ich sie, die Ruh, im Leeren dieser Klüfte?
„ Und bringst du mich dahin, allmächtiges Geschik!
„ In diese Welt fällt doch noch Vlik und Wunsch zurük;
„ In diese Welt, wo ich zum Unglük nur gebohren,
„ Mein All, mein höchstes Gut, gefunden und verlohren!
„ In diese Welt . . Doch ach, verdient sie meinen Schmerz?
„ GOTT, deine Welt ist groß; doch gröſser ist mein Herz.
„ Wär es ein Tyger dort, das meine Beute suchte;
„ Wär es die Schlange dort, der selbst ihr Schöpfer fluchte;
„ Wär es ein Elephant, der mich zermalmen wolt;
„ Wär es ein Göze selbst, dem ich mich opfern solt:
„ Ich hätte Lust und Mut, den kurzen Tod zu leiden;
„ Auf eine Welt in Brand stürzt ich mit gröſsern Freuden;
„ Doch ach, wie ungleich ist des trägen Körpers Qual,
„ Und Seele, deine Pein, wie gröſser tausendmahl!

„ Ja, Leib, dein Schmerz ist nichts . . Wenn Würmer sich vergöttern,
„ Hat die Natur ein Recht, sie spielend zu zerschmettern.
„ Schau jene Pflanzen an, sie wachsen gleich wie du,
„ Sie leben, nähren sich, und haben Schlaf und Ruh,
„ Vermehren sich, und sterben gleich wie du!
„ Was bist du mehr? Du mußt vergehen!
„ Vergeh, und standhaft will ich dich zerstäuben sehen!
„ Vergeh! Man müßt dich leicht! Mach andern Körpern Raum!
„ O seelig, bleibt mir einst von dir nur noch ein Traum!

„ Ihr Meere trotzet nicht! Furchtbarer Ocean,
„ Sey nicht so stolz auf den Orkan,
„ Der Meer und Himmel mischt; troz nicht auf deine Strudel,
„ Auf die Volcans, die du im nassen Schooße hegst,
„ Und auf die ausgehöhlten Wolken *,
„ Worinn du Ströhme aufwärts trägst.
„ Noch find ich nichts in Aeols weitem Reiche,
„ Womit ich ein empörtes Herz vergleiche:
„ Entsezlich ist sein Sturm; der Leidenschaften Sausen,
„ Ist stärker, als erregter Wellen Brausen.

„ Ruh einen Augenblik, von so viel Klagen matt,
„ Mein Geist! . . Auf jenem Grab ist eine Ruhestatt!
„ Dort, unterm Schatten einsamer Cypressen,
„ Erquike dich, in deinem Gram vergnügt!
„ Sie lehren dich des Lebens Nichts vergessen,
„ Das wie ein Pfeil in Abgrund fliegt:
„ Sie lehren alles nur nach seiner Dauer messen;
„ Wie mit dem Tod im Streit der Mensch stets unterliegt.
„ Hier, unterm Schatten taumelnder Cypressen

* Die Waſſertrompeten.

„ Erwart ich ihn, schon er kömmt, besiegt!
„ Hier will ich Welt und mich vergessen!
„ Hier, unterm Schatten traurender Cypressen,
„ Wo mich kein Wunsch, kein Hoffen mehr betrügt,
„ Will ich die Welt, will ich mich selbst vergessen;
„ Hier, unterm Schatten sterbender Cypressen,
„ Hier, wo entblößt vor mir der Welt Gerippe liegt,
„ Will ich die Welt, will ich mich selbst vergessen!
„ Lebt wohl, verlassene Cypressen,
„ Vom Todtenschlummer eingewiegt!

„ Sey noch gegrüßt, holdseelge Morgenröhte,
„ Und du, der Sonne goldnes Feld!
„ Ach, lebe wohl, geliebte Flöte,
„ Die meine Hand noch starrend hält!
„ Sink auf dies Grab! Ein Hauch der Lüfte,
„ Von welchen sanft der Ahorn rauscht,
„ Belebe dich! Blas in die Grüfte
„ Den Ton, auf den die Schwehrmut lauscht!
„ Lebt wohl, ihr Wünsche meines Lebens!
„ Verlohrne Wünsche, lebet wohl!
„ Es ist mein schönster Wunsch vergebens,
„ Weil ich den Tod nur wünschen soll.
„ Ich wünsch ihn auch, und nicht vergebens:
„ Ihr schönen Sterne, gute Nacht,
„ Die ich als Zeugen meines Lebens,
„ Und meiner Fälle oft betracht!
„ Ihr schönen Sterne, gute Nacht!
„ Allmächtger Wink! Allmächtge Worte!
„ Ihr rükt ein Meer von seinem Orte!
„ Allmächtger Wink! Allmächtge Worte,
„ Ihr würkt und schaffet, was ihr wolt!
„ Ihr thuts, wann Well und Sturm sich legen:

„ Könt ihr ein menſchlichs Herz bewegen:
„ So macht mein Herz der Ruhe hold!
„ Allmächtger Wink! Allmächtge Worte!
„ O, macht mein Herz der Ruhe hold!

„ Wie? ſauſt der Sturm von meinem Kummer
„ Gelinder? Kömmt der Todtenſchlummer?
„ O brauſe, Sturm von meinem Kummer
„ Gelinder! Komm, o Todtenſchlummer!
„ O Augenblik von Ruh, ſey wie ein Gott geehrt!
„ Du biſt ein Leben, voll von Angſt und Martern, wehrt!
„ Belacht ein Unmenſch meinen Kummer:
„ Misgönnt er mir auch dieſen Schlummer:
„ So ſey ihm nie ein Wunſch gewährt!
„ Wer mich hier freulend ſtöhrt, und, werd ich hier verweſen,
„ Auf meinem Leichenſtein mein traurigs Schikſal leſen,
„ Und nicht beweinen wird, und grauſam mich noch höhnt;
„ Dem werde nie gewährt, wornach ſein Herz ſich ſehnt;
„ Und dem werd alles, was er macht,
„ Zum penelopiſchen Gewebe,
„ Und, was er ſieht, zur dunklen Nacht,
„ In der ich quälend um ihn ſchwebe!
„ Was er berührt, werd ihm zu Stein,
„ Und was er denket, ſoll nur Wahn und Zweifel ſeyn!
„ Die Erde weich und wank ſtets unter deinen Füßen,
„ O Spötter meines Ungemachs!
„ Sie laß, ſtatt eines klaren Bachs,
„ Zu löſchung deines Durſts, geſchmolznen Schwefel fließen,
„ O Spötter meines Ungemachs!

Verſuch
vom
Menſchen,
Erſtes Buch:
Von der Natur und dem Schikſal des Menſchen überhaupt.

Summariſcher Inhalt.

Von dem, was Pflanzen, Thiere und Menſchen mit einander gemein haben. Von der ſchönen und häßlichen Seite der Welt überhaupt. Der Menſch braucht in ſeinem natürlichen Stande wenig. Das Leben der Wilden hat ſeine groſſen Annehmlichkeiten. Dem geſelligen Menſchen hat aber auch die Kunſt groſſe Gemächlichkeiten verſchaft. Der natürliche und künſtliche Menſch, die natürliche und künſtliche Welt werden hier mit einander verglichen. Arten von Vergnügen und Schmerz, Gutem und Uebel, Glük und Unglük finden ſich in der künſtlichen Welt, oder in dem geſelligen und bürgerlichen Stande (ſtatu civili) wovon der Wilde nichts weiß. Die Philoſophen gehen in der Verachtung des ſo genannten Scheinguts und Scheinübels zu weit. Es ſind Ehre, Reichthum, u. ſ. w. reelle Guter in der künſtlichen Welt; ein Wilder kan ſie entbehren, wie das Huhn einen Diamanten. Armut, Verachtung, u. ſ. w. ſind in dieſer künſtlichen Welt reelle Uebel. Hier ſind Ungleichheiten, die in jenem Stande nicht ſind, und dieſe Ungleichheiten machen Schatten zu Körpern. Doch behält der Philoſoph wieder Recht, und behauptet ſeinen groſſen Vorzug, wenn er, als Herr von ſeinem innern Zuſtande, ſich aus eine Welt, wo es ihm nicht nach Verdienſt gehet, gleichſam in einer andere verſezt, wo er alles das entbehren kan, deſſen Mangel und Ueberfluß unſer Schikſal im bürgerlichen Leben ſo ungleich macht. Wahr iſts, daß zwiſchen einem Könige an einer vollen Tafel, und einem Bettler, der ein Stük ſchlechtes Brod aus der Fauſt ißt, wenn beyde ſatt ſind, kein Unterſchied mehr iſt; daß jener, wenn er ohne ſeinen Miniſter nichts thun kan und darf, nicht weniger unterthan als dieſer iſt. Wahr iſts, daß der zur Empfindung ſeines gröſſern Glüks, dieſer zur Empfindung ſeines Ungemachs und ungleichen Looſes oft zu dumm iſt. Es kommt

alles darauf an, die Menſchen gehörig zu ordnen, ihnen ihre rechte Stelle anzuweiſen, und jede Ordnung alsdann mit der andern gegenüber, oder allemal gleichſam Antipoden mit Antipoden zu vergleichen. Was einem fehlt, kan er entweder entbehren, und dadurch, oder durch ein anders, das an deſſen Stelle iſt, wird der Mangel erſezt, und die Gleichheit hergeſtellt. Was etwa noch an Ungleichheit übrig bleibt, macht der Tod eben. Ob der Stand der Einſamkeit oder Wildheit der wahre natürliche Stand des Menſchen, oder der Menſch in dieſem Stande glüklicher, als im bürgerlichen Leben, unter den Geſetzen oder in der von mir und andern nicht ohne Grund ſo genannten künſtlichen Welt ſey; hierauf muß mit Unterſchied geantwortet werden. Iſt die Rede von einzelnen Menſchen: ſo leidet es keinen Zweifel, daß tauſend unglükliche Bürger, als Hottentoten, Caraiben oder Bedas glüklicher ſeyn würden. Iſt aber die Rede vom ganzen menſchlichen Geſchlechte, ſolches in ſeiner ganzen Dauer betrachtet: ſo läßt ſich eine ſolche Vergleichung gar nicht anſtellen; ſondern man muß ſagen, daß, da nach der Abſicht der Natur alle mögliche Exiſtenzarten des Menſchen haben würklich werden ſollen, es nicht habe fehlen können, daß die Menſchen nicht aus dem Stande der Wildheit in den Stand der Geſelligkeit übergegangen ſeyen, in welchem ſie gleich glükſeelig, gleich unglükſeelig, oder keins von beyden ſind. Dieſen nothwendigen Unterſchied hat der Philoſoph von Genf nicht gemacht; man muß ihn aber machen, und bedenken, daß die Rede vom ganzen Tage ſey, wir aber nur von einer Stunde urtheilen können. So finde ich im ganzen Reiche der Natur eine vollkommene

Ebene.

*** *** ***

Dich, Geiſt des Jahrhunderts . . Es wird das lezte ſeyn,
Das Menſchen fliehen ſehn, und, eh es flieht, entweihn;
Es wird das lezte ſeyn, wo Macht und Unrecht ſieget,
Die Tugend mit dem Glük; Verdienſt mit Undank krieget:
Dich, Geiſt, der denn der Welt Geſchmak und Sitten bildt,
Im Philoſophen lehrt, im Dichter lobt und ſchilt:
Dich ruf ich an! Erſcheine, und von dem Schlaf bemeiſtert,
Werd ich durch dich zum Traum des Scipio begeiſtert!
Wie, wann noch alles ſtill auf flachem Ocean,
In ſeiner Tiefe ſchon hebt Sturm und Wirbel an:
So iſt ſchon Unruh da in meiner Seelen Tiefe,
So fühl ich ſchon Gedanken und Begriffe.
Die Erde liegt vor mir; mein ſtaubicht Vaterland:
Hier war es, wo ich mich, wie jener Marmor, fand,
Vom Künſtler dort gebildt, vom Zauberer belebet:
Wornach, als ich mich fühlt, hab ich zuerſt geſtrebet?
Ich war der Pflanze gleich; unfriedſam mit dem Raum,
Erweitert ſie ihn ſtets, und dähnet ſich zum Baum.
Wie wenig findet uns Malpighi unterſchieden?
Und zwiſchen Thier und Menſch macht Connors Knabe Frieden*.
O Menſch, gleich ſtark und ſchwach; o Menſch, gleich groß und klein!
Der Widerſprüche Quell, kan die Natur ſie ſeyn?
O, wie verſchwendeſt du der Kindheit naſſe Klagen,
Und lächerlicher weint dein Schmerz in alten Tagen!

* Hier iſt die Rede von dem bekannten wilden Knaben, welcher unter den Bären, auf Händen und Füſſen kriechend, gefunden worden.

Schau um, dem Urſprung zu . . Stolz, daß ſie Haller kennt,
Stehn dort der Pflanzen Reihn, die er mit Namen nennt.
Das Feuer der Natur, bemühet ſtets, zu läutern,
Kocht mit verborgner Kraft die Nahrungsmilch aus Kräutern,
Die in der innern Form, in der der Leib ſich baut,
Zu Nerv und Fleiſch gerinnt, zu Adern, Bein und Haut.
Ein Saft, wie Aether fein, ſteigt in der Nerven Röhren,
Giebt Geiſt dem Aug zum Sehn, dem Ohr Gefühl zum Hören.
Was ſiehſt und fühlſt du nun? Iſts nur für dich gemacht?
Die Schönheit, die ich ſeh? der Ueberfluß? die Pracht?
Der Morgenröht Gefild, wo unſre Augen weiden,
Wie herrlich iſt es nicht? Was glänzen dort für Freuden?
Welch Strohm des reinſten Golds fließt längs am Himmel hin?
Seh ich dich, prächtger Tag, der Milton nicht mehr ſchien?
O Anblik voller Huld! O Ausſicht jener Felder,
Wie ein ſchmaragdner Strohm! . . Colonnen tiefer Wälder!
Ihr Ketten Berge dort, die durch Europa gehn,
Vom Meer Galiciens bis zu den Pyrenän;
Nur dort herfür zu gehn, ins Meer herunter ſinken,
Und mit dem Caucaſus aus einem Himmel trinken *!
Unſchuldigs Blumenvolk, der Bienen Paradies!
Wie prahlt die Tulpe nicht, wie mit dem goldnen Vlies
Dort Philipps Ritter prangt? . . Aus blauen Labyrinthen
Gefüllter Glocken ſteigt der Geiſt der Hyacinthen
Sanft ſprudelnd in die Luft; Geruch und Wolluſt ſtrömt
Aus Chinens Aepfeln aus, und ſittſam und verſchämt,

* Die Schweizergebürge erſtreken ſich bis zum mittelländiſchen Meere, und ſollen noch weit unter den Waſſern deſſelben fortgehen, auch mit den Pyrenäen eine Kette ausmachen. Um eine genauere geographiſche Beſchreibung, und ſchärfere Richtigkeit der Sache iſt der Dichter billig unbekümmert.

Seh ich die Rosen dort, schön, wie Rubinen, funkeln;
Hier, gleich der Höfe Volk, gepuderte Ranunkeln.
Welch eine Pflanze dort verführet mich zum Wahn,
Daß Pflanzen Leiber seyn, und Seelen unterthan?
Sie weicht dem Finger aus, und scheinet ihn zu fühlen;
Ist Keuschheit jezt der Tand, womit nur Pflanzen spielen?
Ersezt der Rose Schaam jezt den Matronenstand?
O Unschuld, bist du nur der Lilien Gewand?
Seht, Menschen, sehet dort das feinste Silber fliessen!
Was ist aus jenem Bach für Wollust zu geniessen?
O Durst, o welch ein Gut! für ihn entstundest du,
Und er für dich .. Er rauscht .. wir schlummern .. welche Ruh!

Erquike dich, Gehör, an jenen Wasserfällen,
Erfunden, die Musik, der Sphären fürzustellen.
Schaut in der Lüfte See die Vögel wild und frey!
Den Morgen grüßt ihr Lied, und seiner Fahne treu,
Ziehn sie längs dem Gestad des Sonnenmeers vorüber;
Noch laut im Abendschein; verschwiegen, wird es trüber.
Wie schön ist das Gemisch von so viel Tönen nicht,
Das durch das Ohr ins Herz die Bahn sich selber bricht?
Von einer Ceder hör ich tausend Stimmen schallen;
Doch o, wie rühret mich verlaßner Nachtigallen
Sanft trauriger Gesang, vom öden Busche dort!
Ich höre meinen Gram; O Muse, flieh den Ort!
Hier bichtet die Natur manch köstliches Gerichte
Dem Hunger, der es würzt; die Wahl gesunder Früchte.
Die Cocosnuß giebt Milch; zum Becher ihre Haut.
Ein Rohr dort süssen Schnee, der in dem Munde thaut.
An Tinians Gestad, wo Meer und Lüfte schäumen,
Die Luft nur Ambra ist, wächst würzhaft Brod an Bäumen.
Wann Persien für uns die kühle Pfirsche hat,
So giebt uns Banda dort den hizenden Muscat.

Wann dort nur Bohnen blühn in der Araber Feldern;
So pranget Ceylan stolz mit seinen Zimmetwäldern.
Dort giebt der Feigenbaum den Schatten, den ihr sucht,
Die Blätter euch zum Kleid; zur Nahrung seine Frucht.
Ihr Seelge jener Zeit, ihr Hirten und Poeten,
Seht hier den Lotusbaum; hier grünen eure Flöten.
Ich weiß wohl, was euch mehr als Stern und Himmel rührt,
Und zu gehorsam euch dem Paradies entführt.
Ich kenn, ich fühl, ich weiß den Vorwurf eurer Töne;
Den Wunsch der Sterblichen, des Himmels Neid, die Schöne.
Die Erd im schönsten Schmuk, der Himmel voller Pracht,
War einst nur Wüsteney, nur Dämmerung und Nacht,
Als sich der Mensch allein im Wollustgarten schaute,
Indessen die Natur an seiner Freundin baute.
Auch dieses Gut habt ihr, ihr Thoren überm Mond,
Ihr Weisen unter ihm, und seyd es schon gewohnt.
Auch dieses Gut habt ihr; dort wandeln sie, die Schönen,
Und ihr Gefolge sind Trieb, Seufzer, Wunsch und Sehnen!
Doch ich schau die Natur in trauriger Gestalt,
Nicht mehr so jung und schön: nein, wie ein Nestor, alt;
Nein, wie Cleopatra, entschlossen zu verderben,
Die Schlangen an der Brust, erstarret bis zum Sterben.
Der Winter stürmt daher, als wie ein Patagon;
Vor ihm ist schon das Laub und auch der Storch entflohn.
Er tilgt mit jedem Tritt des Frühlings schöne Spuren,
Und streuet Schnee und Eis auf hingestorbne Fluren.
Doch wie viel Reizung hat auch dieses Schauspiel nicht,
Wann auf dem Eis der Strahl sich, wie auf Spiegeln, bricht?
Wann dorten Bäume sich vom scharfen Froste spalten,
Das Eis in Zapfen hängt: was sehn wir für Gestalten?
Seht Flüsse, welche dort vom Eis erstarret stehn;
Darf man im Frühling auch auf ihrer Fläche gehn?
Seht jene lange Reih erhabner Tannenbäume,
Wie überzuckert, stehn, und grüne Zwischenräume!

Der Frühling lieſſe ſie, mit unbeſorgtem Blik,
Der Wiederkunft gewiß, als Geiſeln, grün zurük.
Durchs Glas der ſtarren Luft ſehn wir der Erden Ferne
Vom hohen Firmament, und in die Kluft der Sterne,
Wie wir in Schachten, voll gediegnen Silbers, ſehn:
Sie ſtehn, wie Bräute, da, die ſtolz zum Altar gehn.
Noch biſt du nicht vergnügt, glükſeeliges Geſchlechte?
Ein ſüſſer Schlaf kürzt dir des Winters lange Nächte;
Den Weg von Nacht zu Tag legſt du vergnügt zurük,
Und wenn du rükwärts ſiehſt: ſo iſts ein Augenblik:
O wär er nicht zugleich der Maasſtab unſers Lebens!
Fänd ich im Zeitbuch nicht: Es war kurz und vergebens!
Doch wir ſind glüklich doch; uns fiel ein ſchönes Theil:
Was brauchen wir, als Pelz, Brod, Waſſer, Hütt und Pfeil?
Sieh! Pflanz und Thieren iſt, was jedes braucht, gewähret:
Die pumpen aus der Erd den Saft, der ſie ernähret;
Die hier bewegen ſich, und finden ihre Speis
Bald leicht auf grüner Flur, bald mühſam unterm Eis;
Bald hoch auf Felſen dort, wo kaum der Blik ſie reichet;
Im Meer bald, bald im Bach, der durch die Thäler ſchleichet:
Und ſelber der Moraſt, vor dem dein Ekel flieht,
Erquicket manch Geſchöpf, das ſelbſt dein Aug nicht ſieht.
Ja, die Natur; ſie kan nichts unvollſtändig ſchaffen;
Es waren Fälle da, und Thiere brauchten Waffen.
Dem gab ſie Mut und Kraft, den Angriff auszuſtehn,
Und dem die Furchtſamkeit, in Höhlen zu entgehn.
Sieh dort der Löwen Grimm, die geifervolle Mähne!
Gewezet hier zum Raub des Wolfs geſpizte Zähne;
Auf jener bunten Au ſieh dort die lange Reih
Erhizter Hirſche ſtehn, mit drohendem Geweih!
Beym Menſchen heißts die Hand; beym Elephant der Rüſſel:
Zu ihren Ziffern gab uns die Natur den Schlüſſel.

Wie glüklich, wer ihn hat; doch jeder hat ihn nicht!
Dort heißt Geruch, Gehör, und hier Gefühl, Geſicht.
Floßfedern heiſſen dort in ihrer Sprache Flügel.
Wie eben iſt ihr Land; ſie duldet keine Hügel,
Und eine Sprache nur in ihrem weiten Reich:
Wer dieſe wohl verſteht, der findet alles gleich.
Hier heißt Gedank, Gefühl, und Denken dort Empfinden;
Hier wohnt die Luſt auf Höhn, und dort in dunklen Grün-
den.
Hier iſt Gemeinſchaft nur, dort heißt es Eigenthum.
Hier heißt der Tag ein Jahr und dort ein Säculum;
Ein Augenblik, der Tag: Wir ſind Ephemeriden,
Wir alle, alle ſinds; nichts hat uns unterſchieden.
Selbſt im Geſchmake macht der Unterſchied uns gleich;
Was dorten heißt zu hart, das heiſſet hier zu weich.
Wann an die Spindel dort die Männer ſich gewöhnen;
Iſt Pfeil und Bogen hier der Zeitvertreib der Schönen.
Der achtet nicht den Froſt, den Hund und Jagd erfreut,
Wann der am Feuer dort des Wetters Strenge ſcheut.
Wann der die Höhen ſucht, und folgt des Weiſen Lehre;
Klimmt jener Felſen an, und findet neue Meere.
Ich ſeh hier Gut, dort Bös, hier häßlich und dort ſchön,
Den Antipoden gleich, auf einer Kugel ſtehn;
Gleich oben; das Geſicht zum Himmel gleich gewendet;
Als Bürger gleichen Rechts in eine Stadt geſendet.
Gefällt hier Helfenbein; ſo iſts die Kohle dort,
Und ſchön und häßlich iſt nur zweyfach durch den Ort.
Was nur nicht nüzen kan; wie ſolt ich das begehren?
So kan ein andrer ſtets des andern Theil entbehren!
Die Einfalt der Natur! daß ſie euch nicht vergnügt,
Und ſaugend noch ein Gram an eurem Herzen liegt?
So lebt denn glüklicher, von Thieren unterſchieden,
Mit ihnen nur im Krieg; doch unter euch im Frieden!

Gebt auf den Maulwurf acht; lernt seine Wissenschaft!
Durchwühlt, wie er, den Grund! Grabt neue Leidenschaft
Mit Gold und Eisen aus . . Seht, wie ein Berg dort schmelzt,
Und, nun ein Feuerstrohm, metallne Wellen wälzet!
So dienet die Natur, zu lauten Reden stumm!
Haut Quadern aus dem Fels! Stürzt Cederwälder um!
Ich seh schon Baum und Stein vor eurem Beil sich beugen;
Da Schlösser, Tempel hier, und dort Paläste steigen.
Und schon bewundre ich den Glanz der Marmorwand;
Daß Helz sich schleift wie Glas, und Glas wird aus dem Sand.
Wie die Tapeten dort, wie seidne Schatten, schweben;
Wie die Vergoldungen sich am Plafond erheben;
Der Säulen gleiche Reih und der Gewölben Pracht,
Das Meisterstük der Kunst, dem Himmel nachgemacht.
Dort bildet Myrons Wiz der Mutter aller Lüfte,
Der Venus Marmorkopf, und Polyclet die Brüste;
Praxiteles die Aerm; ihr ganzer schöner Leib,
Ist des Lysippus Kunst und Ruhm und Zeitvertreib *.
Mit ihnen seh ich auch die ewigen Vitruven,
Und Künstler ohne Zahl auf immer höhern Stuffen.
Und du, o Malerey! . . Hier führt, gleich voll von Wahn,
Parrhasius den Mensch; den Vogel Zeuxis an.
Vom Berge lehrt die Kunst den Bach in enge Grüfte,
Und treibt, so tief er fällt, so hoch ihn in die Lüfte.
Des Gärtners Heere reist durch langer Gärten Raum,
Und drechselt, was sie will, aus ihrem Taxusbaum.

* Unter diesen berühmten Bildhauern war Myron in Bildung des Kopfs; Polyclet in den Brüsten; in den Aermen Praxiteles, jeder vorzüglich: Lysippus in allen Theilen des Körpers gleich stark.

Ihr holden Saiten klingt! wann Orpheus sanft euch schläget,
Und Wellen in der Luft, und Sturm im Ohr erreget:
Welch eine neue Welt! sie heisse Symphonie:
Schön, durch das Aug gefühlt; doch schöner, hör ich sie.
Sie hör ich und den Mensch: der Leidenschaften Brausen;
Hier Seufzer tief geholt; dort Scherz und Freuden sausen.
Des Meeres Wut, o Sturm, der Lüfte Ungemach!
Wie glüklich ahmt man dich in prächtgen Opern nach?
Ja hier ists Paradis; der Himmel ist auf Erden,
Und Thoren wollen erst in Sternen glüklich werden?
Die Menschen leben hier beysammen und vergnügt;
Das Ganze trennet nichts, das die Natur gefügt.
Sie alle seh ich nur nach einem Zwecke streben;
Die, so Paläste baun, auch in Palästen leben:
Die, welche Hütten baun, nicht niedriger als sie,
Und Gleichheit überall; Belohnung bey der Müh.
Zwar seh ich Schiffe baun, und auf das Meer sich wagen;
Vermutlich Hülf und Bund den Inseln anzutragen.
Den Donner haben sie im Pulver zwar entdekt;
Doch nur zum Unterricht, daß er sie minder schrekt.
Wie wenig wirst du nun vor drohnden Ungewittern,
An solchen Ton gewöhnt, glükseelger Mensch, erzittern?
Welch eine Harmonie! welch göttliche Musik
Ertönt aus deinem Thun, und schallt von deinem Glük!
Doch, Sterbliche, wie lang wird euer Glüke währen?
Ach, wechselsweise herrscht in beyden Hämisphären
Der Tag hier, dort die Nacht! So ists in eurem Herz;
Halb ists von Lust erleucht; verfinstert halb von Schmerz.
Hat Klugheit euer Thun und Einfalt stets begleitet?
Habt ihr vielleicht euch selbst ein Elend zubereitet?
Was seh ich? Welche Pracht! wie? lassen Sterne sich
Auf sterblichs Haupt herab? O Krone, seh ich dich?

Welch

Welch Atmosphär von Licht! was strahlt um dich für Wonne!
Wie herrlich pranzt dein Gold, und glänzt wie eine Sonne!
Wie strahlt dein Diamant! o Kunst, die rauhen Stein
Zu einem Sterne schleift, wie göttlich mußt du seyn!
Das Meisterstük der Kunst ist, Sterbliche, vollendet!
Doch unter dieser Pracht, vielleicht zu sehr geblendet,
Vermiß ich, Gleichheit, dich. O Tochter der Natur!
O Freundin unsers Thals! Gespielin unsrer Flur!
Entführte dich vielleicht, o Schöne ohne Mängel,
Von deinem Reiz gerührt, dort ein verliebter Engel?
Ach, wo ich Kronen seh, da seh ich dich nicht mehr;
Und öd die schöne Welt, an Lust und Ruhe leer.
Wie, wann voll Mut ein Löw, eh noch der Himmel taget,
Aus seiner Höhle sich in offne Felder waget;
Wann kaum die Morgenröht den Vorhang weggerükt,
Wird schon die Niederlag und sein Triumph erblikt:
So gieng an einem Tag, schon kürzer und schon trüber,
Vor Einfalt und Natur der Mensch mit Hohn vorüber,
Bezwang, was widerstund, und was ihm erst war gleich,
Hieß er nun unterthan, und stiftete ein Reich.
Im Ursprung sind sie klein, der Welt Begebenheiten:
Erst tropft ein Augenblik, denn fließt ein Strohm von Zeiten.
So, wie ein Ball von Schnee, gebildt von ungefähr,
Sich rollend grösser wird, denn endlich träg und schwer,
In finstrer Mitternacht, wo alles sicher schliefe,
Als wie ein Berg sich wälzt, und stürzt in Thal und Tiefe;
Vor ihm der Kirchthurn dort, die Hütte her sich bükt,
Die er, wie Trauben preßt, wie Thon zusammen drükt:
So seh ich dort zerstreut die Räuber schwacher Heerden,
Und Rom und Alba eins, der Welt Bezwinger werden.

* * *

O Welt! o neue Welt! O, welch ein Unterschied,
Und o, wie ändert sich der Ton von meinem Lied!

Wo ich von Löwen sang, da sing ich jezt von Schafen;
Und wo ich Menschen sah; da seh ich jezt nur Sclaven.
Wann ich im Mittelraum von Erd und Himmel steh,
Semiramis vergnügt, und Gärten schweben seh:
Sie schwimmen in der Luft, wie Inseln auf dem Meere,
Und ihre Aussicht geht weit in das tiefe Leere:
Was seh ich? Schweiß und Blut an der verdammten Pracht,
Die einen glüklich nur, und tausend elend macht.
Ich seh ein ganzes Volk für einen Menschen leben:
Wie? kan nicht die Natur uns selbst Gesezze geben?
Bemüht sie dies zu sehr, und Solons Wissenschaft
War sie für sie zu groß, zu hoch, zu räthselhaft?
O wie verläßt sie uns, wann Dracons Weisheit wütet,
Und, schwanger von Gesez, nur Todesstrafen brütet.
O wie verließ sie uns, als dort bey Straf und Tod
Den Schönen, keusch zu seyn, Gesez und Natur verbot!
Mensch, wie verläßt sie dich an Calecuts Gestaden,
Wo schöne Wittwen sich in tiefen Flammen baden!
O wie verläßt sie dich, holdseliges Geschlecht,
Raubt Macht und Koran dir der Menschheit gleiches Recht!
Mensch, wie verläßt sie dich, wann Numa Götter dichtet,
Und mit Egerien auf einem Throne richtet!
Wie weit, Natur, sind wir, wann, eh ein Magus wird,
Du erst geschändet wirst, von deinem Weg verirrt?
Ihr, fast zu Mumien, vom Sonnenstrahl beschienen,
Wie fern seyd ihr von ihr, begeisterte Braminen?
Das Bild von einem GOTT, war es dir nöthiger,
Als Tag dem Maulwurf ist, betrognes Sterblicher?
So vielfach ändert nicht die Eitelkeit die Moden,
Als man, o GOTT, dir dient in Tempeln und Pagoden.
Kein Hagel hat noch je das Feld so sehr verheert,
Als wie der Priester thut, der Ruh und Sanftmut lehrt.
Was kan ein Wolf uns thun, als uns die Heerden rauben?
Was thut ein Priester mehr? Er zwinget uns zu glauben;

Sein Raub iſt die Vernunft, der Menſchen letztes Gut;
Entgeht ihm dieſer Raub; ſo will er unſer Blut:
So rächt er ſeinen GOTT, mit deſſen Ruf er pralet,
Den er willkührlich nennt; hier ſchwarz und weiß dort malet;
Hier bannt in den Olymp, voll Neid und Seeligkeit,
Und Götter dort, wie Sand, auf alle Wege ſtreut.
Weh dem, der ſie nicht ehrt! Ich rieht ihm, eh mit Drachen
Ungleich in Streit zu gehn, als übern Apis lachen,
Den GOTT, der wiederkäut; nach beßrer Weide Spur
Läuft er dem Prieſter fort, und folget der Natur.
Wie jene Bonzen dort ſelbſt ins geheim verachten
Die Hölle, welche ſie für Japans Pöbel machten,
Und Amidas Verdienſt iſt nur ihr Scherz und Spott:
So bakt aus Mayz und Blut der Prieſter einen Gott,
Und giebt mit heilger Hand, daß ſie ihn nicht vergeſſen,
Den Mexicanern dort lebendig ihn zu eſſen.
Wie iſt nun euer Thun, o Sterbliche, verkehrt?
Nicht mehr der Einfalt Thun, das die Natur uns lehrt!
Hier zwingt euch Aberglaub, und Ehrgeiz dort, zu kriegen,
Und eines Menſchen Wink zu ſterben oder ſiegen.
Hier raubet euch ein Freund Ruh, Ehre, Leben, Gut,
Wann das geliebte Weib dort andern ſchöner thut.
Was Wunder, wenn uns Haß und Neid und Rachſucht quälen,
Und, wo uns alles fehlt, nie Wunſch und Unruh fehlen?
Manch Trieb, von der Natur und unſerm Blut verkannt,
Entſtehet durch die Kunſt, und braußt in dem Verſtand.
Unwiſſend glüklicher, wünſcht man, viel zu begreifen,
Und ärmer ruhiger, auf Gold noch Gold zu häufen.
Wer die Gemächlichkeit als Wilder nicht geſchäzt;
O wie ſehr quälet ihn ihr kleinſter Mangel jezt!
Der Bürgerſtand zwingt uns, den andern gleich zu leben;
Zu haſſen, welche ſich ſtolz über uns erheben.
Wir ſpannen denn voll Mut des Neides Nerven an;
Halb glüklich, haben wir es ihnen gleich gethan.

Die Ehrsucht lehrt uns noch auf gröſsres Elend ſinnen,
Und ſpornt den träſten Fuß, den Vorſchritt zu gewinnen.
So iſt ſo manche Noht und eingebildtes Glük,
Nur unſers Hammers Werk, verlängert vom Geſchik.
So iſt, ach, ſo iſt ſtets ein Menſch des andern Beute!
So ſorgt ins Ewige der Wurm, gemacht für Heute!

* * *

Zu fühllos faſt, zu dumm faſt für ſein Ungemach,
Schickt hier der Ackermann den Pflug dem Ochſen nach.
Dort ſeh ich Fürſten ſich an ihre Pracht gewöhnen;
Zu fühllos für die Luſt, im Schoos der Fülle gähnen.
Den drükt des Amtes Bürd und den des Sackes Laſt;
Der ſchläfet ſanft auf Streh, und der wacht auf Damaſt.
Des Harpar Brod, vom Glük gebettelt für den Morgen,
Genießt der Bettler heut: GOTT hat des Morgens Sorgen.
Wann ihr von eurem Thron in niedre Hütten ſeht:
Iſts Mitleid, oder Neid, was denn in euch entſteht?
Der Hunger würzet hier, was dort Ternate würzet.
Wird nur von jedem Glük erſt alles abgekürzet,
Was Socrates leicht mißt, was in der Hofnung reich,
Und arm iſt im Genuß *; ſo ſind wir demnach gleich.
Der Sclave, welchen dort des Sultans Glücke quälet,
Den allem unterricht, hätt er es wohl gewählet?
Wahr iſts, daß ihnen ſtets zum Loos die Arbeit bleibt,
Die Thränen aus dem Aug, Blut aus den Nägeln treibt;
Doch ſie belohnt ein Schlaf, der oft dem Sultan fehlet,
Den ein empört Serail, Vizir und Argwohn quälet.
Noch ſeh ich, o Natur, noch ſind ich alles gleich;
Nur eine Ebene fließt durch dein groſſes Reich:
Doch Tauſend würden dich mit Klagen nicht beſchwehren,
O lebten wir noch dort, vermenget mit den Bären:

* O wie viel kan ich entbehren! ſagte Socrat, als er einen groſſen pomp betrachtete.

Uns rührte viel zu schwach des Mogols Diamant,
Gleich unnüz, wie dem Huhn, das ihn im Sande fand.
Doch da wir ungleich nun in der Gesellschaft leben;
Zwingt Noht und Leidenschaft, nach eitlem Tand zu streben.
Der Weise, der den Wehrt der Dinge kennt und schäzt,
Entartet bis zum Thor, in eine Welt versezt,
Die von Gesez und Kunst schon lange umgeschaffen,
Hier einem Zeughaus gleicht von ausgesuchten Waffen,
Dort einem Arsenal, aus welchem, schwehr und matt,
Ein Schiff ins Weltmeer sticht, und schwimmt wie eine Stadt.
Hier einem Tummelplaz, da einem Jahrmarkt gleichet,
Dort wie ein Kirchhof sieht, des Ziel kein Aug erreichet.
Den Bettler, welcher nakt in Wäldern glüklich wär,
Drükt seine Blöse hier, sein ungleichs Loos zu schwehr.
Der Staat, den Sorgen jezt und Aufruhr traurig machen,
Würd als ein Bedas dort der Krone Tand verlachen *.
Der Wilde und der Bär sorgt gleich nur für den Leib;
Doch was braucht jener mehr, als Bogen, Pelz und Weib?
Ohn Absicht auf sich selbst kan er noch andern schenken;
So groß, so edel kan nicht leicht ein Bürger denken.
Der Eigennuz durchherrscht die neue Welt der Kunst;
Die Weisen betteln hier bey Thoren Brod und Gunst,
Und ihre Sprüche stehn, wie Tulpen auf den Beeten,
Wie alter Münzen Reihn im Schaz der Cabineten,
In ihren Schriften da, die man zum Zeitvertreib,
Den Jadiz lieber, liest. Es ist nichts für den Leib.
So lebt denn, oder schweigt; ein Thor mag auch beneiden!
Wie Rosen welken; ach, so welken eure Freuden!

* Bedas sind eine Art wilder Menschen auf der Insel Ceylan. Sie haben eine Sprache, die in ganz Indien unbekannt ist; leben als abgesonderte Familien in einem Canton mit einander; und sind der Farbe nach als weisse und rothe unterschieden.

Sie blühn auf eurer Stirn; den Stachel hat das Herz;
Die Luſt ſitzt auf der Haut, und in dem Mark der Schmerz.
Zu glüklich, da ihr doch nur gleich den Thieren lebet,
Wann euch nicht der Verſtand aus ihrem Kreiß erhebet!
Noch glüklicher, wär noch der harten Eicheln Koſt,
Die rauhſte Wurzel nur im Hunger euer Troſt!
O glüklich, dienten euch vor Hagel, Sturm und Wilde,
Nur Höhlen noch zum Schuz; nur Bäume noch zum Schilde;
O Menſch! o erſter Menſch! ich kan im Geiſt dich ſehn
Mit Krallen* auf den Raub, als wie ein Habicht, gehn!
Mit Stein und Aſt bewehrt, und ſpäter mit dem Bogen;
Am Leib, als wie ein Bär, mit Haaren ganz umzogen.
Noch friſſt du ohne Rahl; dein kindiſcher Verſtand
Sann hundert Jahre nach, eh er das Feuer fand.
Doch denn kam Kunſt auf Kunſt, und ſo viel Leidenſchaften,
So viel war Stoffe da zu Kunſt und Wiſſenſchaften.
Verwundernd ſieht die Erd ſich nun ein Ackerfeld,
Und ſeufzet unterm Druk der neugedachten Welt.
Was habt ihr, Sterbliche, o, was habt ihr begonnen?
Welch Elend habt ihr euch zu ſinnreich ſelbſt erſonnen?
Da ihr nun Häuſer baut von Cedern und von Stein,
Erſinnt ihr euch thöricht ſelbſt gleich jenen Würmern ein.
Was habt ihr, wann ihr ſterbt, als Feſſeln abzugeben
An andre, die nach euch, und noch elender leben?
O glaubet, euer Glük und eure Sclavereyn
Macht mehr, als Pfeil und Spies die wilden Thiere ſcheu.
Und die, ja dieſe ſind, mit ihren lauten Freuden,
Im Schooſe der Natur und Freyheit zu beneiden.
Wahr iſts, wir tödten ſie oft nur zum Zeitvertreib;
Doch, gehn wir beſſer um mit unſerm eignen Leib?
Von Menſchenköpfen baut ſich Nadir Pyramiden;
Dort muß ein Martyrer im heilgen Oele ſieden,

* Ariſtoteles hat ſich alſo den erſten Menſchen vorgeſtellt.

Hier, wo der Holzſtoß raucht, in heilgen Flammen glühn,
Und Sclaven wirft man dort den wilden Thieren hin.
Aus des Buſiris Stier brüllt dort des Fremden Rache *,
Und von Tarpejens Fels fiel oft der Unſchuld Sache.
Aus blutgen Rümpfen ſeh ich tauſend Seelen fliehn,
Und über ſie ein Heer, wie über Brücken, ziehn.
Ich ſeh in gleicher Stund, von Jünglingen und Alten,
Die lange Reihe ſich die Leiber ſelber ſpalten:
Auf eine Miſſethat, nach Japans blutgem Recht,
Stirbt nicht der Thäter nur: er und ſein ganz Geſchlecht.
Ihr Götter unſrer Welt! was hat euch unterſchieden?
Den Bliz, der Cedern triſt, hat noch kein Thron vermieden:
Und ſterbt ihr glüklicher, wenn ihr auf Purpur ſinkt,
Und Höllenqual und Tod aus goldnen Bechern trinkt?
Seht Königskinder dort, in ihren ſchönſten Tagen,
In Sammet eingenäht, mit Bambuc tod geſchlagen,
Und dort mit gröbern Holz den Sclaven tod gequält;
In gleichem Augenblik vergeſſen und entſeelt!
O Welt, die mich erſt noch ſo ſanft, ſo ſchön erfreute;
O Welt, ſeh ich dich jezt nur von der ſchwarzen Seite!
Doch Menſchen ungezählt entrinnen ſolcher Qual,
Dem Schwerd, dem glühnden Roſt, der Onontagen Pfahl;
Vom Perſer ungeblendt, und frey von Algiers Kette:
Und ſterben ruhiger .. Wo? .. auf dem Krankenbette.
Doch wann ein langſam Gift an Herz und Lunge nagt,
Der Tod ſich wünſchen macht, und Jahre lang uns plagt:
Wann in des Fiebers Hiz der ganze Körper lodert,
Und voll Geſchwür ein Leib lebendig ſchon vermodert,
Noch lebend ſchon die Speis der Würmer, ſeiner Brut,
Die immer neu entſtehn in dem vergiftem Blut;

* Buſiris, König in Aegipten, pflegte die Fremden den Göttern zu opfern. Von ihm ſagt Virgil:

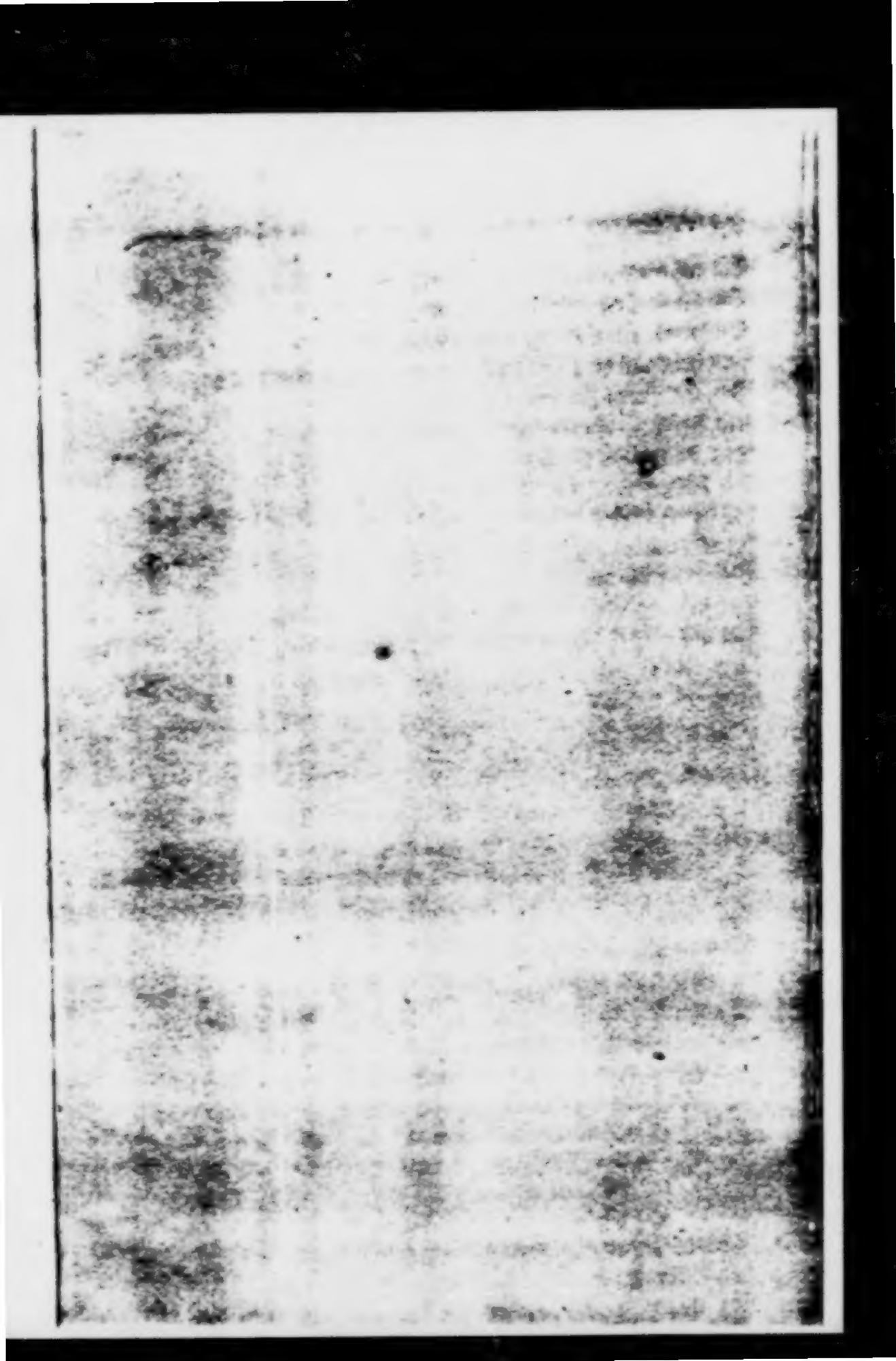
. . . Quis aut Euryſtea durum,
Aut illaudati neſcit *Buſiridis* aras?

Gerädert von der Gicht, und von dem Schmerz zerriſſen,
Wann, zu dem Krampf gereizt, ſich die Gedärm verſchlieſſen,
Und ſich verwickelnd drehn. Hier bebt und ſchweigt mein Mund:
Hat der auf glühndem Roſt zu gröſſern Klagen Grund?
Wie Guarimozin dort zu ſeinem Liebling ſagte,
Der halb geröſtet, nur mit einem Ach, ihm klagte;
Es ſprach der nakte Held, vom Schmerz noch unbeſiegt:
Iſt es ein Roſenbett, worauf dein Kaiſer liegt?
So macht Unglüklichen, die Spies und Flammen plagen,
Ein Siecher auf dem Bett mit Recht dieſelbe Fragen.
Wir alle ſind der Zeit, des Zufalls gleicher Raub,
Zerbrechlicher als Glas, und alle nur von Staub.
Es koſtet die Natur des Körpers Meiſterſtücke
Nur eine Hand voll Erd, und wenig Augenblicke.
Was Wunder, wenn ſie uns, dem Wurm nicht minder hart,
In ihrem Ueberfluß, wie ihn, gleich wenig ſpart.
Sie ſizt beſchäftigt ſtets, wo ſie kein Auge ſchauet,
In ihrer Werkſtatt ſtill, reißt nieder, fügt und bauet.
Wer weiß, ob ſie für uns, an jenes Abgrunds ſtatt,
In ihrer Zukunft nicht ein ſanfteres Lager hat?
Was wird ſie endlich noch aus ihrem Menſchen machen?
Beſchämt ſie noch vielleicht des Glückes höhniſch Lachen?
Was hoff ich hier, wo ich ein Thier gleich andern bin?
Ihr Schmetterling ſchwebt mir ſtets lehrreich vor dem Sinn.
Ich hör die Leidenſchaft weit übern Erdkreis brauſen,
Und jenſeits unſres Grabs des Herzens Sturm noch ſauſen.
Entſezlich iſt ſein Sturm! Nicht, weil die Leidenſchaft,
Was ſelbſt die Zeit verſchont, ihr trozend weggeraft;
Nicht, weil ins fernſte Meer, das noch kein Schiff erblicket,
Sie einen Vaſco dort, hier den Columb geſchicket;
Nicht, weil ſie Heere dort vereiniget zur Schlacht,
Und ſelbſt in ihrer Wut den Donner nachgemacht,
Der in den Bomben dort hoch über Städte fähret,
Die Luft erſchüttern macht, die Erd durchwühlt, verheeret,

Thürm

Thürm und Paläſte ſtürzt, und Wäll und Felſen ſprengt,
Und eine ganze Stadt aus ihren Mauren drängt.
Nein, weil in unſerm Herz, wie dort im Meer die Wellen,
Sich die Gedanken blähn, und bis zum Himmel ſchwellen,
Sich übermütig ſelbſt der Gottheit Throne nahn:
So naht den Sternen ſich empört der Ocean!
Was iſts, wann vor dem Blitz der Libanon erzittert,
Und eine Flotte ſich an einem Fels zerſplittert?
Was iſts, wann Lima dort in Schutt und Grauß zerfällt;
Callao untergeht, und Liſſabon der Welt,
Die Thorheit, Karten, Tanz und Pracht nicht minder liebet,
Ein gleiches Trauerſpiel auf eigne Koſten giebet?
Was iſts? nicht mehr als wann die ſchwarzen Thiergen dort
Ein Regen überfällt, und ſchwemmt von ihrem Ort;
Als wann ein Hagel fällt, und mäht unreife Saaten:
Das ſind für die Natur gleich groß und kleine Thaten!
Doch wenn ein Menſch voll Stolz ſelbſt dich, o Tod, nicht ſcheut;
Die Welt vernichtigt wünſcht, und Stern und Himmel bräut;
Was war zu hoch für ihn? Er hat es ausgeführet;
Wann ihn kein Mitleid mehr, ſich ſelbſt vergeſſend, rühret;
Wann auf den eignen Leib dir, o Natur, zum Spott,
Der Geiſt ſelbſtmörderiſch ſtürmt, und rächet ſich an GOTT:
Was haſt du, o Natur, in allen deinen Reichen:
Womit willſt du alsdenn ſolch eine That vergleichen?
Er iſts, er iſts der Menſch, der in der Engel Schaar,
Die einſt mit GOTT gekriegt, ein Mitverſchworner war;
Er iſt es, der mit ihr, im Abgrund ſeiner Plagen,
Noch Mut genug beſitzt, den zweyten Sturm zu wagen;
Ob er in jener Höh dem Donner gleich nicht traut;
Am neuen Babel wird doch täglich noch gebaut.
Welch Schikſal hat ihn einſt in dieſe Welt verſtoſſen,
Vor einer Ewigkeit, die lange ſchon verfloſſen?
Wie, wo der Senegal breit über Sand und Gold
Durch ein verſenkt Gefild die heiſſen Wellen rollt:

Ein kühner Mohr, nun müd der Ungeheuer Menge,
Die dürre Heid entzündt, und denn ein schwarz Gedränge
Sich, wie ein Eisberg wälzt, wann es am Nordpol thaut,
Und man den Abgrund voll von flüchtgen Monstern schaut:
Von Stimmen hört man denn ein gräßliches Gemische,
Ein Brüllen, ein Geheul, ein schauerndes Gezische:
Das stärkre herrscht mit Grimm; eins schlingt das andre ein;
Die Ruhe würde hier ein neues Monster seyn:
So hat einst das Geschik der Menschen wild Getümmel
In dieses Thal gestürzt; GOTT weiß, aus welchem Himmel!
Hier quält sich nun der Mensch, und hofft in seiner Qual:
Der sieht die Houris schon, und jener Odins Saal:
Der auf dem Grund des Styx die schwarzen Frösche gehen:
Von welcher Seit, o Welt, werd ich zulezt dich sehen?
Dem gut- und bösen Gott gleich opfernd Pantheon!
O Welt! wie zeigst du dich? als ein Chameleon!



Was fand er? ach, er seufzt und schweigt,
Weil sich, o Zufall! o Geschike!
Loos, Wechsel, Ungefähr und Glüke,
Vor eurem Scepter alles beugt!

Was sucht der Weise? Ach, die Ruh,
Er sucht der Seelen wahren Frieden:
Doch wem ein solches Theil beschieden,
Dem sieht kein Engel neidlos zu.

Hier ist es nicht, hier in der Welt,
Die einem wilden Sturme gleichet;
Kein Hafen ward vor ihm erreichet;
Kein Anker hält, der vor ihm hält.

Wo ist die Ruh? Ach, in der Gruft!
Hier ist sie nicht, wo wir noch leben,
Wo wir gleich jenen Fischen schweben,
Verfolgt im Meer und in der Luft.

O Freundin! lese dies Gedicht,
Und frage nicht noch stärkern Gründen:
Ist hier ein höchstes Gut zu finden,
Wer dich besitzt, dem fehlt es nicht.

Die Einsamkeit.

Ihr Inseln, ferne dort im letzten Ocean!
Verfangte Wüsten, wo der Tiger traurig fliesset!
Gestad, wo sich ins Meer der starre Oby giesset,
Nun bald ein Eisgebürg, wo niemand landen kan.

Verkehrne Felsen, wo sich kein Geschöpf erfreut!
Ihr Grotten der Natur, und ihr gehehrne Grüfte!
Vesuve jener Zeit; nun ausgebrandte Klüfte!
Seyd izt mein Trauerbild! Mahlt mir die Einsamkeit!

Hier strahlt der Höfe Pracht, das Spiel, der Masken Tanz,
Und was die Eitelkeit für Mittel sonst erfunden,
Zum Gift der edlen Zeit, zum Tod der kostbarn Stunden,
Wie jener Würmer Licht, wie eines Irrlichts Glanz!

Wie eines Irrlichts Schein, der uns in Sümpfe führt;
Wie eine Luftgeschicht, die schrekend uns ergetzet;
Hier wird nach wahrem Wehrt ein jedes Ding geschätzet;
Hier ists, wo sich ins Nichts der Menschen Thun verliehrt!